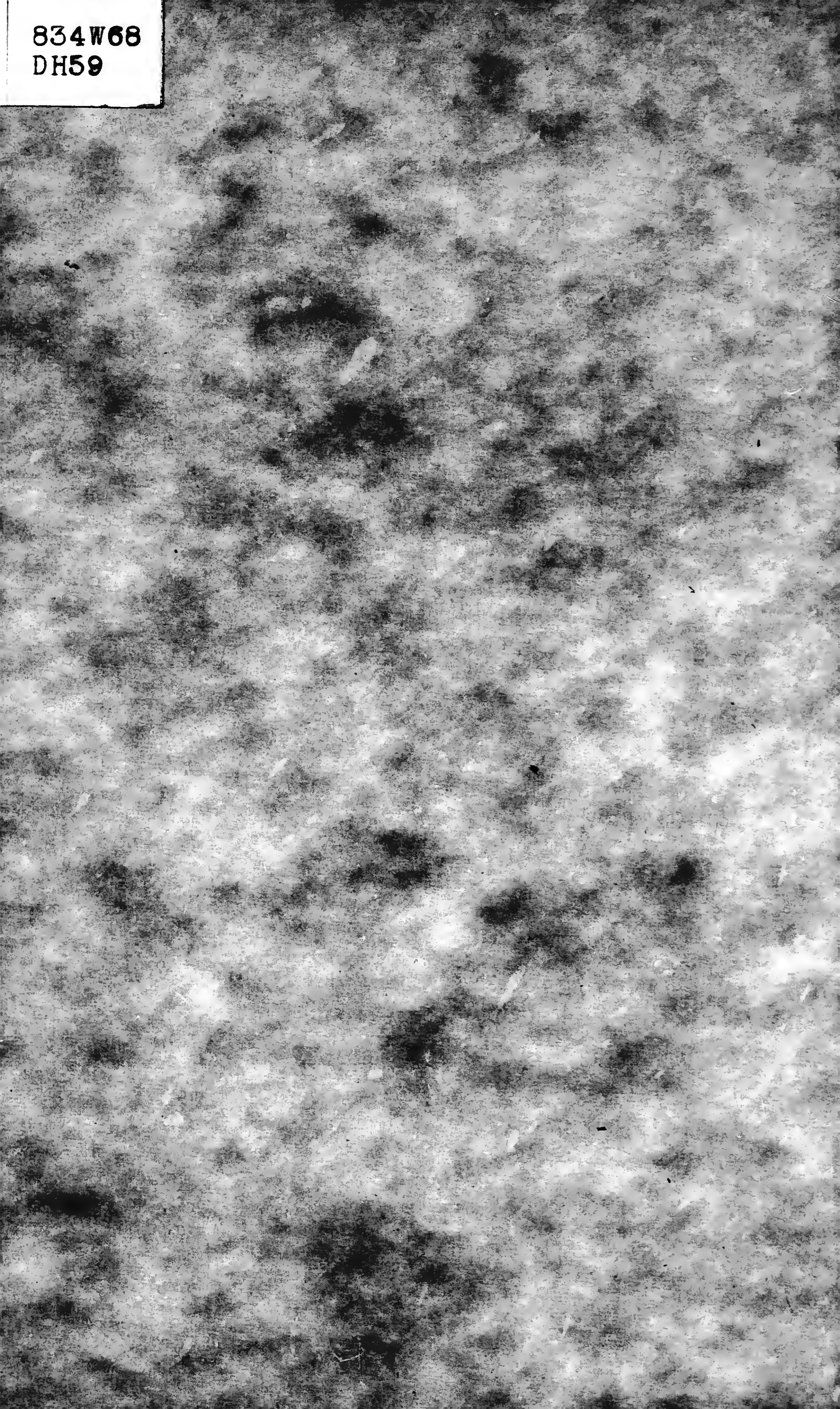


Ernst Willkomm.

Ein Beitrag zur Geschichte des „Jungen Deutschland".

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

der Hohen Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Königl. Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster i. W.

Vorgelegt von

Fritz Hinnah
aus Mülheim a. d. Ruhr.

Tag der mündlichen Prüfung: 25. Juli 1914.

Bocholt 1915.

Druck von J. & A. Temming.

Dekan:

Professor Dr. Gerhard Schmidt.

Referent:

Professor Dr. Julius Schwering.

Meinen lieben Eltern!

Inhalt.

Nachweis der benutzten Literatur.

1. Bücher.

Brandes, Georg.	Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. VI. Band. 2. Aufl. Leipzig 1896.
Gottschall, R.	Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. II. Band. 7. Aufl. Breslau 1903.
Gutzkow, K.	Vermischte Schriften. II. Band. Leipzig 1842.
Hillebrand, J.	Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing bis auf die Gegenwart. III. Band. Hamburg und Gotha 1851.
Honegger, J. J.	Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit. IV. und V. Band. Leipzig 1871 und 1874.
Honegger, J. J.	Literatur und Kultur des 19. Jahrhunderts. 1. Auflage. Leipzig 1865. 2. Auflage Leipzig 1880.
Keiter, H.	Theorie des Romans. 2. Auflage. Essen 1904.
Kreyßig, Fr.	Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart. Literar- und kulturhistorische Studien. Berlin 1871.
Kurz, Heinrich.	Geschichte der neuesten deutschen Literatur von 1830 bis auf die Gegenwart. Leipzig 1872.
Kühne, F. G.	Porträts und Silhouetten. I. und II. Band. Hannover 1843.
Mähly, J.	Der Roman des 19. Jahrhunderts. In „Deutsche Zeit- und Streitfragen". Herausgegeben von Fr. v. Holtzendorf und W. Onken. Jahrgang I, Heft 10. Berlin 1872.
Marggraff, H.	Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche. Charakteristiken. Leipzig 1839.
Martersteig, Max.	Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert. 3. Buch. Leizig 1904.
Mielke, H.	Der deutsche Roman. Dresden 1912. 4. Auflage.
Mundt, Theodor.	Allgemeine Literaturgeschichte. II. Band. Berlin 1846.
Nehorn, K.	Der deutsche Roman. Geschichtliche Rückblicke und kritische Streiflichter. Köln und Leipzig 1890.
Rodenhauser, Rob.	Adolf Glaßbrenner. Ein Beitrag zur Geschichte des „Jungen Deutschland" und der Berliner Lokaldichtung. Nikolassee 1912.
Scherr, Joh.	Poeten der Jetztzeit in Briefen an eine Frau. Stuttgart 1844.
Schian, M.	Der deutsche Roman seit Goethe. Skizzen und Streiflichter. Görlitz 1904.
Schmidt, Julian.	Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit. V. Band. Berlin 1896.
Stern, Adolf.	50 Jahre deutscher Dichtung. 1820—1870. 2. Auflage Leipzig 1877.
Wehl, Feodor.	Das junge Deutschland. Ein kleiner Beitrag zur Literaturgeschichte unserer Zeit. Hamburg 1886.

2. Zeitschriften.

Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig. Jahrgänge 1834—1886.
Der Freimüthige. Ein Unterhaltungsblatt für gebildete Leser. Herausg. von A. G. Gentzel. Jahrgang 1839. Berlin.
Europa. Chronik der gebildeten Welt. Stuttgart und Leipzig. Jahrgänge 1837—1860.
Freihafen. Herausg. von Th. Mundt. Jahrgang 1839. Altona.
Grenzboten. Jahrgang 1886 und 1887. Leipzig.
Jahrbuch der Literatur. 1. Jahrgang 1839. Hamburg.
Literaturblatt. Beilage zum Morgenblatt, herausgegeb. von W. Menzel. Stuttgart 1846.
Zeitung für die elegante Welt. Leipzig. Jahrgänge 1839—1845.

3. Sammelwerke und Lexika.

Allgemeine Deutsche Biographie. Band 43. Leipzig 1898.
Brümmer, Fr. Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten. Leipzig.
Gersdorf, E. G. Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur. Jahrgänge 1843 bis 1846. Leipzig.
Houben, H. H. Bibliographisches Repertorium der Zeitschriften des Jungen Deutschland. Berlin 1906.
Kayser, Ch. G. Vollständiges Bücherlexikon. Leipzig.
Schröder. Hamburger Schriftstellerlexikon Band VII. Hamburg 1851—1883.

4. Zeitungen.

Allgemeine Zeitung. Jahrgänge 1845 und 1846. Augsburg und Stuttgart.
Kölnische Zeitung. Jahrgänge 1845 und 1846. Köln.

Zahlreiche Werke aus der Zeit des „Jungen Deutschland“ und über das „Junge Deutschland“ wurden noch ohne Nutzen für diese Arbeit durchgesehen.

Vorwort.

Wer ist Ernst Willkomm? Diese Frage drängt sich wohl ganz unwillkürlich einem jeden auf, der den Titel dieser Arbeit liest. Sein Name ist verklungen wie die Namen vieler seiner Zeitgenossen, die mit ihm lebten und mit ihm strebten. Unbekannt geworden sind seine Werke, wie so manches uns heute entfremdet ist, was die Dichter des „Jungen Deutschland“ schufen. Sie zu würdigen und der literarhistorischen Untersuchung eingehender zu unterziehen, beginnt man erst in den letzten Jahren. Zweck und Ziel dieser Arbeit nun soll es sein, in einer zusammenfassenden Darstellung und kritischen Untersuchung von Ernst Willkomms Leben und Werken einen Beitrag zu liefern für die Geschichte des „Jungen Deutschland“, denn in der geistigen Gemeinschaft mit den Dichtern und literarischen Führern dieser Epoche, als ein Jünger der jungdeutschen Schule, als ein eifriger Vertreter und Verfechter der Ideen und Forderungen des Jungen Deutschland, ja als der ins Extrem verfallende Schriftsteller der Richtung, der er sich anschloß, tritt Ernst Willkomm uns besonders in dem ersten Jahrzehnt seiner schriftstellerischen Tätigkeit entgegen. Persönliche und literarische Beziehungen verbanden ihn mit den Heine, Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt, diesem engeren Kreise des „bundestäglichen jungen Deutschland“. Die durch sie und ihre Dichtung bezeichneten Ziele verfolgte auch Ernst Willkomm in seinen Werken, als „produzierender Epigone dieser kritischen Apostel der jüngeren Richtung“.[1]) Weniger bedeutend als jene und kein Großer unter den deutschen Dichtern, aber bedeutend genug, um von den Nachlebenden nicht ganz unbeachtet vergessen zu werden. Für die Masse des Volkes suchte er der eifrige Vermittler moderner politischer, sozialer und religiöser Ideen zu werden, bei ihm wurden die Theorien und Forderungen, die von den Führern der damaligen literarischen Bewegung aufgestellt wurden, zur Tat, für die er eintrat mit der Macht des Wortes und für die er durch Bücher, Zeitschriften und Zeitungen möglichst zu begeistern unermüdlich bestrebt war, sodaß eine Arbeit, die Ernst Willkomm und seine Werke zum Gegenstand hat, die ihn und seine Zeit uns näher rückt, wenigstens auf historisches Interesse Anspruch machen darf.

---

[1]) R. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. II. Bd., 7. Aufl., S. 157.

Charakterisierung des Zeithintergrundes während der jungdeutschen Literaturperiode.

„Die klassische Zeit hatte vorwiegend den Anstrich einer gelehrten Poesie gehabt und verdankte ihre Volkstümlichkeit der gewaltigen Macht der Genies, die sie schufen. Die Romantik suchte nach volkstümlichem Inhalte, griff aber fehl, weil sie denselben in den Schöpfungen mittelalterlicher, mystischer Poesie, in ihrem Geiste zu finden glaubte".[1]) Dem aristokratischen Zeitalter der Literatur folgte nun in der fortschreitenden Entwickelung das demokratische. „Es begann eine neue Epoche in der Weltgeschichte, und neue Hoffnungen traten an die Stufen des Thrones der Zeit, um von dem proklamierten Gott des verjüngten Lebens die Ministerdienste zu übernehmen." [2]) Das Individuum, in dessen persönlicher Freiheit und Selbständigkeit man das erstrebenswerte Ideal gesehen hatte, mußte in der Folge der französichen Revolution von 1789 mit jedem neuen Jahrzehnt immer entschiedener der sozialen Gemeinschaft des Volkes weichen.

Waren auch die Hoffnungen, die das deutsche Volk nach den Befreiungskriegen auf eine Konstitution gesetzt hatte, bitter getäuscht worden, so hatte es in dieser Zeit doch zum ersten Male seine eigene Bedeutung und seine Macht verspürt. In diesem Bewußtsein seines eigenen Wertes hörte es nicht mehr auf, sich durchzusetzen gegenüber den veralteten Ansprüchen bevorrechteter Klassen. Es begann sich zu emanzipieren. Durch Revolution allein schien dies möglich zu sein. Die große französische Revolution hatte den dritten, den Mittelstand gezeitigt, der eine Zeitlang die Interessen beherrschte. Seine Herrschaft brach die Julirevolution von 1830, die auch auf Deutschland nicht ohne Einfluß blieb. Die unteren arbeitenden Klassen, der vierte Stand, fing seitdem an, in der Gesamtheit des Staatsganzen eine Stellung einzunehmen. Eine starke Gärung kam unter die Massen. Bewegung zeigte sich an allen Orten, die wuchs und endlich zu dem gewaltigen Umsturze der äußeren Formen drängte, in die der freiheitlich berauschte Geist nicht mehr recht passen mochte: Die Stimmung war reif geworden für die Revolution von 1848.

---

[1]) R. Gottschall, a. a. O. II. Bd., S. 8 ff.

[2]) Vorrede zu den Jahrbüchern für Drama, Dramaturgie und Theater". Herausg. von Ernst Willkomm und A. Fischer. 1837. Leipzig.

Hand in Hand mit dem politischen Umschwung ging eine geistige Revolution auf literarischem Gebiete.

Verwirklichung freiheitlicher, politischer und sozialer Ideen, wie sie besonders seit der Julirevolution in den Vordergrund des Interesses getreten waren, wurde mit Eifer erstrebt. Die Literatur, die bis dahin Selbstzweck gewesen war, wurde jetzt praktisch, „diesseitig“ und stellte ihre Kraft in den Dienst der herrschenden Zeitideen, wie sie im Volke immer lebendiger hervortraten. Die Literatur wurde Organ der Lebensinteressen der Gegenwart, „eine echte und wahre Volksliteratur, die das seelenberauschende Leidvoll und Freudvoll einer ganzen Nation ist“.[1]) So entstand die Literaturperiode des „Jungen Deutschland“, eine zweite Sturm- und Drangperiode, „eigentümlich und wunderbar genug erfüllt von seltsamen Absichten, erhabenen Wünschen und lächerlichen Plänen, eine Art Geistesrevolution, die sich in langen und furchtbaren Kämpfen austrug“.[2]) Freiheit, geistige Emanzipation wurde ihr Losungswort. „Die Menschheit, war der Glaube, sei verkümmert und übervorteilt worden. Nun suchte sie aus den wirren, trostlosen Zeiten philiströser Engherzigkeit und entwürdigender Bevormundung herauszustreben, dem Leben, dem Genuß entgegen.“[3]) „Es ist eine Zeit mächtiger Gärung, unabgeklärter Strebungen und Denkprozesse, ungewisser Ziele, des Suchens und Tastens nach unklaren aber gewaltsam in den Köpfen arbeitenden Freiheitsidealen. Es ist ein stürmisches Treiben neben- und gegeneinanderarbeitender Kräfte, ein fast chaotisches In- und Widereinanderarbeiten, ohne einen anderen durchlaufenden als den unbestimmten Freiheitsdrang, ohne Zentrum und ohne Haltepunkt. Die politischen und sozialen, die unfertigen, hohlen, krankhaften Zustände der modernen Gesellschaft werfen überdies die junge Literatur überwiegend in die Weltschmerzstimmung, oder, wo sie kräftig und mannhaft genug ist, um dieser nicht zu erliegen, in das brausende, schäumende Kraftverlangen.“[4])

In der Literatur ruhte die Seele der Zeit, und diese „Seele der Zeit machte die Jugend kühn, lebenslustig, freiheitsdurstig. Sie hauchte ihr den schöpferischen Odem ein und sah es gern, daß sie sich nicht schämte, ein Gott sein zu wollen auf Erden neben dem Gott im Himmel.“[5]) Die großen bewegenden Mächte des modernen Lebens übten ihren Einfluß auf die Gestaltung der Literatur, die eine dem Charakter der Zeitströmungen

---

[1]) Feodor Wehl, „Das junge Deutschland“. Hamburg 1886. S. 1.

[2]) Ebenda, S. 2.

[3]) R. Rodenhauser, Adolf Glaßbrenner. Ein Beitrag zur Geschichte des „Jungen Deutschland“. Nikolassee 1912. S. 91.

[4]) J. J. Honegger, Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit. Leipzig 1874 V. Bd., S. 357 ff.

[5]) Vorrede zu den „Jahrbüchern für Drama, Dramaturgie und Theater“. Herausg. von Ernst Willkomm und A. Fischer. 1837. Leipzig.

entsprechende, immer realistischer werdende Färbung annahm und schließlich mit dem wirklichen Leben eng verschmolz und tendenziös wurde. Die Verhältnisse der geschichtlichen Entwicklung, der Politik, der Sozialität und Weltanschauung wurden kritisch scharf beobachtet, im Sinne der Tendenz aufgefaßt und geschildert. Die Literatur wurde die Macht des Tages, die Trägerin der öffentlichen Meinung und von ihr getragen. „Der Poesie wurde die Rolle eines Volkstribuns zuerteilt nach jenen Gewittern, welche am politischen Horizont die Hitze der zu früh abgedampften Julirevolution von Frankreich zu uns herübergeführt hatte und die in unserer Literatur ein Echo fanden, das eine auf literarischem Gebiete nie gekannte Bewegung hervorrief."[1])

Die Hauptsache wurde die Diskussion sozialer Fragen, die in ästhetischem Gewande abgehandelt wurden. Die sozialistischen Systeme, die jenseits des Rheines die geistige Welt bewegten, mußten auch in Deutschland lebhaften Nachhall finden. Dem Drang nach Freiheit wurde rückhaltlos Wort und Stimme verliehen. „Liberalismus" und „Materialismus" wurden zu Schlagwörtern des Tages. Begierig griff man aus nach etwas Neuem, träumte sich in eine neue, glücklichere Zukunft.

Doch den Zwiespalt zwischen der bestehenden Wirklchkeit und dem erstrebten Ideal bedachte jene überreizte, nervöse Zeit nicht. Zwar war es „eine glaubensdurstige, aber wenig glaubenskräftige Zeit, die vermessen nach dem Unendlichen griff und stärker doch als jede andere die Schranken des Endlichen empfand, die leidenschaftlich nach Wahrheit suchte und doch im Spiel mit seltsamen Bildern sich gefiel."[2]) „So war der Konflikt zwischen großem Wollen und Unvermögen gegeben in eigener Haltlosigkeit. Zu ihm kam der andere, der aus der politischen Lage entsprang. Man wollte sich betätigen, teilhaben an dem Regiment, das die Geschicke der Menschen regulierte."[3]) Noch war aber stärker als die Neuerer die Reaktion.

Damit war es in der Literatur mit dem Frieden und der harmonischen Ruhe vorüber. Für sie brach eine Zeit des Kampfes an, eine kriegerische Stimmung bemächtigte sich ihrer. Die Erregtheit der Zeit, die sich mit Ideen und Prinzipien auseinandersetzte, von denen sie sich alles mögliche versprach, die sie gern im weitesten Umfange realisiert gesehen hätte, fand in der Literatur ihr bunt schillerndes Spiegelbild. „Man warf die Ideale, an die man nicht mehr glaubte, die sittlichen und religiösen Formen verzweifelnd über Bord und stürzte sich ohne Kompaß

---

[1]) Th. Mundt, „Heine, Börne und das sog. Junge Deutschland". Im „Freihafen". 1840. IV. Bd. S. 183. Altona.

[2]) Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit. Berlin 1896. V. Bd. S. 238 ff.

[3]) R. Rodenhauser, Adolf Glaßbrenner. Ein Beitrag zur Geschichte des „Jungen Deutschland". Nikolassee 1912. S. 27.

in die Flut der Wirklichkeit."[1]) Die Zeit des Räsonnierens, Diskutierens, Debattierens und Reflektierens begann. Man blieb eben noch zu sehr in den Zeitwirren stecken, die sich aus den Disharmonien der bestehenden Zustände und den Wünschen und Forderungen des Volkes herausgebildet hatten, um einen objektiven, einigen Standpunkt einnehmen zu können. Man machte sich schwere und leichte Gedanken und kam nicht dazu, sich eine abgeschlossene Stellung zu den Fragen der Zeit und der Gesellschaft zu verschaffen. Dieser „Zerrissenheit" folgte bald eine gewisse Ermüdung und Unlust an Welt und Menschheit überhaupt auf dem Fuße. Man fühlte in der fieberhaften Unruhe und dem vergeblichen Langen nach einem neuen Ideal zu sehr die Ohnmacht alles Glaubens und die Hohlheit alles Bestehenden, sodaß es kein großer Schritt mehr war zum Pessimismus, dem „Weltschmerz", der in der Tat bald negativ, zersetzend in der Literatur sich bemerkbar machte. Treffend charakterisiert J. J. Honegger[2]) diese jungdeutsche Literaturperiode, indem er schreibt: „Unsere Literatur des 19. Jahrhunderts ist der Tummelplatz aller Mächte geworden, von den gespenstisch wieder aufgestandenen vorrevolutionären an bis auf die erst schemenhaft heraufziehenden einer unfaßbaren Zukunft. Daher ist sie so außerordentlich vielgestaltig und vieldeutig, hastig und unruhig, friedlos und kampflustig, zuversichtlich und verzagt, vor und rückläufig, in allen Tonarten spielend, auf alle Ziele aussehend, alle Kräfte ins Feld führend, bald da, bald dorthin leitend und geleitet; aber unharmonisch, voller Sinnen und Widersprüche, von allen Winden bewegt, dämonisch und zerrissen, die Aeolsharfe und das Säuseln des Abendwindes sind ihr weit weniger vertraut als das Knarren der Wetterfahnen und das Rauschen des Sturmes. Selbst, wo die Verzweiflung und Zerrissenheit, die Denkunsicherheit und die Gefühlsverzerrung unserer modernen Zeit die Literatur angefaßt hat, — und dieser Zipfel ihres Kleides ist lang und breit und trägt schreiende Farben, — selbst da wahrt sie wenigstens eine finstere Gewalt. Wir haben eine Literatur der Verzweiflung und des Weltschmerzes, eine Sensations- und Effektliteratur, viel zu viel von diesen Dingen; aber wenigstens langt sie nicht nach dem Wimmern und Stöhnen, häufiger sind der wilde Schrei des Leides, der Fluch und die Verwünschung ihre Mittel und überall Kampfruf".

Die Mischung der politisch-sozialen, der ethisch-philosophischen und religiösen Streitfragen der Zeit mit der literarischen Darstellung bildete den besonderen Stolz des „Jungen Deutschland" und der mit ihm verwandten Bestrebungen. Den Staat, die

---

[1]) Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit. Berlin 1896. V. Bd., S. 245.

[2]) J. J. Honegger, Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit. V. Bd., S. 357 ff. Leipzig 1874.

bürgerliche Gesellschaft und die Kirche wollte man neu beleben. In ihrer augenblicklichen Gestaltung und Form empfand man sie als drückende Fesseln, die jeder freien Entwicklung nur hinderlich sein konnten, die deshalb reformiert oder völlig zerstört werden mußten. Für die bürgerliche Gesellschaft begnügte man sich nicht damit, die Aufhebung der sozialen Schranken innerhalb eines Volkes zu predigen, man wollte auch die nationalen zwischen den einzelnen Völker beseitigen und forderte daher mit Nachdruck die Verwirklichung des bereits von Rousseau verkündeten und durch die Revolution in Erinnerung gebrachten internationalen Ideals der „Verbrüderung der Menschheit“, eine freie Humanität, einen Kosmopolitismus statt des Nationalismus.

Teilnahme des ganzen Volkes an der Regierung, eine konstitutionelle Verfassung auf breitester, demokratischer Grundlage, Gleichberechtigung aller Gesellschaftsklassen, soziale Hebung des vierten, des Arbeiterstandes, eine liberale, pantheistische Religion, Emanzipation der Frauen und der Juden, freiere Formen der Verbindung und Trennung der beiden Geschlechter wurden so die Forderungen, die das „Junge Deutschland“ aufstellte. Darin glaubte man alles verbürgt für die Verbesserung der Welt und die Beglückung der Völker.

„Es war ein Geschlecht erstanden, in dessen Adern ein politischer, sozialer und erotischer Freiheitsdrang glühte, welcher alle Formen und alles Herkommen sprengte“:[1]) eine Literatur des Fortschritts, oder, wie Theodor Mundt sagte: „eine Literatur der Bewegung“.

Frankreich war das Rüsthaus dieser Ideen gewesen; seine Revolution, die Philosophie eines Saint-Simon und Charles Fourier hatten sie gezeitigt.

Zur Entwicklung dieser Ideen wählten sich die Schriftsteller jener Zeit die Form des Romans und der Novelle. Sie wurden das beliebteste Genre als die passendste, zweckdienlichste Formgebung der Gleichheits- und Gleichmäßigkeitstheorien, die im Schwange waren. Der Roman erkannte keinen Unterschied der Stände an, sondern demokratisch wie er war, brachte er eine gewisse Gleichmäßigkeit der Anschauungen und Empfindungen in die hohen und niederen Stände.

Der Roman wurde das charakteristische Schoßkind der Zeit. „In seine unbestimmten, weiten Entwicklungen legte sie ihr Wohl und Wehe, ihr Bangen und Träumen, ihr Gebet und ihren Fluch, ihre Tränen und ihr Hohngelächter“.[2]) Er ist „die belletristische Illustration zu der großen Flutung der Zeit, von der er den

---

[1]) Georg Brandes, „Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts“. Leipzig 1896. VI. Bd. 2. Aufl. S. 265.

[2]) J. J. Honegger, Literatur und Kultur des 19. Jahrhunderts. 2. Aufl., Leipzig 1880, S. 40.

Geist entlehnt, um ihn ihr wieder aufzudrängen".[1]) In ihm spiegelt sich klarer und deutlicher als in irgend einer anderen Dichtungsart das charakteristische, zerrissene Schaffen unruhig suchender Geister. „Der Reichtum der Gedanken und furchtbaren Schwankungen der Gefühlswelt einer Zeit der weitest greifenden, ja unbegrenzten Strebungen aber voll Erschütterung und Ungewißheit, voll schwerer Fragen und drohender Kampfeszeichen, voll äußerer Umwälzungen und innerer Schwankungen, eine Uebergangszeit, unabgeschlossen und unfertig, ringend und verlangend, in Gärungen sich zerarbeitend, kreißend und zukunftsschwanger, fand im Roman ihre natürliche Ausdrucksform".[2]) Er gibt uns das realistische Kulturgemälde einer ebenso realistischen Zeit.

Lange und mit Unrecht ist man über diese dichterischen Produktionen aus jener revolutionär gesinnten Genieperiode des „Jungen Deutschland" vornehm hinweggegangen. Wenn auch der kritisch zersetzende Charakter dieser Poesie überwiegt, und die positiven, allgemein menschlichen und bleibenden Werte oft weit zurückbleiben hinter den Erzeugnissen einer Literatur, die berechnend und absichtlich nur für den Tag und seine Interessen schrieb, so erscheint sie doch mehr als nur ein Produkt der hohlen Phrase phantasievoller Schwärmer, die Neues wollten, aber nicht konnten.

Die überwiegend tendenziöse Richtung, die der reinen Schönheit und dem künstlerischen Gehalte immer schadet, und ihr journalistischer Charakter, der sie gleich demjenigen ihrer Uebergangs- und Vermittlungsgedanken an eine bestimmte Zeit weist, mit der sie steht und fällt, mag den poetischen Wert jener Literaturperiode weit herabgemindert haben, ihre kulturhistorischen Werte, denn der Jungbrunnen des wirklichen Lebens war der Ursprung ihrer Kraft, können und dürfen wir nie übersehen.

„Mit den dieser Zeit entströmenden Anregungen sich auseinanderzusetzen, sie zu bekämpfen, oder sie auf der festen Grundlage der neuen Ordnung zu bildsamen Kräften zu entwickeln: das ist des Jahrhunderts Inhalt gewesen vom Eintreten in diese Epoche an bis an sein Ende".[3])

Im Sinne dieser Zeit, unter dem Eindruck ihrer Ideen, Probleme und Theorien lebte und wirkte Ernst Willkomm. Ein in seiner Art etwas merkwürdig anmutendes Bild, dessen sich Feodor Wehl bedient,[4]) dürfte hier noch zur Charakterisierung

---

[1]) J. J. Honegger, Literatur und Kultur des 19. Jahrhunderts. 2. Aufl. Leipzig 1880. S. 201.

[2]) J. J. Honegger, Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit. Leipzig 1874. V. Bd., S. 357 ff.

[3]) Max Martersteig, „Das Deutsche Theater im 19. Jahrhundert". Leipzig 1904. S. 295.

[4]) F. Wehl, „Das junge Deutschland". Hamburg 1886. S. 110.

der jungdeutschen Epoche und ihrer Vertreter, zumal auch Ernst Willkomms am Platze sein:

„.... Gutzkow als Führer, der mit dem nie zum Schweigen gebrachten Geschütz seines geistigen Schaffens die volle Gefechtslinie der alten Widerstand leistenden Reaktionszeit so lange und so nachdrücklich bestrich, daß der Vorstoß der jungen, immer neu in den Kampf eilenden literarischen Jugend sich ungestört und ununterbrochen vollziehen konnte. Gustav Kühne, A. Jung, R. Prutz, H. Marggraff, Ernst Willkomm dienten dieser literarischen Vorstoßarmee als Infanteristen“.

Lebensgeschichte Ernst Willkomms.

Das biographische Material, das wir über Ernst Willkomm besitzen, ist sehr gering. Nachforschungen nach dem literarischen Nachlaß und sonstigen Mitteilungen, die über Willkomms äußere Lebensschicksale und seine Beziehung zu Zeitgenossen eingehenderen Aufschluß geben könnten, blieben trotz vielfacher Bemühungen bei Verwandten des Dichters und den Nachkommen der Familien, zu denen Willkomm freundschaftlichen Verkehr unterhielt, leider ohne großen Erfolg. So sind wir für das Leben Ernst Willkomms in der Hauptsache auf den einzigen kurzen Lebensabriß in der Allgemeinen Deutschen Biographie[1]) angewiesen. Zwar hat Willkomm im Alter den Anfang zu einer Selbstbiographie gemacht, die aber über die Darstellung seiner Jugend nicht hinauskam.[2]) Der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand, als er eben kaum ihren ersten Teil vollendet hatte. Dies kleine Bruchstück des beabsichtigten Werkes reicht bis in die Zeit des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts, als Willkomm noch Schüler des Gymnasiums zu Zittau war. Gibt es also für eine vollständige Biographie Ernst Willkomms nur geringe Anhaltspunkte, so sind diese „Jugenderinnerungen" doch für ihre Abfassung von nicht zu unterschätzendem Werte, „wegen der liebevollen Vertiefung in die innere Entwicklung einer jungen Seele und der lebendigen, treuen Schilderung der Umgebung in der stillen Zeit nach den Befreiungskriegen",[3]) und weil der gealterte Dichter die Folge der Erinnerungen an Erlebnisse und Begebenheiten in seiner Jugend vom kulturhistorischen Standpunkte, reflektierend betrachtet, und so ein recht anschauliches Bild gibt von den Lebensverhältnissen, wie sie zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts in deutschen Landen herrschten.

Nur wenigen bekannt, wird Willkomm auch nur in wenigen Literaturgeschichten genannt. Eingehender beschäftigen sich mit ihm nur Heinrich Kurz in seiner „Geschichte der neuesten deutschen Literatur von 1830 bis auf die Gegenwart", die auch ein Bildnis von dem Schriftsteller enthält, und Rudolf Gottschall im zweiten Bande seiner „deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts".

---

[1]) Band 43, S. 296 ff.

[2]) Erschienen in „Grenzboten". Leipzig 1887. Bd. I Nr. 5. Bd. II Nr. 19. Und als selbständiges Büchlein. Leipzig 1887.

[3]) Einleitung zu den „Jugenderinnerungen".

Ernst Adolf Willkomm wurde am 10. Februar 1810 als zweiter Sohn des Pfarrers Karl Gottlob Willkomm in Herwigsdorf bei Zittau, in unmittelbarer Nähe der sächsisch-böhmischen Grenze geboren. Die südliche Lausitz, das an herrlichen Naturschönheiten reiche Oberland, war seine Heimat. In seine frühesten Kindheitsjahre drang noch der Lärm der napoleonischen Kriege hinein, der 1813 sogar sein Heimatsdorf berührte und die Pfarrerfamilie zwang, vorübergehend in Zittau bei den Großeltern mütterlicherseits Schutz zu suchen. Denn unter den Kriegshorden, die nach der Schlacht bei Bautzen und besonders nach den Niederlagen der französischen Heere an der Katzbach mordend, brennend und plündernd das bis dahin vom Kriege noch verschont gebliebene Sachsenland durchstreiften, hatte die Familie Willkomm arg zu leiden.

Auf einen frechen Ueberfall, bei dem Willkomms Vater in die Hände dieser halbwilden Krieger geriet, durch entschlossene Männer des Dorfes aber wieder befreit wurde, folgte bald ein zweiter Ueberfall auf die Mutter, in Abwesenheit des Vaters, bei dem diese durch die Roheit eines betrunkenen ungarischen Husaren beinahe ums Leben gekommen wäre, ein Vorfall, der wesentlich zur Beschleunigung der schon heimlich geplanten Flucht nach Zittau, zu den Eltern der Mutter, beitrug, die unter erschwerten Umständen schließlich dann auch glücklich gelang. Hierüber heißt es in den „Jugenderinnerungen“:

„Damit der Schein der beabsichtigten Flucht vermieden wurde, schlug man verschiedene Wege nach der Stadt ein, die innerhalb einer Stunde bequem zu erreichen war. Vater und Mutter wählten, als wollten sie bloß spazieren gehen, den gewöhnlichen Feldweg. Meinen kranken Bruder fuhr unsere Pflegerin in einem geschützten Kinderwagen über Feldraine, die sich erst kurz vor der Stadt mit dem Hauptwege wieder vereinigten. Mich selbst und eine jüngere Schwester packten die Eltern in einen großen Korb von Weidengeflecht, den unser im Hause und auf dem Felde beschäftigter Arbeiter, ein zuverlässiger und rüstiger Mann auf einer Schiebkarre befestigte. In solcher Verpackung erreichten wir denn unangefochten das großelterliche Haus, an dessen Tür die früher eingetroffenen Eltern unser schon sehnsüchtig harrten“.

Den Aufenthalt in Zittau schildert Willkomm als nicht sonderlich behaglich. Nur das stets heitere Wesen der Großmutter sprach ihn an. „Sie plauderte unablässig mit mir, während sie am Fenster sitzend flink die Stricknadel rührte, erzählte Märchen oder kleine Geschichten und lachte über die mancherlei Eulenspiegeleien, zu denen mich ihre Lustigkeit nur noch mehr anspornte“. Bis die Schlacht bei Leipzig geschlagen war, dauerte dieser unfreiwillige Aufenthalt in Zittau.

Die Leipziger Schlachttage blieben ohne Eindruck auf den Knaben. König Friedrich August von Sachsen wurde gefangen genommen und ein großer Teil seines Landes zu Preußen geschlagen, was im Lande eine allgemeine Bestürzung erregte und in der Bevölkerung eine recht bittere Stimmung hervorrief. Mit lebhaften Farben gibt Willkomm diese Stimmung wieder: „Bei gelegentlichen Besuchen des einflußreichen, stets wohlunterrichteten Onkels in unserem Hause, der als Syndikus eine hohe Stellung im Rate bekleidete, kam es zwischen den Jugendfreunden und damaligen Schwägern zu vertraulichen Mitteilungen. Wir Brüder, auf deren harmlose Spiele man nicht achtete, hörten diesen Gesprächen oft mit größerer Aufmerksamkeit zu als Vater und Onkel ahnen mochten und legten uns das, was uns interessierte, und soweit wir es verstanden, nach unserer Weise zurecht. Gefangennahme des Königs, Schadloshaltung Preußens an Sachsen machte die Sachsen zu Feinden Preußens.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die stark und laut an den Tag gelegte Abneigung der Erwachsenen ansteckend auf das junge heranwachsende Geschlecht wirkte. Zunächst machte sich dieser Haß unter den Knaben Luft in Reimen, zu denen die preußischen und sächsischen Farben den Stoff hergeben mußten. Diese Reime waren mehr als derb und lassen sich nicht wiedergeben. Schaden gestiftet haben sie nicht.

Der Spottvers allein aber, der auf die preußischen Farben gemünzt war, genügte dem knabenhaften Uebermute nicht, die Preußen sollten fühlen, daß das verkleinerte Sachsen dem immer größer und stärker werdenden Staate Friedrichs des Großen sehr böse war. Kampfspiele zwischen zwei Parteien fanden statt, die die Sachsen und Preußen darstellen sollten und die stets den gleichen Ausgang nehmen mußten, daß nämlich die Sachsen Sieger blieben über die Preußen aus Patriotismus."

Diese Kämpfe im Vereine mit anderen Knaben abgerechnet, kam Willkomm, wie er sagt, mit den Kindern der Ortseinwohner nur selten in Berührung, was sich aus der Stellung des Vaters zur Gemeinde erklärte. Zwischen der Familie des Predigers und allen Einwohnern des Dorfes klaffte eine weite, tiefe Kluft, die schwer zu überbrücken war.

Bei dieser Gelegenheit gibt Willkomm eine knappe Charakteristik von seinem Vater:

„Bei aller Trennung fehlten doch keineswegs Vertrauen und offenes Entgegenkommen. Beide steigerten sich zu herzlicher Verehrung, wenn der Prediger statt des eingebildeten, sich über alle anderen hocherhaben dünkenden Gelehrten den humanen, an allem, was die Gemeinde betraf, aufrichtig teilnehmenden Menschen herauskehrte. Meinem Vater, dem es weder an Pastoralklugheit noch an Herz und Gemüt fehlte, glückte es, das richtige Maß zu halten und den rechten Ton zu treffen. Er war freundlich gegen

jedermann, sprach ebenso eingehend mit dem ärmsten Häusler, wie mit dem stolzen Großbauer und wußte bei aller Herablassung doch immer die Würde und den Stand des Pastors zu wahren. So kam es, daß die umfangreiche Gemeinde, die mein Vater volle 45 Jahre als Prediger leitete, ihm bis zu seinem Tode in vertrauender Liebe zugetan blieb."

Von seinem ersten Schulunterricht erzählt Willkomm:

„Als mein älterer Bruder und ich ungefähr das schulpflichtige Alter erreicht hatten, unterrichtete uns der Vater, der als gewesener Hauslehrer sich Uebung darin erworben hatte, selbst. Ungeachtet der vielen Amtsgeschäfte und der zahllosen Predigten und Gelegenheitsreden, die er jahraus, jahrein halten mußte, fand er doch Zeit, des Vormittags zwei Stunden diesem Zwecke zu widmen. Ein angesehener Bauer im Dorf hatte die guten Fortschritte der beiden Pfarrersöhne beobachtet, und da ihm für seinen eigenen Sohn die Dorfschule nicht genügte, so bat er Willkomms Vater, „die beiden Pagen manchmal zu ihm kommen zu lassen, daß sie seinem Ehrenfried hülfen, so würde er wohl bald was klüger sein als die meisten und nicht mehr so viel Stumpner (Schelte) in der Schule abkriegen". Der Vater hat dann auch das bescheidene Gesuch angenommen. „Daß das immerwährende Alleinbleiben für uns nicht vorteilhaft sein könne, mochte dem Vater einleuchten. Es konnte uns stolz, hochfahrend, eingebildet und abstoßend gegen andere Knaben machen, und das wollte der Vater um jeden Preis vermeiden." — In dem eintönigen Leben in der stillen Abgeschlossenheit des Pfarrhauses war diese Anknüpfung ein Ereignis. Bald entwickelte sich eine freundschaftliche Zuneigung: „Er war eine treue, ehrliche Seele, liebte seine Eltern und wurde nicht müde, den Bauernstand zu preisen. Es sei der erste Stand der Welt, behauptete er, verwies dabei auf die Bibel, ließ sich dabei aber auf etwaige Erörterungen nicht ein. An mir ging dies immer von neuem sich wiederholende Loblied auf den Bauernstand nicht ganz wirkungslos vorüber. Zur Illustration dieses Lobes trugen wesentlich die immer häufiger werdenden Besuche auf dem väterlichen Hofe unseres Freundes bei. Es war mir viel lieber, wenn die Eltern uns erlaubten zu Davids Ehrenfried zu gehen, als wenn dieser zu uns kommen durfte. Dort fühlte ich mich freier, der Natur und ihrer Schaffenskraft näher als daheim, wo es fast immer sehr still herging, und außerdem konnte ich Blicke in eine ganz neue, vielfach interessante Werkstatt gemeinnütziger Tätigkeit tun, die mir eine ganz neue Welt erschloß."

Willkomms nächste Verwandten standen im Dienste der Stadt oder der Kirche, waren Juristen oder Theologen, die die Stellung eines Beamten mit festem Gehalt als die wünschenswerteste ansahen. „Die Kinder unterließ man denn auch nicht immer wieder und wieder darauf aufmerksam zu machen, um frühzeitig den

Wunsch nach einer ähnlichen Lebensstellung in ihnen zu erregen. Mit dem öfteren Verkehr in der Bauernfamilie ward mir aber ganz ungesucht Stoff zum Nachdenken über gar verschiedene Dinge zugeführt."

Dem „Pfarr-Ernst" gefiel dies rastlos tätige Leben. Wie sollte er dies mit den absprechenden Urteilen in Einklang bringen, die er so oft über die Bauern hören mußte? Alle seine Verwandten in der Stadt „sprachen gewöhnlich mit hochmütigem Naserümpfen von dem Bauer, legten ihm häßliche Ekelnamen bei und blickten mit unverkennbarer Verachtung auf ihn herab, als auf eine Klasse, die abgrundtief unter ihnen stehe." Im Gegensatz zu seinem Bruder, der den Bauernstand ebenfalls verachtete, fand Ernst Willkomm immer mehr Gefallen an ihm. „Ich ließ mich weder von seinem zurückhaltenden Wesen, noch von seinen Bemerkungen, welche sich auf die untergeordnete Art dieser Arbeiten als unverträglich mit dem höheren Stande, dem wir angehörten, bezogen, abschrecken."

Schon hier begann sich der Unwille über solche Denkart zu regen. Aber, sagt Ernst Willkomm zu ihrer Entschuldigung, „im Grunde genommen, traf mein Bruder mit seinem Hinweis genau den Nagel auf den Kopf. Es war der Kastengeist, der uns allen mehr oder minder in den Gliedern steckte, der uns den Kopf sehr hoch tragen, die Nase rümpfen und verächtlich auf bürgerliche Gewerbetreibende, auf Bauer und Handwerker herabsehen ließ. Wir, fährt er ironisch fort, die wir selbstverständlich dazu auf die Welt gekommen waren, um zu studieren, wie konnten wir uns so tief erniedrigen, vom Bauernknecht etwas lernen zu wollen!"

Was Wunder, wenn wir den späteren Schriftsteller sich so eifrig für das Volk einsetzen sehen! —

„Wer Bekenntnisse schreibt, soll aufrichtig sein und der Wahrheit die Ehre geben. Es sei deshalb unumwunden hier ausgesprochen, daß in meiner Jugend derartige vorgefaßten Meinungen die Gebildeten fast tyrannisch beherrschten. Die Abstufung der Stände war schroff und wurde durch Vorurteile, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten, noch schroffer. Suchte sich jemand aus Neigung, Leidenschaft oder Trotz dem einengenden Zirkel dieser Vorurteile zu entziehen, so richtete er damit zwischen sich und der Sippe eine Scheidewand auf, die sich schwer niederreißen ließ. Man hatte dafür den bezeichnenden Ausdruck, der von Mund zu Mund lief, „sich unter seinen Stand erniedrigen". Der Ausdruck allein beweist schon, daß die Gesellschaft sich innerhalb einer fest ausgebildeten Kasteneinrichtung bewegte. Dieser den sogenannten Kreisen der Gebildeten anhaftende Dünkel erstreckte sich aber auch auf die Nichtgebildeten, sodaß z. B. auch die grundbesitzenden Bauern sich streng gegen andere abschlossen. Meine Neigung, mich als Knabe schon unter die Knechte zu

mischen und ihnen ihre Handgriffe abzulauschen, war danach ein dreister Schritt, die Standesvorurteile gering zu achten und verbotene Wege einzuschlagen."

Der häufige Aufenthalt auf dem Bauernhofe hatte unsern Dichter vollkommen in die volkstümlichen Sitten und Gebräuche eingeweiht. Er faßte Liebe zu den Bauern seiner Heimat. Seine späteren Erzählungen geben davon beredtes Zeugnis. Gegenüber den Einflüssen des kulturellen Fortschritts und dem Eindringen der gepriesenen modernen Bildung in den Kreis des bäuerlichen Haus- und Familienlebens, durch die dieses selbst nur zu oft modernisiert wurde, suchte Ernst Willkomm in seinen Erzählungen immer wieder das Alte, Ehrwürdige hervorzuheben, um so wenigstens einen Bestandteil der Volksseele zu retten. Denn, „es ist eine Art Totschlag, welche der grausame Gott der Zeit an dem innersten Gemüts- und Geistesleben des Volkes begeht."

Aus der Jugendzeit schöpfte der Mann und Dichter vielfach die Anregung und den Stoff für seine Werke. Von den Eindrücken, die in der Jugend auf den Knaben wirkten, vermochte sich der Schriftsteller nicht mehr frei zu machen, so tief erfaßten sie sein ganzes Wesen, so bestimmend wirkten sie auf ihn ein. Aus den Erlebnissen und Erfahrungen der Jugend erwächst uns eine Erklärung für manche Geschichte, die er uns später mitgeteilt hat.

Willkomm hatte den stark ausgeprägten religiösen Zug bei den Bauern seiner Heimat kennen gelernt, aber auch seine Schattenseiten. Eindruck hatten beide auf ihn gemacht, der Glaube, wie der Aberglaube. Dieser, scheint es, fast mehr als jener.

„Selten verging ein Abend im Kabinett des Bauers, wo nicht die Rede auf Vorgänge kam, die man sich auf natürliche Weise nicht erklären konnte. Man glaubte alles Ernstes an Hexen, die in Bettlergestalt um eine Gabe flehten und dabei dem Vieh im Stalle Schaden zufügten. Die feurigen Drachen hatten Hunderte durch die Lüfte fahren und über dem Schornstein dieses oder jenes Hauses unter seltsamem Geräusch verlöschen sehen, wodurch dann die Bewohner desselben mit mißtrauischen Augen betrachtet wurden, wohl auch gelegentlich in bösen Leumund gerieten.

In solchen unheimlichen Erzählungen, die auf empfängliche Kindergemüter eigentümlich, nicht aber in wohltuendem Sinne aufregend wirken, besaß die Mutter meines ländlichen Gespielen eine merkwürdige Stärke. Mit solcher Lebendigkeit und mit solch felsenfester Ueberzeugung trug sie dieselben vor, daß den zuhörenden Kindern in dem dämmerlichen Kabinett oft genug das Gruseln ankam." Darüber berichtet er:

„Ich war von Natur schwächlich und nervös. So gern ich herumtobte, lärmte, beim Spiel wohl auch laut bramarbasierte,

so fuhr ich doch bei jedem ungewohnten Geräusch zusammen. Furcht im eigentlichen Sinne war dieses Erschrecken nicht, es erklärte sich leicht aus einer krankhaften Reizbarkeit der Nerven. Daß diese Reizbarkeit durch Erzählungen, wie sie uns die Bauersfrau zum besten gab, nur gesteigert werden mußte, lag auf der Hand. Es währte garnicht lange, da kam mir in der Dämmerung, wie man zu sagen flegte, allerhand vor. Hinter jeder Hecke, in jedem dunklen Winkel hörte ich Geflüster. Falbe Schatten mit langen nachschleppenden Gewändern schwebten über Wiesen und Weihern oder blieben mir bis an den Pfarrhof als treue Begleiter zur Seite, wenn ich des Abends, sei es allein, sei es mit anderen zusammen den kurzen Weg von dem Hofe des Gerichtsmannes nach der Pfarrei zurücklegte. Es war gar kein Zweifel, ich fing an, Geister und Gespenster zu sehen, und weil ich sie sah und weil sich vor meinen eigenen Augen die Luft mit ungreifbaren Gestalten und allerhand grinsenden Fratzen bevölkerte, mußte die gute Frau recht haben, und ich verehrte sie wie eine Prophetin. Gegen meine Eltern beobachtete ich über diese Gebilde meiner Phantasie strenges Stillschweigen. Ich wußte, daß der Vater sehr ärgerlich werden würde, wenn ihm etwas davon zu Ohren käme, denn er war ein kräftiger, gesunder Mann, aller Ueberspanntheit in hohem Grade abgeneigt und ein abgesagter Feind nervenschwacher Menschen. Bei der Mutter würde ich wohl eher Anklang gefunden haben; jedenfalls hätte sie mich verstanden, denn sie hatte wiederholt wunderbare prophetische Träume gehabt, so daß sie in der ganzen Familie für eine seltsam begabte Natur galt."

Der anfänglichen Lebhaftigkeit machte ein stilles Wesen Platz; das gesunde Aussehen verlor sich nach und nach zur Besorgnis der Eltern, bis ein unüberlegter Scherz die Entscheidung brachte. Ein im Spiel beleidigter, lahmer Bauernsohn war die Ursache, indem er, um sich zu rächen, einen großen Hund auf den Knaben hetzte, als dieser eines Abends mit seinem Freunde an dem fremden Bauernhof vorüberging. Der Schrecken war groß. „Am ganzen Leibe zitternd kam ich im Vaterhause an, fühlte mich sofort unwohl, verfiel noch während der Nacht in starkes Fieber und lag schon am nächsten Morgen in wilden Phantasien. Ein furchtbares Nervenfieber, dem sich ein allgemeines Nervenleiden zugesellte, brachte der Schreck in dem schon längst kränkelnden Körper zum Ausbruch. Wochenlang war ich hoffnungslos, dem Tode nahe. Der vom Fieber zerrüttete Körper wurde durch die Ueberfülle von Medizin noch mehr geschwächt. Endlich aber erschöpfte sich die Kraft des Fiebers, und ich begann langsam zu genesen. Nicht unbedeutend gewachsen, aber zum Skelett abgemagert, mit fast haarlosem Haupt verließ ich das Lager. Mühsam nur konnte ich mich an Tischen und Stühlen fortgreifen, um mich aufrecht zu erhalten. Ich mußte von neuem gehen lernen.

Diese schwere Niederlage äußerte ihre Folgen auf meine Natur wie auf meine ganze fernere Entwicklung. Es blieb nämlich

auch nach völliger Genesung eine unverkennbare Nervenschwäche in mir zurück, die sich weder durch Vorsicht noch durch allerhand zu allmählicher Kräftigung angewandte Mittel beseitigen ließ."

Das schreckhafte Wesen, das dem Knaben von Natur eigen war, nahm zu, als sich zu der allgemeinen Körperschwäche noch Schlaflosigkeit gesellte: „Noch heute gedenke ich schaudernd jener endlosen Winternächte meiner Kindheit, in denen ich mit geschlossenen Augen, vor Angst zitternd, in einen Knäuel zusammengeballt, wach in meinem Bette lag. Mir wurde in dem unfreundlichen, kalten Schlafzimmer, an dessen weißgekalkte Wände die unruhig flackernde Nachtlampe gespenstige Schatten malte, die sich in meiner Phantasie zu grinsenden Kobolden verwandelten, so unaussprechlich bange, daß ich mir in jenen qualvollen Nächten oft den Tod gewünscht habe. Die Nähe des Kirchhofes, der laute Pendelschlag der Turmuhr, der Schrei eines Käuzchens, das im Turme nistete, scheuchten das Kind tief unter die Bettdecke. Ich führte gerade in dem zarten Alter, wo Kinder ihr schuldloses Auge eigentlich immer nur seligkeitstrunken zum Himmel aufschlagen oder zu süßem, erquickenden Schlummer schließen sollen, ein durchaus nicht beneidenswertes Leben. Die Schrecken jener traurigen Nächte haben sich denn auch meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt." —

Der Hang zum Geheimnisvoll-Phantastischen und Gespenstischen kehrt in den Werken späterer Jahre oft in zu starkem Maße wieder. Für sie bietet seine Jugend den eröffnenden Schlüssel. —

Zu all' diesem Unglück kam noch hinzu, daß die alte Kinderwärterin Willkomms, die dem schlaflosen Knaben in den langen Nächten oft die Zeit zu vertreiben suchte, ebenfalls recht abergläubisch war. Wundersame, übernatürliche und gespenstische Geschichten kramte sie aus, so daß der Knabe nur immer in die Finsternis des Aberglaubens hineingetrieben und ihm der Kopf mit lauter wunderbaren Geschichten angefüllt wurde, an die er fest glaubte.

Es waren Geschichten vom „klugen Mann im Niedergrund", die uns später im „Traumdeuter", vom „Doktor Horn" und vom „Geldbrennen", die uns in den „Sagen und Märchen aus der Oberlausitz" wiederbegegnen.

Gegen solche geheimnisvollen Mitteilungen nun konnte sich mit der Zeit das jugendliche Gemüt des nervösen Knaben nur immer weniger verschließen. Dienstboten und Hausgenossen leisteten diesem verhängnisvollen Hang auch noch mehr Vorschub durch die Erzählung ihrer Spuk- und Hexengeschichten.

„Mir ahnte dunkel, daß dem Leben selbst etwas fehlen würde, wenn man dasselbe alles abergläubischen Beiwerkes entkleide, und so gab ich mich mit Genuß den Erzählungen hin, die

meine Phantasie beschäftigten und mir wie ein angenehm glitzernder Schmuck an dem Alltagskleide des Lebens erschienen. Ich fühlte das Poetische darin heraus, ergötzte mich daran und legte es mir auf meine Weise zurecht, woraus sich dann nach und nach phantastisch gestaltete Märchen bildeten, die ich mir selbst vorerzählte und an die ich sogar halb und halb glaubte als hätte ich sie selbst erlebt."

In lebhafter Erinnerung blieb Willkomm die 300jährige Wiederkehr der Reformationsfeier am 31. Oktober 1817, bei der er in der restaurierten Dorfkirche, die an diesem Tage wieder eingeweiht wurde, vor versammelter Kirchengemeinde mit seinem Bruder an dem bekränzten Taufstein niederknieen und einen auf das bedeutungsvolle Fest bezüglichen Liedervers hersagen mußte.

„Mein erster Versuch, vor vielen Hunderten, ohne zu stottern, einen kleinen Vortrag zu halten, verlief zufriedenstellend und trug mir das Lob des Vaters ein, das mich sehr stolz machte, denn ich wußte, daß der Vater, der an sich selbst große Ansprüche machte und sich selten genügte, nicht leicht zu befriedigen war."

Ueber seine erste Lektüre erzählt Ernst Willkomm:

„Mit dem Lesen eines Büchleins von der Reformation kam eine Leselust über mich, die kaum zu befriedigen war."

Unter der Aufsicht des Vaters las der Knabe; ihm mußte er auch den Inhalt des Gelesenen stets nacherzählen. So las er den ganzen zwölf Bände starken „Kinderfreund" von Weiße nach und nach ganz durch. Und da waren es vor allem die kleinen Schauspiele, die alle einen moralischen Hintergrund haben, die die Teilnahme des Kindes lebhaft erweckten, bis ihm plötzlich ein Buch in die Hände fiel, das ihn sehr anziehen mußte.

„Ueber alle Maßen aber entzückte mich „Robinson Crusoe", den ich in der Bibliothek des Vaters entdeckte und mit seiner Genehmigung zu lesen begann. Es war die Uebersetzung des echten Defoe'schen Buches, nur, daß der Anfang der Erzählung von England nach Deutschland, nämlich nach Hamburg verlegt war. Das mit Bildern versehene Buch ergriff mich in nicht zu beschreibender Weise, so daß ich mich garnicht davon losreißen konnte. Ich vergaß darüber Essen und Trinken, ja selbst das Lernen. Nie wieder habe ich ein Buch mit so unbeschreiblich hohem Genuß nicht gelesen, nein, verschlungen und wieder verschlungen. Ich konnte nicht satt werden, mich in das Leben, die Leiden und Freuden des armen Schiffbrüchigen zu vertiefen, an die ich mit ganzer Seele glaubte. Nebenbei aber erschien mir auch die ferne Seestadt, in der sich solche unerhörten Dinge zutragen konnten, in einer zauberhaften Atmosphäre und der Wunsch, Hamburg einmal im Leben zu betreten, gehörte zu den heißesten meiner Kindheit."

Dem „Robinson Crusoe" folgte die Lektüre einer Uebersetzung von Cooks „Reise um die Welt", die mit gleichem

Heißhunger verschlungen wurde. Von anderen Büchern, die Willkomm sich aus der bändereichen Bibliothek des Vaters heraussuchte, meist geographisch-beschreibenden Inhalts, befriedigten die Leselust des Knaben nur wenige, weil sie vermutlich zu trocken abgefaßt waren oder das abenteuerliche Element in ihnen garnicht vertreten war. Zu diesen Schriften gehörte eine bedeutende Anzahl Hefte, die Missionsberichte enthielten; nur das ferne Land mit seiner tropischen Vegetation und seinen halbwilden Bewohnern, von denen die Berichte erzählten, vermochten ihn zu fesseln.

Neben diesen Bildungselementen waren es Reisen, die Ernst Willkomm in Begleitung seiner Eltern in die nähere Umgebung seines Heimatsdorfes, nach Lauban, Lohsa, Dresden und Teplitz unternahm, auf denen er gut beobachtete und Erfahrungen sammelte, die in späteren Romanen wiederkehren. In Teplitz gewann der Knabe einen Eindruck, der sich nie wieder ganz verwischen ließ. Es waren die dort ansässigen Juden, die ihm schon am ersten Tage auffielen und ebenso sehr seine Neugier weckten, wie sie ihn mit unheimlichem Schauer erfüllten. „Sie standen vor mir in allen Größen, in jedem Alter, zumeist freilich in einer Haltung, in einer Tracht, die ein nur einigermaßen phantasievolles Kind wohl noch für eine Beigabe des Zornes Gottes halten konnte, der auf den Unseligen ruhen sollte. Wohin wir uns wendeten, überall begegneten wir jüdischen Sprößlingen. Sie hockten vor den Kirchtüren, jedem Vorübergehenden oder Eintretenden Gegenstände ihres Kleinkrams, den sie auf breitem Brett zur Schau gelegt, an einem Riemen um den Nacken gehängt, trugen, mit lauter Stimme und lebhaften Bewegungen zum Verkauf anbietend. Ein solcher Kleinkram enthielt die verschiedenartigsten Dinge bunt durcheinander gewürfelt: Bänder und Bänderreste in allen Farben, Pfeifenköpfe in großer Auswahl, Ansichten von Teplitz usw. in Glas geschliffen, böhmische Granaten als Schmucksachen, schlecht in schlechtes Gold gefaßt, ja sogar Rosenkränze für Katholiken und — kleine Kruzifixe! Achtung vor dem Heiligen war mir von Jugend auf eingeprägt worden. Fehlte es mir nun auch noch an eigenem Urteil, das mich zu einer lauten Aeußerung hätte veranlassen können, so fühlte ich doch ein tiefes Weh im Herzen bei diesem Anblick. Jüdische Knaben, nicht älter als ich selbst, handelten vor den Türen christlicher Kirchen mit Abbildern des Gekreuzigten! Wußten sie denn nicht, was sie taten, oder dachten sie sich nichts dabei?“

Wie tief Willkomm dies Erlebnis berührte, erkennt man am besten daran, wie er es nach Jahren in seinen „Europamüden“ literarisch verwertet hat. —

Von seinen Eltern heißt es in den „Jugenderinnerungen“:

„Ich liebte und achtete den Vater mit der ganzen Hingebung eines übervollen Herzens und kam ihm stets vertrauensvoll

entgegen; weil ich aber die betrübende Erfahrung machte, daß ich ihm nie recht genügte, so ward ich ängstlich und verschüchtert. So kam es, daß Vater und Sohn bei gegenseitiger, hingebender Liebe sich doch nie ganz verstanden. Mit meiner unvergeßlichen Mutter war ich viel besser daran. Sie war eine heitere, joviale Natur, die das Schwere im Leben sich nicht noch mehr durch unnützes Grübeln darüber erschwerte, sondern es entschlossen anfaßte, bei Seite schob, und wenn sie's leidlich gut überwunden hatte, sofort wieder fröhlich in die Welt blickte und die gute Stunde mit Behagen genoß. Zu ihr nahm ich meine Zuflucht, wenn Wolken des Unmuts des Vaters Stirn umdüsterten. Sie tröstete mich, verstand mich zu erheitern und goß Balsam in mein bang beklommenes Herz, indem sie mir Geschichten erzählte und damit den Vater zugleich klug zu entschuldigen wußte.

Ueberhaupt war Willkomms Vater ein äußerst ernster, strenger Mann, dessen Wort der Familie unumstößliches Gesetz war. —

Einen gelehrten Beruf einzuschlagen, ein öffentliches Amt zu bekleiden, oder die Theologie zu studieren war beider Eltern Wunsch. Indes zum Prediger am allerwenigsten, denn Willkomm kannte nur die „Rätsel" des Glaubens und schon früh erwachten in ihm Zweifel, die an alles, selbst an das Heilige die kritische Sonde legten, überhaupt eine gelehrte Laufbahn einzuschlagen, fühlte der Knabe weder Beruf noch Neigung. „In meiner Seele schlummerten ganz andere Lebenspläne, die ich mir sehr rosig ausmalte. Mich zog die Natur an, und das geheimnisvolle Leben und Schaffen derselben. Dies zu erkennen und tiefer zu ergründen, war mein sehnlichster Wunsch."

Es kam anders als Willkomm es sich gewünscht hatte. Auch aus ihm sollte in althergebrachter Weise ein Gelehrter gemacht werden. Die Eltern sandten ihn auf das Gymnasium zu Zittau: es mußte also mit oder ohne Neigung studiert werden.

Willkomm fand Aufnahme in der Untertertia, Ostern 1822. Freundlich war diese nicht. Besonders in der ersten Zeit wurde er von seinen Mitschülern viel geneckt, so daß ein tiefes Mißtrauen gegen diese sich in ihm einwurzelte, das nur allmählich sich etwas, doch nie ganz verlor.

„Ein unbehagliches Gefühl aber verlies mich nie bei längerem Zusammensein mit ihnen. Erst später glückte es mir, das Vertrauen einiger um zwei Jahre jüngerer zu gewinnen, mit denen ich einen innigen Freundschaftsbund schloß. Diese entrissen mich einer bereits tief gewurzelten Neigung zum Menschenhaß, die sich in mir zu entwickeln begann. Die Neigung aber, mich etwas abseits von der großen Menge zu halten und nur durch lange Prüfungen Erprobten mein Herz zu öffnen, ist mir infolge jener abscheulichen Behandlung auf der Schule, für die leider kein Lehrer ein Auge hatte, durchs ganze Leben geblieben."

Mit dieser Schilderung der Schulverhältnisse und seiner Erlebnisse auf dem Zittauer Gymnasium brechen Ernst Willkomms autobiographische Aufzeichnungen ab. Um so bedauerlicher ist dies, als die vom kulturhistorischen Gesichtspunkte aus ebenso interessanten wie über Willkomms Jugendjahre eingehende Nachricht gebenden Mitteilungen durch das über diesen Schriftsteller sonst noch vorhandene biographische Material bei weitem nicht in dieser Ausführlichkeit ergänzt werden können. Denn für die Folgezeit, für Willkomms späteres, bewegtes Leben haben wir kaum die äußeren Daten. Stützen müssen wir uns dabei auf die Biographie Max Mendheims in der „Allgemeinen deutschen Biographie",[1]) der eingehendere Nachrichten über Einzelheiten in Willkomms Leben dessen Verwandten verdankt, wie er am Schlusse der Biographie vermerkt hat.

Ostern 1830 bezog Ernst Willkomm die Universität Leipzig, wo er in einem der jetzt niedergerissenen geistlichen Häuser hinter der Thomaskirche, in einem Giebelzimmer im dritten Stockwerk gewohnt hat. Die Rechte zu studieren war er gekommen. Die Rücksicht auf Eltern und Verwandtschaft, ihre Auffassung vom Gelehrtenberufe, wie sie in den „Jugenderinnerungen" dargelegt ist, mag ihn zu diesem Entschluß sich haben durchkämpfen lassen. Seiner Natur nach war es unmöglich, daß der junge Student aber nun Freude an der trockenen juristischen Wissenschaft finden konnte. Es währte darum auch nicht lange, da befriedigte sie ihn nicht mehr. Dem ihm näher liegenden Studium der Philosophie und Aesthetik wandte er sich zu, einem Studium, das ihm in höherem Maße Anregung und Befriedigung verschaffte. Schon 1832 stand sein Entschluß fest, die akademische Laufbahn einzuschlagen; indes scheint er über sein Feld nie ins Klare gekommen zu sein und jedenfalls wurde nichts daraus. Dabei fehlte es nicht an Konflikten mit seinem Vater, in denen ein ihm schon seit der Zittauer Schulzeit innig befreundeter Studiengenosse Julius Heinrich Kämmel, zu vermitteln sich bemühte. Ihm widmete Willkomm auch die in dieser Zeit, im Jahre 1832, entstandene Erstlings-Novelle „Julius Kühn", der Erlebnisse und Erfahrungen, wie er sie täglich machen mußte, zu Grunde liegen.

Mit diesem Freunde stand Ernst Willkomm in engstem persönlichen Verkehr, indem sie beide ihre Ansichten und Erfahrungen regelmäßig austauschten. Kämmel war es auch, bei dem Willkomm in den Zeiten seines Nervenleidens, das häufig wiederkehrte, ja, sich im Jahre 1834 sogar bis zum Somnambulismus steigerte, die einzige hülfreiche und freundliche Unterstützung fand und der durch Handauflegen beruhigend auf den Kranken einwirkte.

Tagebücher oder Briefe, die darüber und auch über Willkomms Dichtungen in diesen Jahren Andeutungen enthalten,

[1]) Band 43, S. 296 ff.

waren mir leider nicht zugänglich, sodaß sich genauere Angaben aus jener Leipziger Studienzeit nicht machen lassen. Sicher ist, daß er bereits auf der Universität anfing, sich schriftstellerisch zu betätigen und zwar war es die dramatische Dichtkunst, der er sich zunächst und mit Vorliebe zuwandte. Schiller, Goethe und Shakespeare dienten ihm als Vorbild.

Schon auf der Schule hatte Willkomm sich an Verse herangewagt, die er, viele Hunderte, nach allen Regeln der Prosodie zu schmieden gelernt hatte; im Jahre 1833 war auf Anraten mehrerer Freunde, die bereits erwähnte Novelle „Julius Kühn" erschienen. Noch im gleichen Jahre folgte ihr eine dramatische Dichtung „Bernhard, Herzog von Weimar", Trauerspiel in 5 Aufzügen. Das folgende Jahr brachte von Willkomm, außer einem unbedeutenden lyrischen Versuche im „Buch der Küsse"; ein dramatisches Gedicht in drei Teilen „Erich XIV., König von Schweden". Mit den Plänen zu diesen Dramen hat er sich, wie aus Briefen hervorgeht, schon seit 1832 beschäftigt, ebenso wie damals, auch schon 1832, in ihm der Plan reifte und auch bereits zur Ausführung gelangte, nämlich zu einer dramatischen Behandlung aus der deutschen Geschichte „Heinrich I., König der Deutschen", von der erst 1837 in dem von Willkomm redigierten „Jahrbuch für Drama, Dramaturgie und Theater" einige fragmentarische Szenen unter dem Titel: Szenen aus einer historischen Tragödie „Heinrich der Finkler" erschienen sind.

Um genauere Kenntnis von der Oertlichkeit, die den Schauplatz dieser Tragödie bilden sollte, zu erhalten, hat er seiner Zeit mit einem Freunde eine Reise ins Thüringerland unternommen und unter anderen Orten auch Memleben besucht. Am 14. November 1832 hatte er 2 Akte vollendet und sie einigen Freunden vorgetragen, wie er denn überhaupt seine Werke gelegentlich im Freundeskreise vorgelesen hat.

Diese drei dramatischen Versuche Ernst Willkomms sind auch seine einzigen geblieben. Von Interesse wird es darum sein, Willkomms eigenes Urteil über seine dramatischen Produktionen und von seiner Stellung zur dramatischen Poesie überhaupt etwas zu erfahren. In ausführlicher Weise läßt er sich in einer Abhandlung der Hamburger „Jahreszeiten" vom Jahre 1853, I. 681, die dem Andenken Ludwig Tiecks gewidmet ist, darüber aus, indem er schreibt:

„Ganz gegen die Sitte damaliger und wohl auch jetziger Zeit, sich durch Kritiken und sonstige, absprechende Artikelchen in irgend einem gelesenen Blatte in die Literatur einzuführen, hatte ich persönlich die wunderliche Grille, dies durch Produktionen und zwar durch dramatische Produktionen zu tun, wie es denn überhaupt von jeher in meinem Charakter lag, vieles ganz anders anzugreifen wie andere. Ein paar Dramen von mir waren im Druck erschienen und fanden bei der unparteiischen Kritik, d. h.

bei der, die mich persönlich nicht kannte, recht günstige Aufnahme. Aufführbar waren diese Jugendarbeiten nicht, sie hatten aber, wie ich glaube, einigen poetischen Wert. Mir stand nun der Sinn nach der Bühne. Ich schickte also ein neues Drama, das allenfalls aufführbar geworden wäre, hätte ich gerade diejenigen Stellen streichen wollen, an denen mir das meiste gelegen war, der Theaterintendanz in Dresden und wartete sehr, sehr lange, ohne Antwort zu erhalten. Inzwischen kam das „Junge Deutschland" auf, das damals vom Drama nichts wissen mochte, später aber anderer Meinung wurde, was uns wandelbaren Menschen wohl passieren kann.

Da es mir von jeher zuwider war, mich von anderen abhängig zu machen, das literarische Cliquenwesen meinem Geschmacke nun gar nicht behagte, so hat es mir niemals gelingen wollen, literarische Fürsprache zu finden. Das literarische Schleppenträgerwesen, diese große Kunst, die gelernt sein will, und dem, der Talent dazu besitzt, auch mancherlei Vorteile, wenn auch nur vorübergehende gewährt, verstand ich damals so wenig wie heutigen Tages. Mich quälte dies wenig, denn ich machte keinen Anspruch darauf, einer Schule anzugehören. So stand ich denn außerhalb jener herrschenden literarischen Partei der ersten und mittleren 30er Jahre. Zufällig führte mich mein Weg in dieser Zeit nach Dresden, und da konnte ich nicht unterlassen, dem berühmten Altmeister, der mit seiner „Vogelscheuche" damals gerade eine gewisse Gattung lederner Schriftsteller, die ein ziemlich großes Publikum hatten, bis zum Tode verwundete, einen Besuch zu machen.

Es war mir zu Ohren gekommen, daß Tieck mein Drama in Händen gehabt hatte; dies war eine Veranlassung mehr zu einem Besuche und zugleich ein Anknüpfungspunkt für eine Unterhaltung.

Mir fehlte die Arroganz gewisser literarischer Glücksritter, die sich bereits berechtigt halten, über die ganze Literatur abzusprechen, wenn sie ein paar leidlich stilisierte Theaterkritiken gelesen haben. Ich kann daher nicht sagen, daß ich mich bei der mir von Natur anhängenden Befangenheit dem Manne von europäischer Berühmtheit gegenüber wohl befunden hätte. Diese Befangenheit dauerte jedoch nur wenige Minuten, denn ganz ohne mein Zutun wußte der milde Dichter mit seiner herzgewinnenden Stimme mich in das anziehendste Gespräch zu verstricken.

Tieck sprach über die neuesten Erscheinungen, die damals gerade einiges Aufsehen erregten, ließ dabei jedoch eine gewisse Abneigung gegen die neuesten Bestrebungen unverhohlen durchblicken, ohne dieselben in Wolfgang Menzels Manier zu verdammen. Im Laufe des Gespräches kam er dann auch aufs Drama, und dabei gedachte er der Arbeit, die ich selbst vor längerer Zeit der Direktion eingereicht hatte. Ich war erstaunt, daß Tieck, sobald ich den Titel meines Stückes genannt hatte, sich sofort des Inhalts,

der ganzen dramatischen Fabel genau erinnerte. Auch meine durch den Druck veröffentlichten dramatischen Versuche waren ihm wohl bekannt, so daß ich ihm kein Fremder, wenigstens kein Neuling war.

Meinem Wunsche, mir unumwunden sein Urteil über meine Leistungen zu sagen, kam Tieck ebenfalls nach, und ich muß bekennen, daß ich in der etwa zweistündigen Unterhaltung mehr profitiert habe als von einem halbjährigen Kursus über Aesthetik, wie man ihn auf Universitäten „durchschmarutzen" muß. Schließlich munterte Tieck mich persönlich auf, mich dem Drama zu widmen; er sagte mir auch bereitwilligst jegliche Vermittlung zu, wenn ich ihm vertrauen wolle."

Hier führt dann Willkomm auch den Grund an, weswegen er trotz alledem der Bühne, dem Drama entsagte.

„War es mir aber schon nicht gegeben, um literarische Empfehlungen zu buhlen und bei der tonangebenden Kritik Türsteherdienste zu tun, so konnte es mir noch weniger einfallen, die zahllosen Winkelzüge einzuschlagen, die vom literarischen Arbeitstisch zur Bühne geleiten. Ein paar Mal nahm ich den Anlauf dazu, sobald ich aber bemerkte, was man beanspruchte, wie man die Poesie im bühnengerechten Produkte gehandhabt wissen wollte, mußte ich Tieck vollkommen Recht geben." Er nämlich hatte Willkomm schon hingewiesen auf die Schwierigkeiten, die ein dramatischer Dichter zu überwinden hätte, wollte er etwa ein der neueren Geschichte entlehntes Drama zur Aufführung bringen.

Von der dramatischen Poesie wandte Willkomm sich also ab, und schon im gleichen Jahre 1834 wandte er sich lyrischen Stoffen zu; außer der schon erwähnten Gedichtsammlung, die unter dem Titel "Buch der Küsse" erschien und 1844 ihre dritte Auflage erlebte, sind keine lyrischen Erzeugnisse Willkomms auf uns gekommen.

Unter seinen Freunden galt Willkomm für einen begabten Dichter. Lange Zeit hindurch nahm er besonders in den Kreisen der Leipziger Schriftstellerwelt eine angesehene Stellung ein, namentlich in der Zeit, die der großen Bewegung von 1848 und 1849 vorangingen. Mit den Schriftstellern des „Jungen Deutschland", mit Gutzkow, den Willkomm immer als den „liebenswürdigen Narren" zu bezeichnen pflegte,[1]) und Laube stand er in Beziehung. Ein engerer und freundschaftlicherer Verkehr verband ihn mit Schriftstellern wie F. G. Kühne, H. Marggraff, Th. Mundt,

[1]) Daß die Beziehungen, die E. Willkomm zu Gutzkow unterhielt, nicht gerade freundlicher Natur gewesen sind, erhellt auch aus einer Bemerkung, die Ottilie Assing am 16. Mai 1840 in einem Briefe an Willkomm machte, indem sie über Gutzkow schrieb: „Vor einiger Zeit, als gerade das Gespräch auf literarische Feindschaft kam, sagte er, wir sollten Ihnen sagen, daß, sobald Sie etwas schrieben, das ihn anspräche, er der Erste sein wollte, der es öffentlich rühmen würde."

K. Beck, Julius Mosen, Ad. Glaßbrenner, die sich vielfach in wöchentlichen Lesekränzchen trafen, wo meist Shakespearesche und Schiller'sche Stücke mit verteilten Rollen gelesen wurden. Auch Frauen fehlten in diesem Kreise nicht, wie denn auch Willkomm freundschaftliche Beziehungen zu Rosa Maria Assing, der Tochter Varnhagens von Ense, zu Ludmilla Assing, deren Tochter, zu der Schriftstellerin Fanny Tarnow u. a. unterhalten hat. Ob Willkomm, wie in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" gesagt ist, mit C. Herloßsohn und Adolf Böttger befreundet war, ließ sich mit Sicherheit nicht feststellen.

Interessant erscheint die Bemerkung H. Kämmels über seinen Freund und Verwandten Ernst Willkomm aus dem Jahre 1834 in einem Briefe vom 26. November, in dem es heißt: „Das Junge Deutschland stößt ihn bald ab, bald zieht es ihn an!" Später 1853 hatte er selbst erklärt „keinen Anspruch darauf zu machen einer Schule anzugehören und außerhalb jener herrschenden literarischen Partei der ersten und mittleren dreißiger Jahre gestanden zu haben";[1]) indes erscheint er doch ganz als jungdeutscher Schriftsteller, und Kurz und Gottschall hatten recht, wenn sie ihn dem „Jungen Deutschland" zurechneten. Denn seine Werke aus den 30er Jahren, seine „Civilisationsnovellen" (1837) und vor allem „Die Europamüden" (1838) und „Lord Byron" (1839) mit all ihren Verirrungen und Phantasien, mit all ihren Klagen über Weltschmerz und Weltmüdigkeit, mit ihrem lauten Rufe nach Reform, nach Emanzipationen von althergebrachten überlebten Einrichtungen und Zuständen machen Willkomm durchaus zu einem Vertreter jungdeutscher Ideen; und in der Tat ist es weniger noch die Art, die ihn in die Reihen des „Jungen Deutschland" verweist als der Grad, in dem bei Willkomm diese Forderungen der jungdeutschen Partei auftreten, so daß ihn H. Marggraff in seinem „Ueberblick über die Kultur und Literaturgeschichte von 1839" nicht mit Unrecht einen extremen Verfechter jungdeutscher Forderungen genannt hat. Als Jungdeutscher galt er im Kreise der Zeitgenossen. „Ein anderer Nachzügler und Freund des „Jungen Deutschland", schrieb damals das satirisch-literarische Taschenbuch für 1848 „X Y Z", herausgegeben von einem Unberühmten in Leipzig, Seite 30 ff.: „Ein anderer Nachzügler und Freund des „Jungen Deutschland" ist Ernst Vollkomm, der besonders durch die „Europalangeweile" berühmt wurde, viel mehr als durch die 365 Bände, die er alljährlich deutschen Buchhändlern zu verschlingen gibt." —

Nach Beendigung seiner Studien war Willkomm in Leipzig geblieben und gab hier von 1837 bis 1839 mit dem unglücklichen Alexander Fischer die „Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater" heraus. Bis zum Jahre 1845 blieb er in Leipzig, wo

---

[1]) „Jahreszeiten". Hamburg 1853. I. Bd., S. 681 ff.

er des öfteren die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt“ in Vertretung ihres Redakteurs F. G. Kühne besorgte. In diese Leipziger Zeit fallen die schon genannten Romane und Novellen, die Willkomm durch die Tendenzen, die er in ihnen verfolgt, mit dem „Jungen Deutschland“ aufs engste verbinden, und jene Werke, vornehmlich sozialpolitischen Inhalts, die ihn zu einem Mitbegründer des sozialen, um nicht zu sagen sozialistischen Romans machen. Volks- und Heimatskunst pflegt er in den Romanen dieser Epoche von 1840—1845. In ihr entstanden Werke wie „Der Traumdeuter“ (1840), „Grenzer, Narren und Lotsen“ (1842), „Sagen und Märchen aus der Oberlausitz“ (1843 I. Auflage), (1845 II. Auflage), „Eisen, Gold und Geist“ (1843 I. Auflage), (1853 II. Auflage), „Denkwürdigkeiten eines österreichischen Kerkermeisters“ (1843), „Schattenrisse aus dem Volks- und Fürstenleben“ (1844), „Der deutsche Bauer“, ein Volksbuch auf das Jahr 1844, „Weiße Sklaven, oder die Leiden des Volkes“ (1845). Daneben schrieb er für zahlreiche unterhaltende Zeitschriften.

Im Oktober des Jahres 1845 unternahm Willkomm dann eine Reise nach Italien, die ihn bis nach Neapel führte. Erst im Herbst 1846 kehrte er wieder nach Leipzig zurück. Das literarische Ergebnis dieser Reise sind die „Italienischen Nächte“, die 1847 als Reiseskizzen und Studien erschienen. Auch zu dem nächsten Romane „Die Nachtmahlsbrüder in Rom“ (1847) war ihm die Anregung auf dieser italienischen Reise gekommen. Dieser Roman ist eine Jesuitengeschichte, wie die beiden späteren Romane Willkomms „Verirrte Seelen“ (1860) und „Die Töchter des Vatikan“ (1860).

Wenn nun auch gerade diese Jesuitengeschichten, in denen Willkomm unter Benutzung tatsächlicher Begebenheiten aktuelle Zeitfragen behandelte, sicherlich nicht ohne tendenziöse Absicht geschrieben wurden und wenn er auch in der Folgezeit noch manchen Roman verfaßte, zu dem ihm besonders die Zustände im modernen Gesellschaftsleben den willkommenen Stoff boten, so läßt sich doch wohl mit Recht behaupten, daß nach Willkomms italienischer Reise in seiner schriftstellerischen Entwicklung eine Wendung zur Mäßigung in der Wahl des Stoffes, wie auch in der Form der Darstellung eingetreten ist. —

Nachdem Willkomm in Leipzig noch eine Zeitlang seinen Freund F. G. Kühne in der Redaktion der „Europa“, Chronik für die gebildete Welt, vertreten hatte, verließ er Leipzig, um sich dem Norden Deutschlands zuzuwenden.

Als Kriegskorrespondent ging er zunächst am 2. Mai 1849 nach dem Schleswig-holsteinisch-dänischen Kriegsschauplatz. Für die „Leipziger Zeitung“, die „Neue Leipziger Zeitung“, das „Stuttgarter Morgenblatt“ und die „Kölnische Zeitung“ schrieb er Berichte. Eine rege Teilnahme an der Sache Schleswig-Holsteins

scheint ihn, der sich mit besonderem Eifer an politischen Fragen stets beteiligte, geleitet zu haben, wie sie auch in Erzählungen, die diesen Landstrich und seine großen Schicksale, die Marschen und die einsamen friesischen Inseln zum Hintergrund haben, deutlich hervorleuchtet.

Nach der Schlacht bei Fridericia, die die Rückkehr der sogenannten Reichstruppen zur Folge hatte, folgte Ernst Willkomm auf Vermittlung seines Freundes Kühne einem Rufe an die Redaktion der „Lübecker Zeitung", die er mit dem ersten September 1849 übernahm, von der er jedoch schon im April 1852 aus Gesundheitsrücksichten wieder zurücktreten mußte. Hier in Lübeck vermählte er sich im Oktober 1850 mit einer Flensburgerin Anna Maria Christine Rosendahl, die sich ebenfalls mit einigen Jugendschriften versucht hat. Sie schenkte ihm zwei Söhne und zwei Töchter.

Im Herbst 1852 siedelte Ernst Willkomm nach Hamburg über. Der heiße Wunsch seiner frühesten Jugend ging damit in Erfüllung. Von dem großzügigen Treiben, von dem ausgedehnten Welthandel der großen Hansastadt hatte er sich immer angezogen gefühlt.

In Hamburg übernahm er im September 1853 die Redaktion der „Jahreszeiten", einer unterhaltenden Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Die letzte Augustnummer vom Jahre 1853 enthält außer der Nachricht von dem Ausscheiden des alten Redakteurs Feodor Wehl, die Ankündigung des neuen Redakteurs Ernst Willkomm durch die Verlagsexpedition mit den Worten:

„ . . . daß der literarische Name des für das Blatt gewonnenen künftigen Redakteurs für eine ebenso fleißige, wie anständige und gewissenhafte Führung der „Jahreszeiten" die vollwichtige Bürgschaft gewährt."

Willkomms Programm an sein Publikum beim Antritt der Redaktion der „Jahreszeiten" hat folgenden Wortlaut:

„Die „Jahreszeiten" wollen ihren Lesern eine angenehme, leicht verständliche, in elegante Formen gekleidete Unterhaltung geben, welche das Belehrende nicht ausschließen soll. Wir hoffen dabei stets den Grazien zu opfern, das Schöne pflegen, dem Guten dienen und alles Rohe und Gemeine uns fernhalten zu können. Die Literatur werden wir nie und nimmer aus den Augen verlieren, unser Journal aber weder zum Tummelplatz einer Clique und Claque noch zur Arena literarischer Klopffechtereien machen. Selbständigkeit und Unparteilichkeit soll die Inschrift des Banners heißen, dem wir folgen wollen."

Bis zum 1. September 1855 redigierte Willkomm dieses Modeblatt. Von einer Menge zeitraubender literarischer Arbeiten zu sehr in Anspruch genommen, sah er sich gezwungen, die Redaktion der „Jahreszeiten" niederzulegen. Indes blieb er deren

Mitarbeiter, indem er fortan regelmäßig in kurzen dramaturgischen Skizzen die Vorstellungen auf dem Hamburger Stadttheater, sofern sie das rezitierende Drama betrafen, allwöchentlich besprach.[1]) Gleichzeitig war er seit 1853 als Redakteur des Feuilletons der „Staats- und Gelehrtenzeitung des Hamburgischen Korrespondenten“ tätig.

„Eine sichere, feste Lebensstellung anzunehmen, war ihm bei seinem starren, eigenwilligen Charakter unmöglich. Er sträubte sich gegen jede bindende Verpflichtung und konnte sich keinem fremden Willen beugen. So kam es, daß er, um die schweren pekuniären Sorgen, die ihn zu Zeiten unsäglich drückten, einigermaßen zu lindern, sein Dichtertalent nicht allein der Kunst widmen konnte, sondern zum Broterwerb ausnutzen mußte und sich gezwungen sah, ohne große Skrupel rasch und viel zu schreiben.“[2])

Diese Sorgen und quälendes Heimweh veranlaßten ihn 1857 in seine Heimat, nach Sachsen, zurückzukehren und damit einen alten Plan zu verwirklichen, den er bereits nach der Niederlegung der Redaktion der „Lübecker Zeitung“ im Jahre 1852 gehegt hatte.[3]) Er ließ sich in Bernstadt nieder, bis die spießbürgerlichen Verhältnisse dieser kleinen Landstadt den hochstrebenden Mann so gewaltig niederdrückten, daß er sich entschloß, wieder nach Hamburg zurückzukehren, wo er sich und seiner Familie durch Gründung eines Pensionats für junge Mädchen, im Jahre 1859, das durch Freunde unterstützt, sich eines guten Fortgangs erfreute und besonders im deutschen Norden Teilnahme fand, ein auskömmliches Einkommen sicherte. Er wurde hamburgischer Staatsbürger und lebte sich dort so ein, daß er förmlich für das Leben und Treiben der mächtigen Hansastadt schwärmte.

Hamburg war es auch, daß ihm für seine besten Romane, Handelsromane im Stile von Gustav Freytags „Soll und Haben“, Anregung gab und Farben lieh. Der Hamburger Zeit verdanken wir die Romane: „Die Familie Ammer“ (1855), „Banco“ (1857) und „Rheder und Matrose“ (1857).

Auch auf dem Gebiete des historischen Romans versuchte sich Ernst Willkomm, ohne jedoch große Erfolge damit zu erzielen. Schon 1844 hatte er einen „Wallenstein“ geschrieben, 1856 verfaßte er einen Roman, dessen Held „Peter Pommerering“, der berüchtigte Bürgermeister von Flensburg war, 1859 folgte „Dichter und Apostel“ mit den Hauptfiguren des unglücklichen schlesischen Dichters Christian Günther und des herrenhutischen Grafen Zinzendorf, 1861 schrieb er seine „Männer der Tat“, einen Roman aus der Zeit und dem Leben E. M. Arndts.

---

[1]) „Jahreszeiten“. Hamburg 1855. II. Bd., S. 1111.

[2]) Allgemeine Deutsche Biographie. 43. Bd., S. 296 ff.

[3]) Brief des Leipziger Verlegers Kollmann an E. Willkomm. Leipzig, 17. April 1852.

Die späteren Romane und Novellen aus den 60er Jahren erheben sich kaum über den Durchschnitt der gewöhnlichen Tagesliteratur, die nur noch das Unterhaltungsbedürfnis des Lesers befriedigen sollte und konnte. See-, Spuk-, Kriminalgeschichten entstanden: „Am häuslichen Herd" (1859), „Am grünen Tische" (1862), „Aus deutschen Gauen in Nord und Süd" (1863), „Moderne Sünden" (1861), „Gesellen des Satan" (1867) und viele andere.

Als es dann einsam um ihn wurde, seine Kinder weit hinaus in die Ferne gezogen waren und seine Frau ihm im Jahre 1880 durch den Tod entrissen wurde, kehrte er noch im Herbst desselben Jahres in sein Heimatland zurück und zog zu seiner älteren Schwester nach Zittau, um hier unter treuer Pflege, inmitten eines großen Verwandtenkreises, seine letzten Jahre zu verleben. Außer seinen nur langsam fortschreitenden „Jugenderinnerungen" erschien von ihm in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens nichts mehr, so daß er der jüngeren Generation immer mehr aus dem Gedächtnis entschwand. Bis zu seinem Ende, obwohl von Krankheit oft geplagt, war der stattliche Mann, mit dem lang herabwallenden weißen Bart und der scharf gebogenen Nase geistig frisch und ein anregender Gesellschafter, der sich freilich als eingefleischter Republikaner mit dem Gange der deutschen Politik nicht recht befriedigen konnte. Im 76. Jahre starb er in Zittau am 24. Mai 1886 und hat seine letzte Ruhestätte neben seinen Eltern auf dem Friedhofe seines Heimatdorfes gefunden.

Wenige haben des Einsamen, der in der jungdeutschen Epoche viel genannt wurde, bei seinem Tode gedacht. Kaum eine Zeitung oder Zeitschrift scheint sich auch seiner an seinem 100sten Geburtstage im Jahre 1910 erinnert zu haben.[1])

Ein Begründer der realistischen Richtung im Roman in Deutschland ist Ernst Willkomm geworden mit seinen 100 Bände noch weit übersteigenden Schöpfungen. Und nicht mit Unrecht ist es betont worden,[2]) daß, wenn er dies wurde, er es nicht zum wenigsten der liebevollen Versenkung in die Eigenart seiner schönen Heimat, der südlichen Oberlausitz, verdankt, die ihm nicht weniger als Hamburgs großzügiges Treiben und die stille Einsamkeit der friesischen Inseln, Anregungen und Stoffe boten.

---

[1]) Ein Nachruf erschien in den „Blättern für literarische Unterhaltung". Leipzig 1886. S. 367; ferner im „Hamburgischen Korrespondenten" vom 27. Mai 1886. Ein Erinnerungsblatt zu seinem 100. Geburtstag brachten die „Vesper-Glocken", Unterhaltungsbeilage zu den „Zittauer Nachrichten und Anzeiger", am 10. Februar 1910. Unter dem gleichen Datum erschien in der „Vossischen Zeitung" Nr. 68 unter dem Titel „Auch Einer", von B. Sartorius verfaßt, eine in der Hauptsache auf den „Jugenderinnerungen" und der „Allgemeinen Deutschen Biographie" fußende Würdigung Willkomms. Falsch angegeben ist hier das Todesdatum Willkomms: statt 1884 muß es 1886 heißen. Auf diesen Artikel greift referierend zurück das „Literarische Echo", 12. Jahrgang, 12. Heft. Berlin 1910. S. 865.

[2]) Einleitung zu den „Jugenderinnerungen".

Ernst Willkomms schriftstellerische Tätigkeit in den Jahren 1833—1837.

Ernst Willkomm war noch Student, als er bereits mit den ersten Schöpfungen seines Dichtertalentes an die Oeffentlichkeit trat. Nach dem scheinbar nicht sehr erfolgreichen Versuche mit seiner Novelle „Julius Kühn" aus dem Jahre 1832 gab er diese Art, seine poetischen Gedanken in die Form novellistischer Erzählung zu kleiden, zunächst auf und begann ganz im Geiste der großen Klassiker, eines Schiller und Goethe und eines Shakespeare noch im gleichen Jahre 1832 Dramen zu schreiben, für die er den immer dankbaren Stoff aus dem Gebiete der Geschichte entlehnte. 1832 arbeitete er an einem Drama „Heinrich I., König der Deutschen"; 1833 erschien sein „Bernhard, Herzog von Weimar"; 1834 „Erich XIV., König von Schweden".

Ohne zunächst auf diese Tragödien und die Erstlings-Novelle näher einzugehen, sei noch der Lyrik Willkomms gedacht. Von einigen Balladen[1]) abgesehen, war es nur ein einziger Versuch, den er auf diesem Gebiete in der kleinen Gedichtsammlung machte, die er unter dem Titel „Buch der Küsse" mit dem Lebenskuß beginnend und endend mit dem Todeskuß im Jahre 1834 herausgab und die 1843 ihre dritte Auflage erlebte.

Hatte ihm Schiller schon in seinen Dramen als Vorbild gedient, so erscheint uns Willkomm hier wiederum als dessen Nachahmer, wenigstens zeigt sich der leitende Gedanke sehr verwandt mit dem Schillers in seinem „Lied von der Glocke". Schiller hatte den Menschen und seine Erdenschicksale mit dem Werden der Glocke in vergleichende Beziehung gesetzt und dem Menschen dann die fertige Glocke als treue Begleiterin mit auf den wechselvollen Lebensweg gegeben. Ernst Willkomm wählte für des Menschen lebensfrohe und leidvolle Stunden und Ereignisse den Kuß, das uralte Symbol des vermittelnden und innigen Austausches in der Harmonie gleichgestimmter und verwandter Seelen.

[1]) Nach einem Briefe des Geheimrates Kämmel, Dresden, hießen diese u. a.: „Die Meeresbraut"; „Der lachende Totenkopf"; „Der Pfaffenborn". Von Adolf Willkomm wird in einem Briefe eines größeren Gedichtes: „Gott selber baut die Brücken!" Erwähnung getan, das sein Vater nach der Erstürmung Alsens, 1864, verfaßte.

„Das ganze Leben ist ein einz'ger Kuß
Des Lichtes, in gegliedert kurzen Pausen
Die wir Minuten, Stunden, Tage nennen,
Freigebig wiederholt. Drum Kuß ist Leben!"

So heißt es in seinem „Hoffnungskuß".

Indes, Willkomm war kein Lyriker, mag auch dem Werkchen mit seinen 33 Kußgedichten ein strebendes Wollen, dichterische Auffassungsgabe und Phantasie nicht abgesprochen werden können. Tief empfundene, herzerwärmende, begeisternde und erfreuende, aus dem innersten Gefühle der Seele entsprungene, stimmungsvolle Lyrik enthalten diese Verse seines „Buches der Küsse" nicht. Leichtflüssigere, kunstreichere und formvollendetere Verse wären eines Themas, wie Willkomm es sich hier wählte, würdiger gewesen. Geschraubt und gezwungen, in oft schwerfälligen Versen weht uns die Kühle sentimentaler Reflexion entgegen, die uns nie erwärmen kann. Die Frische und unmittelbare Ursprünglichkeit, die uns immer erst in den vollen und rechten Genuß einer echten Lyrik setzt, vermissen wir hier. Originell, wie der zu Grunde gelegte Gedanke sicherlich ist, denn mit dem wenig dezenten lateinischen „Buch der Küsse" eines Johannes Sekundus hat dieses Willkommsche Büchlein nichts gemein,[1]) fehlt diesem doch die Wirkung eines Originals.

Nicht ganz mit Unrecht und vielleicht auch mit einem leisen Anfluge von Ironie heißt es von ihm in einer Kritik der „Blätter für literarische Unterhaltung:[2])

„Wie aber in des Lebens Liebesverkehr durch das zu häufige Kußgeben und Kußempfangen eine gewisse Uebersättigung und selbst eine kleine Anwandlung von Ekel erzeugt wird, so möchte auch hier das bloße Lesen dieser Küsse in einem Atem leicht dieselbe Einwirkung auf Gemüt und Phantasie äußern. Man reiche also die geistige Lippe nach und nach der Phantasie des kußlustigen Verfassers!"

Die Wirkung wahrer Lyrik fehlt dem „Engelskuß":

„Mit diesem stillen, eigensten Gewinn,
Dem so verhaßten, weil er Schmerzen bringt,
Bevor die schwell'nden Früchte ihm entknospen,
Rollt sich ein neuer Lebensvorhang auf.
Verschwunden ist das Dumpfe, Drückende.
In diamant'ner Helle glitzernd baut
Die Grotte sich, von Tränentropfen wölbend
Im Heiligtum der innern Einheit auf.
Sie wächst und treibt den Gipfel unbehindert
Zum höchsten Glanz der Gottheit schlank empor.

---

[1]) „Europa", Chronik der gebildeten Welt. Karlsruhe und Baden 1843. II. Bd., S. 360.

[2]) 1835, Nr. 53, S. 1122.

Bis drinnen die Gestalten ruh'n, die freundlich
Den Kommenden begrüßen. Seltsam Schauspiel!
Ein Silberboden, gitterhaft durchbrochen,
Läßt in der Ahnung tiefes Wogen blicken
Die reuerfüllte Seele. Auf dem Blau
Der Aetherwelle schiffen leichte Kähne,
Mit Rosensegeln überspannt; die Wölbung
Die an des Himmels Statt sie rund bedeckt
Fällt wolkig, flammenträufelnd auf sie nieder
Und schwingt die unsichtbaren Saiten sanft
Der Wellenharfe! Ton an Ton erklingt.
Die Töne einen und umarmen sich
Wie Zwillingsbrüder und zum Kuß geneigt
Zuckt reine Harmonie durch's Herz des Lauschers.
Jetzt erst versteht er dieses Schauspiels Größe,
Der Ernst wird ihm zum lächelnd frohen Kind,
Das hold befiedert um ihn schwingt und schwirrt
Wie leuchtend Würmchen um des Sommertages
Geschloss'ne Wimper. — Höher schwebt es ihm;
Schon fühlt er kühl den sanften Wind des Fittichs!
Es rührt ihm Haupt und Brust — ein loses Feuer
Umströmt und badet ihn in lauem Wehen.
Er sonnt sich in dem Aether, den er sah! —
Das Kind, auf einer Wolke gold'nem Wimpel
Ihm nahe schaukelnd, beugt sich zu ihm auf,
Und die Vergangenheit vergessend fließt
Vom Engelskusse in sein Herz der Frieden."

Von Empfindung getragen, nicht ohne Phantasie ist der „Liebeskuß":

„Verschleiert, wie das dunkle Bild von Sais,
Steht in der Welt die Liebe. Wer im Rausch
Des taumelnd aufgescheuchten Lebens sie
Ergreifen will, der wird sie nie erblicken,
Denn heilig ist der Frauen zart Gemüt,
Und nur dem Zarten mag es sich erschließen,
Tief, sinnig wie die Rätsel der Natur! —
Drum faßt ein unaussprechlich banges Sehnen
Den Menschen, sieht er scheinlos gleich dem Traume
Die Welt zerfließen, wo das Ideal
In herrlichster Gestalt beglückend schlief. —
Wohl lange nagt der Kummer jetzt sein Herz,
Doch endlich stirbt er hin, und wieder froh
Wagt sich der Sieger in die Welt hinaus.
Denn selbst geheiligt ward er durch den Kampf,
Viel schöne Blumen sieht er da dem Leben,
Das wandernd ihn begrüßet, hold entknospen.
Er läßt des Auges Licht durch diesen Teppich
Beleuchtend schlüpfen — wundervolle Flora!
Wie Sterne dünken ihm die Blumen jetzt,
Er steht und staunt, doch immer mutiger
Tritt näher er heran an das Gehege
Des Wundergartens. Leise Schleier sind's
Von Rosenflor gewebt, die ihn umgürten.
Drin wandeln auf und ab die hellen Blumen.
Und mitten unter ihnen steht die Unschuld
Als Gärtnerin. Ihr schließen sie sich an.
Sie neigen flüsternd sich, begrüßen sich,
Und eine selt'ne Sprache klingt heraus

Und streichelt sanft besprechend um den Lauscher,
Da faßt er mutig nach dem Rosengitter —
Es schwindet, und der Garten steht ihm offen.
Nun mischt er sich zum Flüsterhain der Blumen
Die sich in reizend heitere Wesen flugs verwandeln.
Dunkle Sternenpaare schauen
Anstatt der Augen ihn gefällig an,
Hier unter schwarzem Bogen glänzend, dort
Umfaltet von gebräuntem Seidenhaar.
Noch andere hüpfen flüchtig durch die Matten
Und ihnen nach, wie sonniges Gedüft
Fliegt ihres Haargelockes heller Schmuck.
Er folgt den losen Neckern. Plötzlich blickt
Ein Stern so licht und klar und lächelnd ihm
Fast reizend in das Auge, und ein Kuß,
Ein lichter Ton zwei inniger Gemüter
Klingt tief harmonisch in die stille Welt
Des Herzens — und sein Echo ist die Liebe!"

Weihekuß.

„Die Liebe gleichet dem Geheimnislaut
Auf Ceylon. Wem ihr tiefer Seelenton
Des Herzens Saiten heilig angeklungen,
Der gibt sein ganzes Dasein diesem Lied,
Das ewig tönt dahin und wird ein Gott.
Die Liebe ist der erste Kuß des Todes,
Den er zur Welt als Mahnungsengel schickt.
So nippen denn die Liebenden den Trunk,
Der von den süßen Lippen quillt, sie nippen
Bis sie der erste Wonnerausch umfängt.
Dann klirret der Pokal zum ersten Male,
Und hebt sich, schwebt zur Heimat wieder auf. —
Hart stößt sie nun der Ernst des Lebens an.
Der Austausch herrlicher Gefühle will
Nicht mehr den gold'nen Schaum im Lebensbecher
Zum unversiegbar kühlen Tranke mischen.
Das Leben mahnt in dem Genuß zur Pflicht! —
Da schlingen sich die gottgeeinten Herzen
Noch fester, inniger zusammen und
Zum hohen Tempel, wo in hehrer Stille
Der Mensch des Gottes Nähe schüchtern ahnt
Regt das beglückte Paar den Kuß. — Es braust
Der Orgel majestät'scher Feierklang
Vom Chor herab und steigt — ein ahnend Echo —
Hinauf zu der erborgten Himmelswölbung.
Da faßt die Liebenden ein tiefer Schauer
Im Vorhof seiner Geisterwelt. Wie Flammen
Tief in die Herzen lodert der Gesang
Und zündet dort die Altarfackel an
Des still genährten ehelichen Glücks. —
Nun erst begreifen sie das Leben ganz
Und recht. Bis hierher war es ihnen nur
Ein Ton, den jeder nach Gefallen hören
Oder überhören kann. Zur Harmonie
Ist ihnen dieser zarte Ton geworden.
Hochselig flechten sie an dem Altar,
Von Priesters Segensworten überblüht,

Die Hände ineinander, — da erbebts
Wie Schlummerneigung süß durch ihre Seelen
Und für des Lebens wunderbare Wechsel
Sind sie geheiligt durch den Weihekuß!" —

Bedeutender als auf dem Gebiete der lyrischen Poesie erscheinen Ernst Willkomms Leistungen in der dramatischen Dichtkunst. Früh schon stand ihm der Sinn nach der Bühne. „Ganz gegen die Sitte damaliger und wohl auch heutiger Zeit hatte ich persönlich die wunderliche Grille, durch dramatische Produktionen mich in die Literatur einzuführen".[1]) Die wunderliche Grille wohl darum, weil die Epoche des „Jungen Deutschland", wenigstens in ihrer ersten Zeit fast ausschließlich dem Kultus der Prosa huldigte, daher auch zunächst vom Drama nichts wissen wollte. Und wenn es darin auch später anderer Ansicht geworden ist, so blieb doch die Dramatik jener Epoche entschieden ihr Schwächstes, ihre Achillesverse.

Von bleibendem Werte ist keins der Dramen, die in jener Zeit der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts entstanden. Ihr Erfolg war nur von augenblicklicher und äußerer Bedeutung und lag meist begründet in dem engen Anschmiegen des Stoffes an moderne Zeittendenzen, oder in der Wahl beliebter, nationaler Stoffe.

Aus dem Gebiete der Geschichte entnahm Ernst Willkomm den Stoff für seine Dramen: „Bernhard, Herzog von Weimar", „Heinrich I., König der Deutschen" und „Erich XIV., König von Schweden", die er in den Jahren 1832 bis 34 verfaßte, und von denen „Heinrich I., König der Deutschen", offenbar Fragment geblieben ist.

Aufführbar waren diese Dramen Willkomms nicht. Wir dürfen ihm jedoch zustimmen, wenn er von seinen eigenen Schöpfungen glaubte, „daß sie einigen poetischen Wert hatten".[2])

„Bernhard, Herzog von Weimar", ist sein erstes Drama, das er am 23. August 1832 in Druck gab und 1833 in der Oeffentlichkeit erscheinen ließ. „Eine von jenen ernster gemeinten und ernster Prüfung würdigeren Arbeiten, das Werk eines frischen und selbständigen Talentes, das jung, bescheiden, lernbegierig auftritt und schon deshalb Ermunterung verdient."[3])

In einem Vorwort, das der junge Dichter seinem Erstlingsdrama vorausschickt, in dem er sich selbst und sein dichterisches Wollen und Können einer ehrlichen und bescheidenen Kritik unterzieht und das uns einen Blick in seine dichterische Werkstatt tun läßt, legt er seine Ansichten vom Drama, zumal vom historischen Drama, nieder. Er schreibt:

---

[1]) „Jahreszeiten". Hamburg 1853. I. Bd., S. 681 ff.

[2]) „Jahreszeiten", a. a. O.

[3]) „Blätter für literarische Unterhaltung". Leipzig 1833. Nr. 6.

„Mit der ängstlichen Scheu eines Jünglings, der zum ersten Male in das größere Leben eintritt, lege ich dieses Drama, den Erstling meiner Jugend, der Welt zur Beurteilung vor. — Nicht die beinahe zur Mode gewordene Sucht, Schriftstellerei zu treiben, noch weniger die lächerliche Begierde, meinen Namen gedruckt zu sehen, bewegen mich zu diesem Schritte. Es ist vielmehr ein mächtiger, innerer Drang, der mich gebieterisch auffordert, das, was schon der tändelnde Knabe in unschuldigem Spiele trieb, jetzt als gereifter Jüngling mit heiterem Ernst wiederum zu ergreifen und es in Wort und Form gekleidet, der Welt zu übergeben. — Wie gewagt dieser Schritt ist, erkenne ich klar und verhehle mir gar nicht die Mängel, an denen meine Arbeit noch leiden mag; ich weiß aber auch, daß anhaltende Uebungen, nie ermattende Lust und glühende Liebe jede, auch die schwerste Arbeit zu fördern und zu vollbringen vermögen. Wer von dem Jüngling ein Meisterwerk erwartet, verlangt das Unmögliche, was aber Liebe, Fleiß und Talent hervorzubringen imstande sind, das glaubt er geben zu können.

So wenig es dem Dichter erlaubt ist, die Geschichte ganz nach Willkür zu seinem Zwecke zu gebrauchen, ebenso wenig können wir auch von ihm verlangen, daß er sich streng an sie binden und die einzelnen Data geradeso, wie sie der Historiker der Wahrheit gemäß hinstellt, wiedergeben solle. Dadurch ginge der Zweck seines ganzen Strebens verloren! Der Dichter hat es mehr mit den Charakteren und deren Entwickelung zu tun als mit den bloßen Begebenheiten. Dieser bedient er sich nur zum Bau einer neuen, eigentümlichen Welt. Es ist daher hinreichend, wenn er den Geist erfaßt und diesen in dem aus der Geschichte gewählten Gegenstande bei einer poetischen Behandlung desselben, unbeschadet der Forderungen, welche die Poesie als Kunst an ihn macht, wiederzugeben sich bemüht.

Auch ich habe mich dieses Rechtes, die Geschichte frei zu gebrauchen, bedient, und mußte dies um so mehr tun, als es eben keine ganz leichte Aufgabe war, dem Bilde Bernhards einen Rahmen zu geben. Ob ich hier und da demnach vielleicht zu viel hinzugefügt, oder bisweilen zu frei mit dem Gebotenen geschaltet habe, das wage ich nicht zu entscheiden. Mancher wird sich vielleicht an Einzelnes stoßen, hier ein Bild zu viel, dort eines zu — gesucht finden; allein, er dürfte leicht, wollte er das letztere behaupten, dem Verfasser zu nahe treten. Nicht die Absicht, Effekt hervorzubringen, bewog ihn zu dem, was er schrieb, wenn er gleich gern zugibt, daß bisweilen die Glut der Phantasie dem pedantisch prüfenden, nüchternen Alltagsverstande die Zügel entrissen haben mag.

Mit der fröhlichen Hoffnung und dem aufrichtigen Wunsche, daß wahre Kunstrichter dem Werkchen ein Stündchen ihrer Aufmerksamkeit weihen und durch aufrichtigen und belehrenden Tadel

mich auf das aufmerksam machen mögen, was ihnen daran mißfällt und dem prüfenden Auge des Kenners anstößig erscheint, übergebe ich es dem Drucke. Bedenkt jeder Kunstrichter, daß nur liebevoller, gutgemeinter Tadel zu weiterem Streben ermuntert, satirisch bittere und kalte Worte dagegen den schüchternen Jüngling zwar nicht abschrecken, wohl aber irreleiten können, so wird sich die traurige Wahrheit, daß die Deutschen jedermann eher Gerechtigkeit widerfahren lassen als den Kindern ihrer eigenen Nation gar bald in eine Unwahrheit verwandeln!"

Es kann uns nicht wundern, daß die Form in Willkomms Dramen an die drängende, pathetische Sprache Schillers erinnert, der durch die Größe seines Strebens nach Freiheit und höheren Lebensformen Vorbild gerade in jener Zeit für alle unruhigen und verlangenden Menschen war.

Ernst Willkomm steht unter Schillers Einfluß wie unter dem eines Goethe und Shakespeare, an die manche Szenen seines „Bernhard" anklingen. Auch Willkomm begann seine Schriftstellertätigkeit in Anlehnung und Nachahmung bedeutenderer Meister.

„Die Sprache seines Stückes ist würdig und von poetischer Schönheit, doch nicht immer ohne jugendliche Uebertreibung."[1]) In dieser „für jetzt ungewöhnlichen, blühenden, bilderreichen und wirklich dichterischen Sprache" fand die Kritik der „Blätter für literarische Unterhaltung"[2]) das vorzüglichste Verdienst des jungen Dichters. „Er fehlt beinahe durch das Zuviel, wie es jungen Poeten zu ergehen pflegt: aber ein schönes Vermögen tritt unverkennbar an das Licht und Bilderreichtum ist stets ein Zeichen wirkender Phantasie: wenn diese die Schönheit zum Maß nimmt, so wird das Poetische daraus." Und auch darin muß man der Kritik zustimmen, entgegen Willkomms eigener Verwahrung im Vorwort, wenn es heißt: „Dem Verfasser fehlt nichts als dieses Maß, um ein Dichter zu werden. und er wird es finden, wenn er seine Aufmerksamkeit mehr auf Motive als auf Effekte, mehr auf schöne als auf starke Form richtet."

Einen nationalen Stoff dramatisch zu behandeln, war Willkomms Absicht, als er seinen „Bernhard" schrieb. Einen tragischen Stoff konnte ihm diese Geschichte Bernhards von Weimar, des Helden aus dem 30jährigen Kriege nur bieten, wenn er sie supplierte und ihre großen Schlußstücke ausfüllte. Er hat es selbst gefühlt; die Worte über das historische Drama in seiner Vorrede geben den Beweis dafür.

Ob Bernhard durch Gift starb, darüber weiß die Geschichte nichts Bestimmtes. Oft schon ist der Versuch gemacht, Klarheit in

---

[1]) H. Kurz, Geschichte der neuesten deutschen Literatur von 1830 bis auf die Gegenwart. S. 500.

[2]) 1834, S. 574.

diese Geschichte zu bringen, und mancher Dichter und Schriftsteller wagte sich an eine poetische Darstellung derselben.

So hat sich schon Schiller mit dem Gedanken getragen, diesen Herzog Bernhard von Weimar zum Gegenstand eines Dramas zu machen. Und noch nach Ernst Willkomm waren es Julius Mosen, Wilhelm Genast und Rudolf Gottschall, die Tragödien dieses Inhalts verfaßten; epische Darstellungen von ihm gaben Heinrich Laube, Hans Blum und Wilhelm Jensen.

Den Dramen ist gemeinsam, daß alle Dichter annehmen, Herzog Bernhard sei ein Opfer Frankreichs und durch französisches Gift gestorben. Auch Ernst Willkomm nimmt dieses an. Im Gegensatz zu der Auffassung der übrigen Dichter steht nur die Art und Weise, wie Willkomm es geschehen läßt.

Bernhards tragische Verschuldung war es, daß er ehrgeizgetrieben und ruhmsüchtig als Abtrünniger von der Sache des Vaterlandes sich an Frankreich anschloß. Als Opfer dieser ungezähmten Ehrsucht mußte Bernhard fallen. Durch Frankreich, von dem er sich Großes versprochen hatte, mußte er fallen, sollte die Teilnahme an seinem Geschick durch diese Tragik noch erhöht werden.

So gestalten denn auch Julius Mosen, Wilhelm Genast und Rudolf Gottschall ihre Dramen. Und auch Ernst Willkomm schwebte dieser Gedankengang vor. Während der Arbeit aber ist ihm offenbar eine andere Motivierung für den Fall Bernhards, nämlich die Rachgier Rheinachs, des von Bernhard schwer beleidigten Kommandanten von Breisach, die durch das bereits angezettelte Vorhaben Frankreichs, ebenfalls den Weimarer zu stürzen, noch genährt ist, stärker erschienen, so daß es im Grunde schließlich eben diese Rachgier Rheinachs bleibt, die durch französisches Gift den Tod Bernhards herbeiführt. Indes, diese Rachgier ist doch eigentlich zu schwach, als daß sie eine wirklich tragische Motivierung abgeben könnte. Dem Dichter selbst mag es zum Bewußtsein gekommen sein, als er sich am Ausgang der Tragödie mit einem opernartigen Schluß, einem melodramatischen Effekt ohne Wahrheit, ohne tragische Zuverlässigkeit helfen mußte.

Hat so das Drama gewiß seine großen Schwächen, die besonders in dem fehlerhaft angelegten Charakter Rheinachs begründet liegen, so sind die übrigen Personen des Stückes doch meist treffend charakterisiert. Vor allem ist Herzog Bernhard gut und kraftvoll gezeichnet, und Erlach und Taupadel stellen sich ihm würdig an die Seite, und wir verstehen es, wenn es bei der unparteiischen Kritik doch eine günstige Aufnahme fand.

Eine Inhaltsangabe mit Proben aus dem Stück mag hier Platz finden:

I. Akt.

Vom Lager aus erleben wir noch die letzten Augenblicke der für Bernhard siegreichen Schlacht bei Rheinfelden.

. . . . „Kein Gallas lebt mehr und am Ochsenfeld
Bei Thann verwest Lothringens Wehrgehenk.
Götz sank in Ohnmacht und der Kaiser zählt
Des Heeres Trümmer nach des Windes Rose.
So bin ich Herr und kann den Frieden fordern
Hat Breisach erst sein stolzes Haupt gebeugt."

Zwar hat Frankreich im Frieden von St. Germain en Laie Bernhard Truppen und Subsidien versprochen, aber die paar Hundert Mann, die ihm Frankreich gesandt hat, betrachtet er nicht als Krieger. Er will sich nicht betrügen lassen.

„Weimar will frei sein, ein selbständiger Fürst,
Hat er auch keine Länder zu beherrschen.
Sein ganzer Reichtum liegt in seinem Schwert!
Dies ist die Wünschelrute seines Glückes,
Wodurch er wie der Bergmann Schätze sucht.
Mit diesem Schwert erkämpf ich mir die Welt
Und dennoch soll niemand dem Sieger fluchen.
Auch ohne Frankreich werd ich Frieden finden,
Mir und der Menschheit einen Ruhsitz gründen!"

II. Akt.

Ort der Handlung ist das Lager vor der Stadt Breisach. Zur ersten Szene lieh Schiller mit „Wallensteins Lager" die Farben, während die zweite, die einen Monolog Bernhards enthält, an die „Jungfrau von Orleans" erinnert. Zum letzten Male will Bernhard einen Herold an den Kommandanten Rheinach in Breisach senden und unter billigen Bedingungen die Uebergabe fordern. Rheinach weist jedoch jede Bedingung zur Uebergabe weit von sich ab, trotz der dringenden Bitten der Bürgerschaft. Unterdessen ist in Bernhards Lager der französische Kardinal La Valette als Unterhändler Richelieus angekommen, um neuen, ehrenvollen Antrag zu bieten. Frankreichs Wunsch sei es, ihn bald als Gemahl der schönen Herzogin von Aiguillon begrüßen zu dürfen. Aber Bernhard will keine Heirat, die nur dem Interesse Frankreichs dienen soll. Doch La Valette erwidert darauf:

„Es wünscht der König sowie Richelieu
Euch nur zu ehren und durch diese Heirat
Sich näher und für immer zu verbinden.
Zu eurem Nutzen ward der Plan entworfen.
Ihr könnt den Kaiser unter Frankreichs Schutze
Bekriegen, dies gibt allem Notbedarf
Zum Kriege und ihr seid ein großer Feldherr,
Des Volkes Held und glücklicher Gemahl
Der Herzogin, der größte Mann in Frankreich,
Ihr seid des Königs, des Ministers Freund,
Vollstrecker welterschütternder Beschlüsse,
Der Feinde Schrecken — "

Darauf Bernhard:

„Und Stallknecht von Frankreich.
Vortrefflich ausgedacht! — Im Ränkeschmieden

Da sucht ihr euren Meister! — Ja, bei Gott,
Wir Deutsche nennen das 'nen Schurkenstreich!
In Frankreich aber heißt's wohl Wachsamkeit?
Herr Kardinal, wär ich an eurer Stelle,
Ich schämte mich, bei Gott, ich schämte mich! —
Das heißt erlaubte List! — Nehmt Frankreichs Ehre,
Rechtschaffenheit, Wort, Treu und alles, was ihr,
Von der Art noch zusammenlesen könnt,
Das wickelt in ein kostbar Tüchlein ein
Und schenkts dem Papste als Reliquie!
Er könnte dann vielleicht den Peterspfennig
Abstellen lassen. Nicht, Graf?"

III. Akt.

Breisach ist gefallen.

Weimar nennt sich Herr! —

„Bis hierher führt ich meist ein fremdes Banner
Von jetzt an folge der Soldat dem meinen.
Denn kein Vertrag soll fernerhin den Bernhard
An eines fremden Lehnsherrn Willen binden,
Weil mein Besitztum Sonnenlehn geworden!"
. . . .
Vor meinem Schwerte beugte sich das ganze Elsaß,
Und Breisachs nie erstürmte Feste ward
Zum Diamant in meinem Siegerkranze,
Den niemand mir entreißen soll, bevor mich
Ein Sarg umschließt; denn landesarm geboren,
Will Bernhard landesarm nicht schlafen gehen!"

Stolz, Selbstbewußtsein, Vertrauen auf die eigene Kraft prägen sich in Bernhards Worten aus; so konnte er Frankreichs Freund nie werden.

Schaurig in ihren Farben ist die Szene, die der befreite weimarische General Taupadel aus der Zeit seiner Gefangenschaft in der Festung entwirft:

„Als wir des Kerkers ekelhaft Gewürm,
Der Sümpfe bunt gekleidete Bewohner
Frosch, Kröt, Eidechs und Natter aufgezehrt,
Da nahmen wir der letzteren Prachtgewänder
Und schnitten nun, die fürchterlichsten Schneider,
Auf jener feuchten, unterird'schen Werkstatt
Mit unserer Nägel scharf gespitztem Horn
Trän'losen Auges ein Todeslotto aus. —
Die grünen Natternringe waren Nieten,
Weil aus dem herben Glanz die Hoffnung blüht.
Zu Treffern aber schnitten wir die braunen,
Und beider Zahl war gleich, — mit unserem Namen
Geschmückt die Nieten wie die Treffer. —
Hierauf begannen wir die grause Ziehung,
Als Losungstopf benutzend eines Schädels
Hirnlose Scherb' — und wiederholten — Gott —
Achtmal, — achtmal — das fürchterliche Spiel!"

Die Nachricht von solch unerhörter und unmenschlicher Grausamkeit empört Bernhard so, daß er den Tod Rheinachs beschließt. Schon hat er selbst das Schwert zum Todesstreich erhoben, als er auf Vermittlung seiner Generäle Rosen und Taupadel innehält. Der knieende Rheinach erhebt sich und erhält Bernhards Gnade, obwohl ihn eine innere Stimme warnt. Rheinach ist schwer beleidigt:

„Du hast mir schwer das eine Mal verzieh'n,
Mir ward zuviel schon an einmal'gem Knien!"

Ob solcher Demütigung muß er sich rächen. Den Jubel des Volkes „es lebe Herzog Bernhard der Befreier" unterbricht er:

„Bis sich die Würmer Wohnung in ihm machen!"

Den günstigen Augenblick, an Rheinach einen tätigen, rastlosen Bundesgenossen gegen Bernhard zu gewinnen, erkennen die durch die verschmähte Herzogin und dadurch, daß Bernhard Breisach in eigenem, nicht in Frankreichs Namen eroberte, beleidigten Franzosen bald.

Nachdem der Versuch, durch den bestochenen General Erlach, den neuen Kommandanten Breisachs, diese Stadt für Frankreich zu gewinnen, durch Bernhards plötzliche Dazwischenkunft vereitelt ist, sieht Frankreich sich gezwungen, zu einem letzten Mittel zu greifen. Bernhard muß fallen, sei es auch durch Gift.

IV. Akt.

Die Eingangsszenen erinnern an Shakespeares „Julius Cäsar". Amalie, des Herzogs Gemahlin, wird von schweren Träumen heimgesucht:

. . . . „Es gibt der Sagen viele,
Aus alt' und neuer Zeit, die uns berichten.
Daß Menschen, eh' sie dem Geschick erlagen,
Im Traume ihres Lebens Untergang
Erblickten, wie von unsichtbarer Hand
Gemalt es ward auf grauser Staffelei. —
So sah des Cäsars Gattin mannigfach
In Traumgebilden den Gemahl bedroht.
Noch in der Nacht, die jenem Tag vorherging,
An welchem er von Freundes Händen fiel,
Sah sie im Traume das Gemach sich öffnen.
Und vor der Tür, gehüllt in seine Toga,
Roms Herrscher blutend liegen. — Sie erwacht,
Bald aber fesselt sie der Schlaf von neuem.
Cäsar — so träumt sie — will das Haus verlassen,
Da wanket plötzlich des Palastes Zinne,
Der Grundstein sinkt, zur Schwelle wird das Dach,
Und Cäsars Blut, der neuen Schwelle Kitt. —
Ein ähnlich Bild auf gleichem Dunstgewebe
Abkonterfeit ließ mich in voriger Nacht
Den Herzog Bernhard sehen."

Den verräterischen General Erlach verstößt Bernhard. Er will kein Tor mehr sein, wie er es war, als er Rheinach begnadigte. Doch Erlach erfaßt der Reue bitterer Schmerz; ihm liegt gemeine Rachgier fern; er ist ein Edelmann.

An Szenen in Goethes „Faust" erinnert der 10. Auftritt, der einen Einblick in die Werkstatt des tückischen Verrates gibt. Richelieus Werkzeug, der Pater Joseph:

„Nun, Joseph, denke Du! — Lass' seh'n, was gibts!
Der Meißel ist für meine Hand zu schwer;
Den Hammer kann ich nicht geräuschlos führen,
Hanf spinnen mag ich nicht, das scheint entehrend,
Drum fort damit, — leg das ins Vorratshaus!
Denn and're Zeiten heischen and're Mittel! —
Mit Erlach ist es aus, der ward geschmückt
Mit Ring und Gnadenkettlein neu und lang,
Auch taucht er schlecht zum Angelwerfen, denn
Er ist Champagnerwein, braust schäumend auf,
Um im Momente zu verfliegen. — Rheinach
Wär ein vortrefflich Werkzeug, hätt' er nicht
Des Nazareners Affe werden wollen. —
Demnach beruht ich auf mir selbst, — wohlan,
Ich schließ' die Kaue auf — die Göpel fallen
Und steigen, von dem Geistersturm errafft. —
Es knarren die Gestänge. —
Und auf den Fahrten klappen die Gedanken
Mit blutgeschwoll'nen Sohlen auf und nieder.
Als Lampen schimmern in dem feuchten Schacht
Des Krokodiles stechend grüne Aeugelein,
Damit die rattenfüßigen Berghäuer
Kein Unglück nehmen. —
Jetzt ist's geschehen! Sie sitzen in der Böschung.
Nun, Obersteiger, komm! — Sprichst kein Gebet? —
Wir fördern uns're Arbeit durch 'nen Fluch! —
Im ganzen Bau regt sich Geschäftigkeit,
Was da? — — Der Hund bringt Chrysolith?
Quecksilber ist es wohl, der Gnomen Trank?
Auch das nicht? — Nein! — Es ist ja feste Masse.
Schon liegts im Göpel — ha! Das Seil wird straff,
Die Räder rollen ächzend um die Achse. —
Nehmt euch in Acht, sie möchten brechen, denn
Sie sind aus schimmerndem Chrystall gezimmert,
Das aus verdammter Augenhöhlen Rund
Geschärfet und zu Tag gefördert ward! — —
So, so, — noch einen Ruck — der Göpel keppt,
Und aus dem Schachte springt Arsenikum!"

(Bei diesen Worten zieht er eine Phiole mit Gift aus den Falten seiner Kutte!)

„Ein schön Chrystall; ich will ihn schleifen lassen.
Dann form' ich mir ein Ludwigskreuz daraus
Und senk's in Bernhards Brust als Ordensstern.
Das, mein ich, soll die Ehrsucht ihm kurieren."

In diesem Vorhaben ist Joseph eins mit dem eben eingetretenen verkleideten Rheinach. Sogleich erfaßt der schlaue Pater

die Gunst des Augenblicks. Er kann sein Ziel erreichen, ohne die Schuld eines Mordes auf sich zu laden. Ihm kann ja jedes Mittel recht sein, führt's nur zum Ziel. So wird Rheinach, dem die Rache wegen der empfangenen Beleidigung über alles geht, zugleich auch noch das Werkzeug in der Hand Frankreichs. Vornehmstes Motiv bleibt bei Rheinach die Rachgier.

Für die folgenden Szenen, in denen Bernhard durch geheimnisvolle Briefe gewarnt wird, diente wieder Shakespeares „Julius Cäsar" als Muster.

V. Akt.

Bernhard weilt mit Amalie von Hessen auf Schloß Neuburg, wo die Vermählung zwischen ihnen stattfinden soll. In finsterer Nacht unter Donner und Blitz und heulendem Sturm schleicht sich Rheinach auf unbewachtem Wege in die Burg, um seine verräterische Mordtat auszuführen, um sich zu rächen. Maßlose, höhnende, lästernde Worte begleiten sein Tun.

„Er schläft. — Der Herzog schläft. — Was für ein Wurm
Sticht mich hier in der Stirn und hier? Gewissen?
Was ist Gewissen? — Dumm Alfanzerei,
Schulmeisterweisheit, Dick=Buch=Lehrmethode.
Ha, ha! probates Mittelchen
Für meinen Zweck. Ich kenne keine Bibel
Und habe keine, weils der Papst verboten.
Auch ist der Mensch ja frei und ungebunden.
Den freien Willen darf uns niemand rauben.
Und, wollte es jemand, so ist, wers tut,
Sei es der Schöpfer selbst, ein — Gaunerknecht!" —

Bernhard ist vergiftet. Fahle Blitze, krachender Donner begleiten die schreckenvolle und gemeine Tat. Wie ein Held stirbt Weimar. An die „Jungfrau von Orleans" klingen die letzten Szenen an:

„Leb wohl, mein Heer; lebt wohl, ihr Kampfgenossen;
Leb wohl, du stahlbewappnetes Geschlecht! —
Der Hirte stirbt, such, du verlass'ne Schar,
Dir einen neuen Führer in die Schlacht!
Lebt wohl, du Vaterstadt, geliebtes Weimar,
Du altes Schloß, du, meiner Väter Burg,
Am Uferrand der kleinen Ilm gebaut! —
Bernhard siehst du lebendig niemals wieder! —
Fahr' hin, du, meiner Rüstung blanker Harnisch,
Und du, mein siegend Schwert, fahrt ewig hin!
Ihr habt zu manchem Siege mir geholfen,
Den letzten kann ich ohne euch erringen. —
Mich trägt forthin kein Schlachtroß mehr ins Feld,
Mich grüßt nicht mehr der Krieger Jubelruf,
Nicht mehr der Zinken= und Trompetenklang.
Verklungen ist mein frommer Schlachtgesang:
„Ein feste Burg ist unser Gott!" —

Erlachs Stimme, die schon vor Rheinachs Tat Bernhard zu warnen versucht hatte, wird wieder laut:

Ich wollte dich beschützen, doch anders dachte Gott!“

Versöhnt scheidet er von Bernhard. Wie anders Rheinach! Von den Wachen, die den fliehenden Mörder ergriffen, wird er an Bernhards Sterbelager geführt; höhnend spricht er:

. . . . „Er ist es selbst;
Und kommt, sein Pfand, die Ehre einzulösen,
Die er in Breisachs Schloß dem Herzog gab,
Als er ihn knieend um sein Leben flehte.“ —

An der Seite des toten Gemahls ist Amalie hingesunken, gebrochenen Herzens. — Nicht ungerächt kann die Mordtat bleiben. Rosens sühnender Stahl durchsticht die Brust des Mörders.

So endet das Drama, in dessen Verlauf eine echte tragische Schuld, die Bernhards Tod als notwendiges Opfer fordert, nicht vorhanden, wenigstens nicht genügend herausgearbeitet ist. Zwar erscheint Bernhard ehr- und ruhmsüchtig, doch wird er dadurch nicht schuldig. Und Bernhards abweisendes Verhalten Frankreichs Heiratsplänen gegenüber birgt keine solche Schuld, so wenig, wie sie in der Besitznahme von Breisach begründet sein könnte. Als einzige tragische Motivierung bleibt die gemeine Rachgier Rheinachs aus gekränktem Ehrgefühl, die doch zu schwach erscheint, um auf ihr eine solch gewaltige Tragödie aufzubauen. In zweiter Linie erst fällt Bernhard als Opfer der egoistischen Politik Frankreichs, dem er unbequem geworden ist.

Darin liegt als Warnruf für die Deutschen ein nationales Element geborgen, das uns das Stück wertvoll erhält. Denn im nationalen Sinne sollte es wirken, das war Willkomms Absicht: „Ein Wiedererwecken des Geistes der Geschichte in künstlerischem Gewande, umflort vom Schimmer der Freiheit, das ist auch eine Tat der Gegenwart, weil sie wieder zur Tat der Zukunft begeistert!“[1])

Im folgenden Jahre, 1834, erschien von Ernst Willkomm die Trilogie „Erich XIV., König von Schweden,“ mit einem Prolog, dem der Schillersche zum „Wallenstein“ offenbar als Vorbild diente.

Die Geschichte dieses edlen aber unglücklichen Königs, der, treu seiner Pflicht, dem Wohle seines Volkes jede andere Rücksicht unterordnete, dem das Volk mehr wert war als die stolze Aristokratie, über deren Vorurteile er sich kühn hinwegsetzte, mußte auf Willkomm anziehend wirken. Als ein sehr beachtenswertes Werk wurde es von der Kritik damaliger Zeit begrüßt, wirkungsvolle, dramatische Auffassung von hohem dichterischen Wert und eine

---

[1]) Vorrede zu den „Jahrbüchern“.

kraftvolle bilderreiche Sprache wurden ihm nachgerühmt. Shakespeares „König Lear“ und „Hamlet“ scheinen ihm vielfach vorbildlich gewesen zu sein.

Indes, hier näher auf dieses umfassende dramatische Werk Willkomms einzugehen, verbietet schon die Länge der Dramen, die 750 Seiten noch übersteigt; auch liegt uns die nordische Geschichte nicht so nahe als der Stoff, den er in seinem „Bernhard, Herzog von Weimar“, und in seinem „Heinrich der Finkler“ der deutschen Geschichte entnahm.

Mit der Tragödie „Heinrich I., König der Deutschen“, oder, wie Willkomm sie später nannte, „Heinrich der Finkler“, kommen wir auf das „Jahrbuch für Drama, Dramaturgie und Theater“, das, von Ernst Willkomm und Alexander Fischer[1]) redigiert, im Jahre 1837 zum ersten Male erschien, jedoch infolge Mangels an Lesern mit dem Jahre 1839 sein Erscheinen wieder einstellen mußte.

Dieses Jahrbuch enthält in seinem ersten Jahrgange von 1837, Seite 136: Szenen aus dem Trauerspiel „Heinrich der Finkler“, eine erste, dritte und vierte Szene des zweiten Aktes und eine zweite Szene des vierten Aktes. Bereits 1832 hatte er sich mit dem Stoff, den einst Klopstock schon einem Epos zugrunde legen wollte, und den vor Willkomm Krug von Nidda (1818) und Klingemann,[2]) nach Willkomm Julius Mosen und Ernst von Wildenbruch dramatisch behandelt haben, beschäftigt. Seinetwegen hatte er 1832 eine Reise nach Thüringen unternommen und Memleben besucht, um die Gegend kennen zu lernen, die durch die Geschichte Heinrichs I. historische Bedeutung erlangt hat. Von den zwei Akten, die er am 14. November 1832 im Freundeskreise vorgelesen haben soll, haben wir keine Kenntnis. Denn öffentlich bekannt geworden sind nur die Szenen, die er später in seinem „Jahrbuche“ mitgeteilt hat. „Heinrich der Finkler“ blieb also wahrscheinlich Fragment. Von Bedeutung sind die mitgeteilten Bruchstücke nicht, auch sind sie zu gering, als daß man sich ein Bild von dem beabsichtigten Drama machen könnte.

Das strebende Wollen Willkomms war es, für das Drama einzutreten, es zu heben und neu zu beleben. Aus diesem Gedanken heraus entstand das „Jahrbuch für Drama, Dramaturgie und Theater“. „Dem Drama soll wiedergegeben werden, was ihm seit einigen Jahrzehnten genommen ist: eine selbständige, würdevolle Stellung in den Lebensbewegungen der Literatur. Zugleich aber erstreben sie auch eine Wiedererweckung der Teilnahme des Volkes

[1]) Mitarbeiter waren u. a.: Bauernfeld, Rob. Blum, Duller, Grillparzer, K. v. Holtei, F. G. Kühne, A. Lewald, H. Marggraff, Julius Mosen, Theodor Mundt.

[2]) J. Hillebrand, Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing bis auf die Gegenwart. Hamburg und Gotha 1851. S. 421, im 3. Buch.

an poetischen Schöpfungen. Um dem dramatischen Talente Gelegenheit zu geben, sich zu üben und sich zu erheben bis zur Meisterschaft, dem Leben im weitesten Kreise die innere, seelenvolle Bewegung abzulauschen und dies durch schöne Form zur Kunst zu gestalten in wahrhaftigem, ergreifenden Bilde, zu diesem Berufe sollen die Jahrbücher begründet werden."[1])

Immer deutlicher lassen sich Willkomms Beziehungen und enge Verknüpfung mit der zeitgenössischen Literatur und ihren Tendenzen erkennen. Wiedererweckung der Teilnahme des Volkes an poetischen Schöpfungen, Wechselbeziehungen zwischen Leben und Literatur sind echt jungdeutsche Forderungen. Und, daß er ein echtes Kind seiner Zeit ist, beweist er selbst auch wieder durch die Worte des den „Jahrbüchern" voraufgehenden Prospekts, in dem es heißt:

„Zweck und Ziel soll es sein, das Nationale im deutschen Volke zu beachten und aus nationalen Elementen eine Umgestaltung des Dramas zu erringen." Indes, „es soll doch auch Rücksicht genommen werden auf das Fremde. Dies ist um so leichter möglich, als die Interessen aller Völker sich jetzt begegnen. Die industriellen Fortschritte haben die Völker demaskiert; man hat gegenseitig nur Brüder in sich erkannt. Der enge Begriff des Patriotismus ist verschwunden und an seine Stelle der größere, weitere getreten, der keinen vernichtenden Unterschied macht zwischen Vaterland und Vaterland. Reinen Klang hat nur das Wort „Weltvaterland". Die ganze Welt sinkt hinein in die offenen Völkeraugen und ruht sich aus in den sich umarmenden Herzen der Nationen."[2])

Mit einer überschwenglichen Vorrede erschien das „Jahrbuch", neue Prinzipien aufstellend, neue Bahnen bezeichnend, ganz im Sinne des „Jungen Deutschland". „Um wieder zur Tat zu kommen, fordert uns die Zeit auf, den Gedanken als Schöpfer hervortreten zu lassen und vorbildend aus dem müden Chaos schläfriger Untätigkeit die Herrlichkeit einer neuen Welt zu erschaffen. Das Drama, geboren aus dem Leben der Vergangenheit und großgewiegt am Leben der Gegenwart wird die Mutter sein für die Tat der Zukunft. Darum wollet ferner nicht mehr scheiden, ihr Deutschen, das Leben und die Kunst, wie ihr bisher es getan habt, und ein Drama suchen, ohne die Oriflamme des Lebens ihm voranzutragen. Der Tempel der Kunst, jener große Spiegel des Lebens, soll sich jetzt auftun vor dem Auge Deutschlands. Das Orchester hat sich versammelt, ein furchtbar ernster Chor von Jahrhunderten, durch die ein traumhafter Bajazzo schallt — der tragische Witz der Geschichte. Hinter dem Vorhange, die schlangentragenden Stirnen niedergebeugt auf die Stufen des Tempels,

---

[1]) Prospektus zu den „Jahrbüchern".
[2]) Ebenda.

ruhen schlummernd die Eumeniden unserer Zeit, der Völker Weh und Schmerz, in der blutroten Toga Vergeltung fordernder Rache. Vor ihrem Gesange erbeben die Feinde des Geistes, die Söldner der Sünde, die Knechte ihrer eigenen Schande. Ein freier Mann mit einem großen Herzen, in dem die Pulse aller Welt sich im Kusse berühren, zittert nicht, wenn Ketten brechen im Strahle des Genius, Kronen schmelzen an der Flamme des Gedankens und die Geschworenen am Throne des Richters der Welt — die Gewissen der Völker — zu Gericht sitzen über sonst und jetzt. Glück auf denn! Es hebe sich der Vorhang, vor dem als Publikum die deutschen Stämme harren!"

Das waren anmaßende und unbesonnene Worte des jungen Dichters, dem doch selbst die Kraft fehlte, solch große Worte durch die Tat zu rechtfertigen. Zu einer Bedeutung gelangten diese „Jahrbücher" nicht, wenn auch der Inhalt derselben manchen interessanten und lesenswerten Artikel aufweist.

Die Bühne mit der Poesie zu versöhnen, um zwischen Literatur und Theater einen Einklang wieder herzustellen, die Aufmerksamkeit des Publikums an dramatischen Kunstwerken wach zu halten, war die anerkennungswürdige Absicht des „Jahrbuches". Aber „ein einzelnes Journal kann einem Zeitalter keine neue Lebensflamme vom Himmel bringen", wohl „kann es den Funken, wenn er unter der Asche noch fortglimmt, auffachen, es kann die Kräfte, die keinen öffentlichen Tummelplatz haben, zusammenrufen." Es hatte Mut. „Mag es den Prediger in der Wüste abgeben, um dem etwaigen zukünftigen Herrn die Wege zu bereiten, der dann zur Geißel greift und die Feilscher aus dem Tempel Apollos peitscht."[1])

Wir können uns hier nur auf die Beiträge Willkomms beschränken. Grabbes, Shelleys und Ben Jonsons Leben und Wirken gaben ihm Stoff zu seinen Aufsätzen, die sich später in seinen „Blitzen", Novellen, Schilderungen und Skizzen (1846), wiederfinden. Beachtenswert ist vielleicht der letztgenannte Artikel über „Ben Jonson und das englische Theater", der übrigens in der Hauptsache aus dem Werke des Grafen Baudissin[2]) entnommen ist, wegen eines hier eingeschobenen Vergleiches mit dem gleichzeitigen Zustande von Kunst und Leben in Deutschland, der ein bezeichnendes Licht auf Willkomms Stellung zu den Meistersingern wirft, „die, von Beruf Schuster und Handschuhmacher, die echte und rechte Kunst nur nasenstübern. Die guten Nürnberger Bürger pfiffen und zwitscherten auf gut Deutsch wie

[1]) F. Gustav Kühne, Porträts und Silhouetten. Hannover 1843. II. Bd., S. 276.

[2]) W. H. Graf von Baudissin: Ben Jonson und seine Schule mit Anmerkungen und einem historischen Ueberblick über die Geschichte der englischen Bühne. 2 Bände. Leipzig 1836.

Sperlinge und Rohrdommeln ihre gut gemeinten, aber geistesarmen Lieder und zählten die Silben ab nach Zöllen ihrer Ellen und Maßstäbe."

Im reformatorischen Sinne gehalten sind zwei Abhandlungen Willkomms über „Akademie und Theater". Eine Petition an die Humanität; und „Das moderne Gesellschaftsleben und die soziale Tragödie"; der letzte Aufsatz kennzeichnet wieder den jungdeutschen Schriftsteller. „Die Bühne soll vorzugsweise ein Spiegel der Zeit, ihrer Irrtümer, Torheiten und Vortrefflichkeiten sein; so dürfte ein tieferes Erfassen der Gegenwart und ihrer Wehen, geschehe es mit dramatischem Geschick und poetischem Sinne, weit nachhaltiger und dauernder auf die gesamte Popularität wirken als irgend ein anderer Weg der Vermittlung zwischen Geist und Materie. Das bürgerliche Trauerspiel mit dem historischen vereinigt, könnte die soziale Tragödie ergeben. So würde die Welt bald genug über alles das die sicherste Aufklärung erhalten, was ihr bis jetzt noch dunkel ist und worüber sich so viele gegenseitig befeinden. Denn, ich wiederhole es nochmals, das soziale Unglück, dessen Vorhandensein niemand ableugnen kann, liegt nicht im Mangel der Intelligenz, noch weniger darin, daß die Emanzipationsideen noch keine Wurzel im Leben haben fassen wollen, sondern nur im Abfall der Gesellschaft von der Natur. Zurück an ihren verlassenen Altar muß die Sozietät flüchten und dort ein reinigendes und sühnendes Opferfeuer anzünden, um zu gesunden. Dann ist sie emanzipiert vom Dünkel der Ueberkultur, von der Last der Verfeinerung, die alles Nervenleben untergräbt, das Familienglück und den Verkehr zerstört." Auch zahlreiche, scharf gefaßte Kritiken über Erzeugnisse der neueren dramatischen Literatur schrieb Willkomm für seine „Jahrbücher". Als Parteigänger des „Jungen Deutschland" tritt er uns immer entgegen, dem es darauf ankam: „Mißstände und Mängel der gegenwärtigen Zeit aufzudecken, an ihrer Beseitigung durch Wort und Schrift tatkräftig mitzuarbeiten, die sozialen und politischen Widersprüche, die so schreiend das Herz der Gegenwart zerreißen, schärfer aufzufassen." (I. 79.)

Indes, es war eine verlorene Liebesmühe, durch ein solches Jahrbuch die darniederliegende dramatische Dichtkunst neu zu beleben. Im Juli 1837 hatte eine Freundin, A. Harkort-Aders, an Willkomm geschrieben:

„Daß Ihr Journal wirklich ans Licht der Welt getreten ist, freut mich innig, für das Publikum und für Sie selbst. Ich glaube nämlich, es ist für jeden Menschen wohltätig, einen Beruf zu haben. — Sie verstehen, wie ich das hier meine; mit aller ganz ungebundenen Tätigkeit ist es eine mißliche Sache; und Sie bewegen sich hier wohl auf einem Terrain, für welches Sie sich lebhaft interessieren und wo Sie recht zu Hause sind. Die Versunkenheit, in der das Theater sich befindet, möchte wohl den höchst möglichen Grad erreicht haben. Ob die Zeit zur Regeneration gekommen

sei, wird sich zeigen. Was Sie erstreben, wird jedenfalls dazu mitwirken."

Aber schon im Jahre 1839 konnte sich die befreundete Romanschriftstellerin Fanny Tarnow Willkomm gegenüber in einem Briefe äußern:

„Hier, lieber Freund, sende ich Ihnen mit meinem besten Dank begleitet die beiden Hefte Ihrer Jahrbücher zurück. — Welch' einen trüben Zustand unserer dramatischen Zustände verrät es, daß sowohl ihre gehaltvollen Jahrbücher als auch Lewalds „Theater-Revue" aufhört. Glauben Sie mir, Willkomm, auf diesem Felde sind jetzt keine Lorbeeren zu ernten — wenigstens nicht für junge, aufstrebende Geister und Talente; — der kühne, frische Wellenschlag prallt von dem toten Felsen ab". —

„Lau, mißbilligend, kopfschüttelnd, ja sogar böswillig wurde das „Jahrbuch" aufgenommen. Man stand nicht an, frischweg drucken zu lassen, der deutsche Poet habe ganz andere Interessen zu vertreten; die Bühne sei tot für den echten und rechten deutschen Mann und, was etwa noch geschehen könne, für die liebe, verwahrloste Nation, das müsse man ihr einimpfen durch Hegelei und Flegelei, durch soziale Romantik, durch Kritik, Emanzipation und Konfusion."[1])

„Gelehrte Phrasen" nannte Levin Schücking die Willkomm-Fischerschen Jahrbücher";[2]) und Gutzkow urteilte über sie: „Willkomms Jahrbücher helfen der Kritik nichts und schaden der Literatur."[3])

Trotzdem hatten sie berechtigten Anspruch auf Geltung und Beachtung. Schon im Jahre 1840 hieß es in der dramatischen Bücherschau der „Blätter für literarische Unterhaltung":[4])

„Ob die Willkommschen Jahrbücher den rechten oder nur einen löblichen Weg zur Wiederbelebung des Dramas eingeschlagen hatten oder nicht, das wollen wir hier unerörtert lassen, jedenfalls verdiente das Unternehmen von seiten der Literatur eine kräftigere Unterstützung als ihm zuteil wurde, und leugnen wird es doch niemand wollen, daß gerade diese „Jahrbücher" zuerst wieder das Bedürfnis nach einem neuen Drama fühlbar machten. Wollte man aber auch selbst dies noch bestreiten, so bleibt zuletzt als Tatsache, daß Julius Mosen und Hermann Marggraff nur durch die Willkommschen Jahrbücher als Dramatiker den Bühnen, um nicht zu sagen dem Publikum bekannt geworden sind." —

Die Epoche des Journalismus, der Kritik war nicht mehr empfänglich für dramatische Poesie. So verhallten fast ungehört

---

[1]) „Blätter für literarische Unterhaltung". Leipzig 1840. I. Bd., S. 505.

[2]) Levin Schücking, Rückblicke auf die schöne Literatur seit 1830; im „Jahrbuch der Literatur". Hamburg 1839. S. 193.

[3]) Ebenda, S. 160 ff.

[4]) I. Bd., S. 505.

Willkomms mahnende Worte im Lärm des Tages, der andere Interessen hatte.

Herr von Tromlitz, Blumenhagen und andere Nachahmer und Nachfolger Van der Veldens waren die Lieblingsschriftsteller der Zeit. Aber lange währte diese Vorliebe nicht. „Man duldete sie nicht mehr in gebildeten Kreisen, und auch Leute, die Ansprüche auf Bildung bloß prätendieren, fühlen lebhaft die Unwürde solcher Lektüre und ergötzen sich daran nur noch verstohlen. Die Lesewelt wird verständiger. Die Erzählung, die man ihr bietet, soll Gehalt haben, und die Zeit, die sie kostet, durch eine eindringliche Lehre vergüten. Vielleicht macht sie nur bescheidene Ansprüche an diese didaktischen Ausbeuten. Aber die Vormünder der Lesewelt, die Journalredaktoren und Kritiker sind der Trivialität noch mehr feind; sie dringen auf „Tendenznovellen“.[1])

[1]) „Der Freimüthige“. Berlin 1839. Nr. 182, S. 731.

Ernst Willkomms schriftstellerische Tätigkeit in den Jahren 1837—1845.

Eine realistische Richtung war es, die in der deutschen Literatur während der 30er Jahre des vergangenen Jahrhunderts sich immer mehr durchzusetzen versuchte. Die Poesie wirkte nicht mehr unmittelbar durch ihre künstlerische Schönheit. Man machte sie zum Mittel, um durch sie die Forderungen des Tages, Elemente politischer Gesinnung, sozialer Bestrebungen und religiös-ethischer Formen unter die Massen des Volkes zu verbreiten. Sie wurde eine Literatur der Absicht und der Berechnung.

Die Herrschaft des Realismus bezeichnet das Vorwiegen des Romans. „Alle jenen reichen Faktoren des modernen Lebens hatten nicht das Recht, zur literarischen Darstellung zu gelangen, oder der Roman ist für sie die einzig mögliche Kunstform.“[1]) Er ist „die belletristische Illustration der großen Flutung der Zeit.“[2]) Der Romanschriftsteller war nicht mehr der „Halbbruder des Dichters“, wie ihn Schiller noch nennen konnte, jetzt hieß es: „Die höchste Dichtungsart wird immer jene sein, in welcher uns der Dichter die Welt, Natur und Menschenleben am totalsten zu geben vermag, und dies ist für uns Moderne der Roman, das Epos der Gegenwart, das den Kreis seiner Darstellung so weit ausdehnen kann wie es weder die Lyrik noch Dramatik vermocht hat. Nur im Roman kann der Dichter das ganze Leben umfassen, nur im Roman ist noch ein ganzes Kunstwerk, die vollkommene Verschmelzung von Idee und Realem möglich, alles andere ist Stückwerk.“[3])

Die Julirevolution in Frankreich hatte der Zeit von 1830 bis 1848 im wesentlichen das Gepräge gegeben. Revolutionäre, soziale Geistesstrebungen, durch französische Einflüsse bestimmt, hatten sich seitdem in Leben und Literatur geltend gemacht. In Frankreich waren es besonders Sue, Balzac, Dumas und Soulié, die ihnen in ihren Romanen Aufnahme gewährten, ja, sie zu ihrem Hauptinhalte machten. Aus Frankreich kam dieser Zeitroman

---

[1]) J. Mähly, Der Roman des 19. Jahrhunderts. S. 6. — In „Deutsche Zeit- und Streitfragen“, herausg. von Fr. v. Holtzendorf und W. Onken. Jahrgang I, Heft 10. Berlin 1872.

[2]) J. J. Honegger, Literatur und Kultur des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1865. S. 201.

[3]) H. Keiter, Theorie des Romans. 2. Aufl. Essen 1904. S. 31.

das Produkt einer kämpfenden Zeit, sehr bald nach Deutschland, wo er denselben fruchtbaren Boden fand. Er riß die meisten Schriftsteller mit sich fort und wirkte mit betörender Wucht, denn, „wenn geistige Zeitelemente im Kampfe liegen, stoße auch der Poet entweder in die Kriegstuba oder spreche, da ihm so oft das Wahrste und Innerste zu schauen vergönnt ist, von seinem Sonnenthron herab leuchtende Worte der Weisheit in die Wirren der Gegenwart!"[1])

Zum ersten Male wieder seit den Tagen Lessings wurde Frankreichs Literatur das Vorbild, dem man nachstrebte. Der französischen Romantik schloß man sich ohne Zögern an. Der Roman der Franzosen in jener Zeitperiode wurde von großer kulturgeschichtlicher Bedeutung, die sich in der gleichzeitigen jungdeutschen Literatur nicht verkennen läßt. Der deutsche Roman wurde wie jener sozial-revolutionär und kosmopolitisch wirksam. In beiden finden wir „die trostlose Auffassung der Gesellschaftszustände und die fatalistisch-dämonischen Bewegungsmächte in den Geschicken des Volkes, die große Rolle, welche Armut und Verbrechen spielen, die Reformideen, die blasierten Charaktere der Helden mit dem Byronschen Typus, die materialistische Sektion der Seele, die Vorliebe für das Naturwidrige, Unerklärliche, für die Bilder zügelloser Phantasie, den durchgängigen Pessimismus der Weltanschauung, in Mittel, Manier und Ton die springende, zerreißende Poesie des Kontrastes. Reißender Fluß der Erzählung, bewältigende Lebendigkeit der Aktion, reiche Färbung der Gestalten, unerschöpfliche Zeugungs- und Kombinationsgabe, überraschende Fülle der Objekte, immer bereite Gewandtheit der Sprache sind die durchgehenden Züge".[2]) In engster Verknüpfung mit den Ideen seiner Zeit fand der Roman ebenso wenig wie jene seine Beruhigung und Abklärung.

Mit tendenziösem Bewußtsein wandte er sich den sozialen Kämpfen der Zeit, ihren ungelösten Fragen und streitend gärenden Elementen zu. Sicherheit der Zeichnung, Harmonie der künstlerischen Formen und Farbengebung ging mehr oder weniger verloren. „Aber die Tendenz an sich, sofern sie nicht Laune des Individuums, sondern Impuls einer Zeitströmung ist, verlangt für unseren Zweck, wohl oder übel, ernste Beachtung, und selbst das Verfehlte und Schädliche darf nicht übergangen werden, wenn es Symptom einer Zeitkrankheit ist, wenn es eingewirkt hat, sei es auch nur in die Breite".[3]) Damals schrieb Wienbarg in seinen „Aesthetischen Feldzügen":[4])

---

[1]) Th. Mundt in „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik". 1833. II. Bd., S. 870.

[2]) „Blätter für literarische Unterhaltung". Leipzig 1865. I. Bd., S. 410 ff.

[3]) Fr. Kreißig, Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart. Berlin 1871. S. 298.

[4]) L. Wienbarg, „Aesthetische Feldzüge". Hamburg 1834. S. 298.

„Die Schriftstellerei ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung mehr, sondern der Geist der Zeit, der unsichtbar über allen Köpfen waltet, ergreift des Schriftstellers Hand und schreibt im Buche des Lebens mit ehernem Griffel der Geschichte. Die Dichter und ästhetischen Prosaisten stehen nicht mehr wie vormals allein im Dienste der Musen, sondern auch im Dienste des Vaterlandes, und allen mächtigen Bestrebungen sind sie Verbündete."

Man begehrte gar kein Kunstwerk; man wollte einen zeitgeschichtlichen Inhalt. Die Verhältnisse, die Zustände traten an die Stelle der Individualitäten. Die seitherigen Formen der Poesie suchte man daher auch zu ersetzen und abzulösen durch neue Formen, die Macht der Prosa wurde gepredigt; Skizzen, Bilder, Tagebücher, Bekenntnisse, Briefe, Reiseerinnerungen, Porträts und Silhouetten wurden geschrieben. So wollte man die überlebte Lyrik wie die epische und dramatische Poesie beseitigen in der neuen Epoche des Geistes, die man gekommen glaubte.

Konnte es anders sein, als daß die Betrachtung der Zeit zunächst alles andere war, nur nicht ruhig, kühl, unparteiisch und objektiv? Das Unmäßige, Unbegrenzte und Unabgeschlossene lag in dieser Zeit der bloßen Negation, der Polemik, des Kampfes, vermischt schon mit dem Gefühle der Ermüdung.

„Die romantische Kunst hatte theoretische, die moderne praktische Anforderungen; jene konnte bei Illusionen und Träumen stehen bleiben, diese sieht nur das Leben und seine Schmerzen. Daher ist die moderne Kunst in ihrem Grundcharakter pessimistisch. Sie geht von dem Bewußtsein der Ohnmacht und Hohlheit alles Glaubens aus. Es war nicht Behagen am Häßlichen und Gemeinen, sondern ein hochfliegender Idealismus, der in seinem vergeblichen Ringen nach Gestaltung endlich mit Trauer und Zorn sich darauf resignierte, eine unermeßliche Wüste zu beleuchten, in der nur das vorhanden ist, was nicht sein soll. Sie versenkte sich in die geheimen Abgründe des Lasters und des Elends, sie häufte die zerstreuten Greuel der Wirklichkeit zusammen. Gefängnisse, Lazarette, Bordelle und Irrenhäuser waren die heiligen Stätten, zu denen die Weltbürger pilgerten. Die Dichter sämtlicher Nationen wetteiferten, die Kehrseite des Lebens darzustellen".[1]) „Man ist nun in jugendlichem Uebermute, berauscht von dem stolzen Bewußtsein des Heureka, auf mehr als einer Seite zu weit gegangen, hat die Besonnenheit verloren bei dem angestrengten Betrachten der Gegenwart, deren toller Wirbelschwung und rastloses Räderkreisen schwindelig machte, so daß man mit dem Wahren einen Kampf begann, statt zu suchen, es mit dem Schönen in Harmonie zu bringen; man hat die Zeit überflügeln wollen,

---

[1] Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit. Berlin 1896. V. Bd., S. 245 ff.

statt ihr gemessenen Schrittes nachzufolgen; aber das Extrem ist nun einmal der Fluch jeden menschlichen Beginnens.“[1])

Geistreiche Einfälle spielen die Hauptrolle in diesen Romanen und Novellen der jungdeutschen Literaturepoche. Arm an Handlungen sind sie reich an Räsonnement und Kritik. Sie enthalten „weit mehr Debatte der Zeit und Sezierung unruhig kämpfender Geister als Erzählung und Geschichte; und die Figuren sind nicht sowohl Gestalten und Charaktere als an und mit ihnen abgesponnene Gedanken und durchgeführte Tendenzen, weshalb ihnen meist das warme Leben fehlt.“[2])

Sobald die Phantasie des Dichters die Grenzen der künstlerischen Beschränkung nicht mehr achtete, und die Phantasie so in Phantastik ausartete, verstieß er gegen die Gesetze der Schönheit wie der Wahrheit. Eine neue Welt mit einer neuen Romandichtung wollte man heraufführen, in der es die Helden weniger mit der Läuterung der eigenen Seele zu tun hatten als mit der der Welt und ihrer modernen Zustände. So überwiegt im Zeitraume der 30er und 40er Jahre die kulturhistorische Bedeutung der Romane die ästhetische durchaus. Ein Naturevangelium meinen sie zu verkünden. Der echten Natur aber stehen sie fern und enthalten so nur zu leicht in Charakteren, Situationen und angeblichen Empfindungen viel schlechthin Unmögliches und der willkürlichsten Reflexion Entsprungenes. Wirkliche Menschen als Individuen zu erfassen und darzustellen, dazu fehlte dem „Jungen Deutschland“ meist die Kraft.

„Die Zeit hat große Wünsche: alle Ueberlieferungen sind untergraben, das Herkommen wird nach seinem Rechte, nach dem Postschein der Vernunft gefragt. Die Philosophie ist längst mit den Forderungen und Bedürfnissen der Zeit im Reinen. Das bedrückte und unbefriedigte Gefühl der Zeitgenossen ahnt sie, und diese Dämmerung im Bewußtsein der Menschen seinerseits zur deutlichen Tageshelle zu fördern. wird dem Novellisten vorgeschrieben, haben sich manche Novellisten zur Aufgabe gestellt. Zwar nicht mit dem glücklichsten Erfolg: denn die Willkommschen Novellen, in denen uns statt Menschen Gespenster, statt Verwickelungen Unmöglichkeiten, statt Gedanken Faseleien, statt einer großartigen Weltanschauung eine unreife, dunkle Freiheitsbrunst entgegenschnaubt, sind nicht einzig in der Art, sondern in dem Grade ihrer Verkehrtheit.[3])

„Mitten in den Zeitwirren, auf der äußersten Linken befindet sich Ernst Willkomm mit seinen „Civilisationsnovellen“ und „Europamüden“. Man kann sagen, daß die junge Zeitrichtung in

---

[1]) Jahrbuch der Literatur. Hamburg 1839. „Rückblicke auf die schöne Literatur seit 1830“, von Levin Schücking. S. 160 ff.

[2]) J. J. Honegger, Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit. Leipzig 1871. IV. Bd., S. 179 ff.

[3]) „Der Freimüthige.“ Berlin 1839. Nr. 182, S. 731.

ihm ihr Aeußerstes erlebt, ihren extremsten Ausdruck gefunden hat, den sie naturgemäß finden mußte, um über sich selber nachdenkend stille zu stehen und sich zu vollenden. Man kann wirklich sagen, daß seitdem ein Wendepunkt eintrat, der nicht als bloßer Zufall erscheint. Was für Willkomm bezeichnend ist und günstige Resultate verspricht, ist die Gärung, worin sich sein Talent befindet, jene chaotische Verwirrung, woraus sich Welten niederzuschlagen pflegen, wenn der ordnende Verstand es bis zur Lichtschöpfung bringt. Willkomm ist voller Ursprünglichkeit, weshalb auch in seinen verfehltesten Charakterbildungen viel Naivetät liegt. Willkomm forciert sich nicht wie es den Anschein hat und schafft frei aus sich heraus; er ist wesentlich produktiv und sein Irrtum könnte nur der sein, daß er seine Charaktere für Nachbilder wirklichen Lebens hielte, was sie keineswegs sind. Sie sind nur Geschöpfe seiner Phantasie, worin die Extreme und Verirrungen der Zeit in ihren entgegengesetzten Polenden und auf ihrer Polhöhe nachgewiesen werden sollen. Ich finde in seinen Romanen vieles, was mit meinen Ansichten von Form und Zweck eines Kunstwerkes und wahrer Charakterschilderung nicht übereinstimmt, aber ich liebe das Feuer seines Gemütes, das ungehemmte Sprudeln seines rastlos tätigen Gedankenlebens und die Ehrlichkeit, womit er so vielen ironisierenden und diplomatisierenden Versuchen scharf gegenübertritt. Seine „Byron-Novellen“ dürften ganz dazu angetan sein, seinen sprudelnden und gärenden Geist abzuklären und zu beruhigen. Wo sich eine so große Menge Schriftsteller ausgestrebt und ausgelebt hat oder im Ausleben begriffen ist, wendet man das Auge seiner Hoffnung gern den jungen Sternen zu. Willkomm hat auch den Versuch gemacht, die Eigentümlichkeiten der Grenz- und Gebirgsvölker Böhmens in kleinen Bildern darzustellen. Volksskizzen wie sie Carleton uns von den Irländern gegeben hat sind sie darum noch nicht, aber sie könnten ihnen bei dem unbezweifelten Talente dieses Schriftstellers nahe kommen wie sie dieselben an Reichtum der Gedanken und Ideen bereits übertreffen, wenn es Willkomm über sich vermöchte, der Zeittrübungen und Zeitforderungen, die ihn jetzt noch überwältigen, und seiner Nervengereiztheit Herr zu werden“.[1])

Dem Zuge der Zeit folgend, hatte sich also auch Ernst Willkomm der Novelle und dem Romane zugewandt. Als jungdeutscher Schriftsteller hatte er sich dem Kultus der Prosa nicht entziehen wollen, und er stand auch zu sehr in seiner Zeit, um ihre neuen Forderungen in politischer, sozialer und religiöser Richtung ignorieren zu können.

Zwar hatte er seine schriftstellerische Laufbahn im Jahre 1832 bereits mit einer Novelle „Julius Kühn“ begonnen, ohne jedoch mit ihr Anklang und Beachtung in der literarischen Welt

---

[1]) Hermann Marggraff, Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche. Leipzig 1839. IX. Bd., S. 382.

gefunden zu haben. Schon damals war es nach jungdeutscher Manier, die Literatur als Mittel zum Zweck zu benutzen, weniger sein Bestreben gewesen, eine kunstgerechte Novelle zu schreiben, als „auf so manches im Leben aufmerksam zu machen, was, wenn nicht gewöhnlich, doch gewiß sehr oft aus falsch verstandenem Pflichtgefühl unberücksichtigt gelassen wird und woraus in der Folge nichts als Elend und Verderben erblühen kann.“[1]) So hatte Willkomm in dieser seiner Erstlingsnovelle den Bildungsgang eines jungen Poeten geschildert, den sein Vater mit allen Mitteln zwingen will, die Dichtkunst aufzugeben und die Rechte zu studieren. Dem Drange seiner Herzensneigung vermag der Jüngling jedoch nicht zu widerstehen. In seiner Herzlosigkeit spricht der Vater darum über ihn den Fluch aus, der den unglücklichen Sohn zum Wahnsinn treibt, in dem er sich mit Hamlet, seinem Lieblingshelden identifiziert und aus dem ihn weder sein Freund noch seine besorgte Braut zu retten vermögen, so daß er schließlich darin umkommt.

Als Dramatiker und Lyriker hatte Willkomm sich dann versucht mit fast demselben negativen Erfolg. Zur Novelle kehrte er jetzt zurück mit größerem Glück als früher.

1837 erschienen seine „Civilisationsnovellen“. Der Titel schon verkündet die Tendenz. Es war keine bloße, harmlose Unterhaltung mehr, die er diesen Novellen zu Grunde gelegt hatte. Die Gegenwart mit all ihren Irrungen und Wirrungen fand in ihnen ihren deutlichen Niederschlag. Sie sind „schmerzliche Geburten des räsonnierenden Zeitgeistes.“[2]) Mit Absicht und Berechnung hatte Willkomm diese Novellen geschrieben. War es nicht die ganze Misère der modernen Zeit mit all ihren Fragen, die er uns in ihnen getreulich wiederspiegelt?

„Dioramabilder“, Novelle aus den Memoiren eines Ungeborenen, betitelte er die erstere der beiden Novellen. Da zeigt er wie sich die Zeit jetzt ausnimmt:

„Angewöhnung ist unsere Religion, unser Gott. Glauben Sie's einem alten Manne, es ist jetzt auf Erden nichts heilig mehr als das Angewöhnte“ (S. 15). „Nur die Angewöhnung erhält jetzt noch die Welt und mit uns Menschen ist es ebenso. Wir sind in Angewöhnung versunkene Geschöpfe. Keine Rettung für uns, ehe nicht diese Angewöhnungen fallen. Wir müssen uns fortan auf's Angewöhnen legen, müssen den Willen dazu schärfen, Verstand bekommen und nicht mehr bloß schwärmen. O, es ist ein großer Jammer mit unseren Angewöhnungen“ (S. 16).

„Aber die Angewöhnung ist zähe, sie ist eine Macht, eine Art von Dämon. Der Einzelne, das Individuum widersteht ihr

---

[1]) In der Vorrede zu dieser Novelle.

[2]) F. G. Kühne, Porträts und Silhouetten. Hannover 1843. II. Bd., Seite 108.

zwar, allein die Masse, die Gesamtheit hat den Narren daran gefressen und darin liegt das Unglück. Ein gotischer Dom ist ein versteinerter Gedanke des Mittelalters, eine wohl konditionierte Idee einer konfusen Zeit, eine verdammt feste Angewöhnung. Was nicht zeitgemäß ist, liegt offenbar außer oder hinter der Zeit. Jede Angewöhnung ist veraltet, mag sie nun kommen, woher sie will; wir sollten ihr den Krieg erklären. Aber wir sind ein gutmütiges Menschengenre, wir treten niemand gern zu nahe. Es ist ein Glück und ein Elend mit uns. Warum besuchen wir noch gotische Dome? Aus purer Angewöhnung! Warum erschrecken wir vor dem „Dies irae"? Aus simpler Angewöhnung! Warum zittern unsere Herzen, warum weint das Auge des unschuldigen Mädchens, wenn die feierlichen Orgeltöne ihre Seele berühren wie der Windhauch die Saiten der klingenden Harfe? Warum? Aus Angewöhnung! Warum finden sie dies genial abgeschmackte Bild schön, bezaubernd, andachterregend, zum Gebet stimmend, heiligend und tiefe Scheu erweckend? Aus einer lächerlichen Angewöhnung! Was sind überhaupt Gebet, Andacht, Scheu, Gottesdienst? Nichts als lauter mehr oder weniger veraltete Angewöhnungen!" (S. 33). „Religion mag gut sein; ich habe nichts dawider. Der Glaube geht mich nichts an, er ist Privatsache, aber, meine Herrschaften, eine angewöhnte Religion ist eine traurige Religion. Sie ist ein schlecht gearbeitetes Exerzitium des Geistes; man muß es korrigieren. Womit? Ja, das ist hier die Frage! Ich meine mit Witz, Satire, Ironie, der Dreieinigkeit unserer Epoche, dieser Dreimännerherrschaft unserer modernen Zeit! Vermittels dieser dreifachen Guillotine wollen wir die Angewöhnungen verjährter Jahrhunderte köpfen; mit ihr mag die moderne Schreckensherrschaft ihre Triumphe feiern!" (S. 34).

„Aus den Eisenhämmern wird das Zeitalter der Abgewöhnungen hervorbrechen wie eine neue Völkerwanderung. Es wird eine Angewöhnungswanderung entstehen; die Horden der Angewöhnungen werden auf einander stoßen, sich gegenseitig auflösen und das Reich, das neue, frühlingsfrische Weltreich der Abgewöhnungen gründen. — Hier sehen sie den Wert dieser Weltumgestalter vor sich. Hier in diesem Eisenhammer werden die Juppiterblitze der neuen Aera geschmiedet, gepocht und getrieben, die man in die alte Welt der Angewöhnungen schleudern wird, um sie für immer auszutilgen und mit ihnen rasselt und keucht der phlogistisierte Gedanke durch alle Welt und eilt von Ost nach West, von Süd nach Nord, um Verkündiger der Freiheit zu werden, die, eine Tochter eherner Beharrlichkeit, sich nur durch erzne Ringe dem freiwerdenden Sohne der modernen Welt vermählen will. Die Rosenketten sind schön, sie duften und blühen, sie ergötzen und erheitern uns, aber sie nützen weder reell noch ideal. Eisenbahnenketten aber sind Ketten, womit die fernsten Geister einander verloben. Sie verbinden und umarmen alle Völker der Erde und

alle Geister der Erde. Sie sind hart und spröde, aber der geeinte Gedanke erweicht die spröde Schale, und die duftende, blühende Rosenkette verbirgt sich in der sicheren eisernen Hülle. Eisenbahnenketten sind die Panzer der Freiheit, jenes ewig wachen Kreuzritters, der auszieht als Befreier des heiligen Grabes — des menschlichen Gedankens!" (S. 102).

Nach einer Parodie auf das „Justemilieu" (S. 126 ff.) geißelt Willkomm in scharfen Worten — eigene, traurige Erfahrungen gaben sie ihm wohl ein — die Teilnahmlosigkeit der Deutschen an Werken dramatischer Poesie.

„. . . . Dieser Unglückliche hatte sich vorgenommen, das Drama in Deutschland zu regenerieren. Schon hatte er sich verschiedentlich in der klassischen, romantischen, modernen, unsinnigen Manier versucht, in keiner aber Beifall unter den Zeitgenossen gefunden. Indessen, gewöhnt an dramatische Produktionen, nur für Dramatisches Interesse fühlend, nahm er sich vor, ein Drama für sich zu begründen. Er dichtete in allen vier Manieren, lauter Trauerspiele und führte sie ganz mutterallein in seinem Zimmer auf. Der große Lärm, welchen er dabei verursachte, störte die Nachbarn, man untersagte ihm sein Privatvergnügen. Der Enthusiast kehrte sich nicht daran und spielte fort. Da schritt die Polizei ein und wollte ihm die Torheit verbieten. „Die Deutschen mögen kein Drama haben, mein Herr", sagte die Polizei, „Sie werden daher die Gefälligkeit haben, sich ferner ruhig zu verhalten. Die Deutschen wollen in ihren industriellen Bestrebungen durch solche Trauerspielerei nicht gestört sein. Es gibt ohnehin außer der Mechanik keine Kunst mehr, denn, was man dafür hält, sind bloße Faseleien, brot- und nutzlose Kindereien. Sie verbitten sich also fernerhin dieses Schreien und Salbadern." So sprach die wohllöbliche Polizei. Der junge Trauerspieldichter aber hörte sie nicht erst an. Er spielte sein Trauerspiel unbekümmert fort. Da bemächtigte man sich des Irrigen und brachte ihn ins Irrenhaus. Hier indes soll er immer noch nicht aufhören, sein Trauerspiel zu spielen. Der arme Mann kann sich die Trauerspielwut nicht abgewöhnen, und das ist ein ziemliches Unglück." (S. 128).

Ueber die Fragen und Forderungen, die die moderne Zeit bewegten, war Willkomm genau unterrichtet. Mit ihrer Richtung, ihren Bestrebungen hatte er sich gründlich befaßt und war immer bemüht, sich schriftstellerisch mit ihnen auseinander zu setzen wie es „Herz und Zeit", die zweite Novelle dieses Buches besonders zeigt. In ihr schildert er die Empörung und das Ankämpfen des Alten gegen die zermalmende und umgestaltende und vorwärtsstürmende Richtung der neuen Zeit.

Geheimrat Anastasius versteht die neuerungssüchtige Welt daheim nicht mehr. Er macht sich auf und tritt eine lange Reise durch Deutschland an, kommt nach Frankfurt, München, Wien,

in der zuversichtlichen Hoffnung, bei seinen auswärtigen Söhnen und Töchtern noch die altgewohnten Verhältnisse vorzufinden. Aber auch sie hat die Zeit angesteckt. So wenig wie er die Zeit versteht, versteht sie ihn. Kritik erhebt sich gegen Kritik, Dialektik gegen Dialektik bis schließlich doch das Alte dem Neuen weichen muß. Der Tod bringt die Erlösung aus der Welt, in die das Alter nicht mehr hineinpaßte, von deren neuen Ideen es nichts wissen wollte, auf empörende Weise bis zum letzten Augenblicke noch verhöhnt und verlacht, der Großvater von seinen Kindern und Enkeln und nächsten Anverwandten.

Es waren Tendenznovellen, die Willkomm hier schrieb. Er wollte mit ihnen und durch sie etwas beweisen, etwas zeigen. Reflexionen sind ihm die Hauptsache vor der Erzählung, die infolgedessen auch an Unmittelbarkeit, ja, an innerer Wahrheit viel eingebüßt hat. So konnten Menschen nicht sein, wie Willkomm sie hier schilderte, das waren, wie Kühne richtg urteilte:[1]) „Automaten seiner Absichten, in menschliche Wesen hineingelegte Abhandlungen; mit vieler Phantasie geschriebene, kritische Aufsätze, die der Verfasser gegeneinander hetzt zu einem dialektischen Prozeß, aus dem nichts hervorgeht als eine schließliche Ermattung aller Kräfte. Alle diese Wesen, die Willkomm in seinen „Civilisationsnovellen" als Vertreter der Zeitrichtungen reden läßt, diese sinnlos Bornierten der alten und diese maßlos Verzückten der jungen Zeit, diese rücksichtslosen Unnaturen sind nur möglich, wenn man sie nicht für Menschen nimmt. Denn, Gott sei Dank, Menschen sind nie so schauderhaft verworren als es uns hier die Dichtung glauben machen will. Der Autor wollte Satiren auf seine Zeit liefern."

Charakteristisch, eigentümlich waren diese „Civilisationsnovellen" für den jungdeutschen Schriftsteller Ernst Willkomm.

„Wir waren glücklich, liebe Kinder, die Politik lag nur in meinem Pult, wohl geheftet und sauber geordnet; die Köpfe waren frei davon, das Herz hatte keine Gemeinschaft mit ihr. Seitdem hat sich alles geändert, ich mich selbst im Gram über den Sturz althergebrachter Rechte, nicht zu verachtender Einrichtungen, ihr, in der Lust, dem Neuen eine Seite abzugewinnen, die fröhlichere Tage verheiße als das Alte. Das vieldeutige Wort „Freiheit" legte sich schmeichlerisch süß an den Mund des Herzens; möchte ihr Kuß kein Judaskuß sein! Meine Stimme findet kein antwortendes Echo in der Gesinnung, die gegenwärtig von euch als die richtige erkannt wird. Wir sind uns fremd geworden, weil die Basis verrückt worden ist, auf der die Gedanken ihre Lebenskreise ziehen". (S. 149).

Anastasius stand in der Judengasse zu Frankfurt: „Und dieses Geschlecht soll emanzipiert werden?" fragte er sich selbst,

---

[1]) F. G. Kühne, Porträts und Silhouetten. Hannover 1843. II. Bd., Seite 108.

der Zeit gedenkend, wo er vor Jahresfrist geeifert hatte mit allen Waffen der Gelehrsamkeit gegen die Emanzipation der Juden."

Diesen Emanzipationsfragen folgen Reflexionen über die Eisenbahnen, den Kultus der Schönheit als einer neuen Religion. „Wir wollen einen schönen Gott und eine Religion der Schönheit, nicht aber einen fleischlichen Gott und eine Anbetung des Fleisches, die Gottheit herauszufühlen aus der Schönheit strotzenden Form". (S. 228).

Bedenken Sie, daß wir unter der Schreckensherrschaft der Ideen leben! Sind die Fragen entschieden, die Zustände geordnet, die Qualen des Werdens und des Gestaltens glücklich durchgekämpft, so wird auch die Freude des Friedens wieder eintreten. Wir alle sind Richter, Henker, Mitglieder des Konvents der Nationen. Wir stürzen die von der gesunden Vernunft für Trümmer erklärten Heiligtümer alter Gewohnheiten. Unser Schwert ist der Gedanke, unser Sieg die Tat. Und, obgleich ich bloß Maler bin, so zeichne ich doch mit an dem neuen Grundriß der Zeit, dessen höchstes Modell die Schönheit ist in schleierloser Pracht. Ich vergöttliche das Fleisch, damit es der Unverstand nicht vergöttern möge." (S. 213).

„Neue Formen begehrte die Zeit, belebt von der Elastizität eines an seine Schöpferkraft frei dahingegebenen Geistes. Es ist kein Umsturz, nur Verjüngung." (S. 255).

Ueber freie Regelung der Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern, über Emanzipation der Frau heißt es in einer Art Glaubensbekenntnis eines „Freiwilligen unter dem Corps der Weltverbesserer":

„Sie, mein Herr, küßten und umarmten den schönen Leib einer Jungfrau, weil es Sitte war und das Gesetz es gewissermaßen befahl. Sie hatten sicher keine Andacht dabei. Es kam ihnen nicht in den Sinn, an Gottesverehrung zu denken, an eine religiöse Feier der Schönheit. Sie ließen sich zuvor binden und verpflichten, denn ihre ganze Zeit lebte bloß aus Pflichtgefühl, nicht in Begeisterung freier Kunst. Ihre Zeit, mein sehr moralischer Herr, war die Epoche des Pflichtenthusiasmus, der sehr profan ist im Vergleich mit unserer Gegenwart, die sich einzig und allein dem Zauber des Schönen, Menschlichen und der Menschheit Heiligem hingibt. Wenn wir genießen, was Sie für Sünde halten, so feiern wir Mysterien, die nur von der Freiheit des entsiegelten Genius begriffen werden können. Sie, mein Herr, wußten mit Talent zu leben, wir reißen Welt und Zeit mit genialer Gewalt an unser Herz." (S. 266 ff.)

„Man würde nicht anstehen, die Ehe mit feinem Auge zu betrachten und sie als Bund zweier Herzen auffassen, den allein die gegenseitige Neigung schließt, den nur die Sympathie einer natürlichen Religion heiligen kann, indem die bunten Flügeldecken

der Psyche ihren farbenschimmernden Staubmantel über die Flammen breitet, die aus Kuß und Umarmung eine neue Schöpfung gebären." (S. 278).

„Gottlob, daß die Männerwelt der Gegenwart so frei in sich selbst geworden ist, um die Wahrheit des Gedankens zu erfassen: Das Weib sei nur dynamisch von dem Manne geschieden. Frei allerdings soll das Weib werden und teilnehmen an Freude und Sorge, an Entwürfen und Taten des stärkeren Mannes. Denn nur dadurch wird die Sittlichkeit der Geschichte sich zur Moral der Religion erheben, die in der letzten Zeit tief genug gesunken ist. (S. 328). „Die Friedensstille des Hauses macht uns nimmer mündig, das kann nur das Aechzen, Stöhnen, Lärmen und Brausen der Lebensschwingen. Um zu fassen, wo hinaus die neue Zeit ihre Arme streckt, wofür sie betend die Arme gen Himmel ringt, muß man mitten in den Sturm der Gärung treten. Hier braut die Norne der Geschichte bald bewußt, bald dunkel ahnend, die Stoffe für den schäumenden Trank der Welterlösung." (S. 281).

„Der Dampf regiert, das Fleisch waltet, die Jugend ist Diktator." (S. 380).

Wie man in Willkomms Freundeskreis über dieses Erzeugnis seiner Muse dachte, geht aus einem Briefe von A. Harkort-Aders an Willkomm hervor,[1]) der dieser Freundin seine „Civilisationsnovellen" zum Geschenk gemacht hatte. Hier heißt es: „.... Sonst aber machte mir die Novelle „Herz und Zeit" viel Unruhe und Not; war das auch Ihre Absicht? Dies Quälen und Drängen, Haschen und Jagen der Jetztzeit, an deren Pietätlosigkeit freilich die ehrwürdige alte irre werden und zuletzt den grauen Schädel zerschlagen muß, lastet auf Ihrem milden, versöhnlichen Herzen. Aber mußten Sie denn auch hier — von Ihren „Europamüden" gestanden Sie mir das Gleiche — die Versöhnung schuldig bleiben? Fanden Sie keine Kordelia für Ihren Lear?

Ist es auch recht, anderen zur Speise zu bieten, was so im Gemüte gärt und kocht, bevor es in uns seine volle Beschwichtigung erlebt hat? In anderen schwächeren Naturen die Qualen zu erregen, denen wir kaum selbst entronnen sind, ohne ihnen zugleich die Beschwörungsformel zu überliefern, die den wilden Aufruhr bändigen kann?

Wenn ich die Novelle zum zweiten Male lese, und das wird bald geschehen, werde ich vielleicht den nötigen Trost auch darin finden. Aber, wer liest ein solches Buch gleich zweimal, wer kann das, da man jetzt so viel lesen muß?

Es ist wohl auch eine neumodische Art sich für ein liebes Geschenk zu bedanken, daß man es bekrittelt? — Ich muß aber aufrichtig sein, ich kann wahrhaftig nicht anders und bin zu alt

---

[1]) Brief vom 27. April 1837.

zum Lernen. Ich habe in der Novelle keinen besseren Trost gefunden, als daß es, Gottlob nicht so arg ist, wie Sie's schildern, auch nicht so arg werden kann ....“ Der Ungeborene mit seinen Dioramen hat mir Spaß gemacht.“



Den „Civilisationsnovellen“ folgten 1838 „Die Europamüden“. Neben den „Epigonen“ Immermanns und A. v. Sternbergs „Zerrissenen“ wurden sie das Schlagwort jener Zeit.

„Hier zeigte sich zuerst die Karrikatur und das Extrem des „Jungen Deutschland“. Da war die Zerrissenheit und Weltmüdigkeit auf die Spitze getrieben. Willkomm reflektiert hier mit einem Ernste, der oft dem Lächerlichen sehr nahe ist, über die extremsten Forderungen des „Jungen Deutschland“, redet von mißverstandener Zivilisation, verkannter Glaubenslehre und boshaft verdrehten Menschenrechten und schafft Gestalten, die zum Teil reine Karrikaturen verständiger Menschen sind, überspannte Phantasten, deren Ueberspanntheit in einem übertriebenen Pessimismus wurzelt und alles Heil für die Zukunft von Amerika erhofft. Alle diese Helden, die das Leben in nüchterner Zwecklosigkeit angähnte, die ihre eigene Nichtsnutzigkeit zu einer Verschuldung des Weltgeistes machen wollten, waren Bajazzos des Weltschmerzes.“[1])

Als Jungdeutschem gab ihm das Leben den Stoff zu seinem Roman. Er schrieb einen Zeitroman, der die ihn umgebende Kulturepoche mit all ihren Zuständen und Bestrebungen, Fragen und Forderungen zum Hintergrunde hatte. Er wollte Stellung nehmen zu den treibenden Mächten seiner Zeit.

Deutlich geht dieses Streben aus einem Briefe der Freundin Harkort-Aders an Willkomm hervor, in dem diese ihm auf ausdrücklichen Wunsch von einer Reise, die sie in ihr heimatliches Wuppertal führte, eingehende Nachrichten von dem religiösen Leben in den pietistischen Kreisen der Elberfelder Gegend machte. Sicherlich haben diese Mitteilungen auf die Gestaltung der „Europamüden“ eingewirkt. Die Schlußworte dieses Briefes weisen auch darauf hin:

„Wenn sie diesen Gegenstand einmal bearbeiten wollen, lieber Willkomm, beherzigen Sie nur wohl, daß Licht und Feuer verwandten Ursprungs sind und letzteres wärmen soll, nicht verheeren und verzehren. Apostel Eifer und Apostel Milde und Behutsamkeit möchte ich Ihnen zurufen und Ihrem Wahlspruche „Nimmer ruhig“ beifügen „Nimmer hastig“.

Diese wohlgemeinten, warnenden Worte aber nahm sich Ernst Willkomm in seinem jugendlichen Eifer nicht zu Herzen. Mit vielen seiner Zeitgenossen entging er nicht der Gefahr, die mit der Darstellung von Gegenwartzuständen so innig verbunden

---

[1]) R. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. II. Bd., S. 157 ff.

ist. Es war zu übereilt von ihm gehandelt, als er, selbst noch mitten in den Zeitwirren stehend, sich vornahm, sie zum Gegenstande seiner „Europamüden“ zu machen. Er bedachte zu wenig, daß nicht jeder beliebige Gärungsstoff sogleich für eine romanhafte Behandlung geeignet sei.

Zerrissen, ungeklärt und nicht abgeschlossen in sich war die Zeit. Anders konnte darum auch der Roman nicht werden, der sich eng an diese Zeit hielt. Wollte Willkomm alle Widersprüche der sozialen, politischen, religiösen Verhältnisse seiner Zeit durch seinen Roman kritisch beleuchten, ja, ihnen noch verzerrtere Züge geben als sie in Wirklichkeit schon hatten, wollte er absichtlich nur in den Zeitkrankheiten und der ganzen Trostlosigkeit damaliger Zustände herumwühlen, ohne einen versöhnenden Hintergrund in der Verklärung irgend einer Idee durchschauen zu lassen, so wundert es uns nicht, wenn er keinen rechten Anklang mit seinen „Europamüden“ gefunden hat, nicht einmal in der Zeit, aus der sie hervorgegangen waren. Anders vielleicht wäre es geworden, hätte er wenigstens auch etwas vom heilenden Arzte in seinem Buche verspüren lassen und nicht während des ganzen Romans bei seinen grellen Erscheinungen verweilt. Aber es war ja ausgesprochene Absichtlichkeit Willkomms, die Versöhnung schuldig zu bleiben, um sie vielleicht später einmal in einer Fortsetzung des Romans zu bringen.[1])

Ganz verstandesmäßig aus Reflexionen und Abstraktionen zusammengesetzt erscheinen die „Europamüden“. Allzu sichtbar tritt die Tendenz in den Vordergrund und beherrscht die Oekonomie des Romans. Ein poetisches Kunstwerk sind darum diese „Europamüden“ nicht und konnten es nicht sein, denn die auftretenden Menschen und ihre Charaktere modelte der Dichter ganz nach den Tendenzen, aus denen heraus er schrieb, statt zwischen Tendenzen und Charakteren das richtige Gleichgewicht zu halten und die Tendenzen ungezwungen aus dem Gepräge der Charaktere zu entwickeln.

Ueber die Geschichte der „Europamüden“ äußerte sich Willkomm in einer Nachschrift: „Kann auch die Masse der Leser als Repräsentant einer stimmberechtigten Gesamtheit von dem Autor verlangen, er solle für sie schreiben und also in einer Weise, die allen gleich leicht verständlich, bequem und erquicklich sei, so hat doch der Autor auf der anderen Seite wieder höhere Zwecke zu verfolgen, wenn er überhaupt schreibt, weil er die Weihe dazu von der Natur empfangen zu haben überzeugt ist. Ein Schriftsteller von heute, der seine Stoffe dem unmittelbaren Leben entnehmen will, um die Mißtöne auflösen zu helfen, an denen es leider noch so reich ist, kommt in vielfache Konflikte. Nicht nur mit sich selbst hat er zu ringen, Stoff und Form zu berücksichtigen,

---

[1]) Brief der befreundeten A. Harkort-Aders an E. Willkomm vom 6. Juli 1837.

ästhetischen Feinschmeckern auf die Lippen zu sehen, auch die Freunde, die Bekannten, die sogenannten Gleichgesinnten, die Prüderie der Gesellschaft, die spazierengeführte Tugendhaftigkeit, die umherstolzierende Anmaßung der liberalen Quacksalber, die große Menge, gemischt aus tausend sich widersprechenden Atomen, und endlich die Idee, diese Sonne, an deren Strahl die Zukunft lebendig wird, soll ein Autor der Gegenwart beachten! Dabei können aber die Gedanken selbst sich verlieren, und es macht sich daher oft nötig, aus Liebe zur Wahrheit dies und jenes unberücksichtigt zu lassen. Auch möge man die etwas mißlichen Verhältnisse betrachten, unter denen es nicht erlaubt ist, den Gedanken in der geeignetsten Weise auszusprechen. Meine Speise ist die Wahrheit, die ungeschminkte, sie ist aber auch mein Wimpel, an dem die Hoffnung flattert frisch und kräftig in die blaue Luft der Zukunft hinein. Auf meine Gegenwart will ich keine Aktie nehmen, ich fürchte baldigen Bankerott, auf die Zukunft aber soviel man will, auf sie basire ich das Glück von Völkern und Ländern. Und diese Zukunft ist licht in meinem Buche wie in meiner Seele, wenn auch sonst schwarze Wetterwolken drin blitzen und donnern.

Den Gehäbigen werden meine Charaktere nicht gefallen. Die etwas radikale Menschennatur, die heutzutage in Vanillenthee, Himbeereis und Bonbons zugrunde gegangen ist, wird den guten Leuten viel zu schaffen machen. Sollten sie Choleraschmerzen darüber bekommen, so bitte ich, sie mögen nicht mich, sondern ihre schwache, verdorbene Konstitution anklagen. Mir verursacht die Natur, und wenn sie auch grotesk sich zeigt, keine Indigestionen; nur die geschminkte widert mich an. Meine Charaktere aber, wie sie in Mardochai, Gleichmuth, Casimir, Friedrich, Steinhuder, Bardeloh, Lucie, Rosalie ꝛc. zu Tage liegen, tragen keine Schminke. Sie sind Menschen, wie sie aus der Verworrenheit gegenwärtiger Zustände, sobald man diese konzentriert, von selbst hervorwachsen. Auf den Kreuzwegen und Straßen freilich laufen sie uns nicht in die Arme; in der mit der Aeußerlichkeit der perfiden Gewohnheitssitte grollenden Stille des Hauses aber begegnen sie dem Forscher. Mir wenigstens sind sie begegnet, denn ich habe nur porträtiert, versteht sich mit Benutzung der Licenzen, ohne welche sich nun einmal Charaktere nicht wohl anschaulich zeichnen lassen. Man sei deshalb nicht böse und zürne, fühlt man sich überhaupt dazu berufen, mit der Welt, nicht mit mir. Ich würde bei solchem Zorne schweigen. Nachdenken und Anschauungen von Welt und Zeit und ein gewagter kecker Blick in die Zukunft haben mich die Feder eintauchen lassen. Die Eitelkeit hat kein Teil daran.

Wer mein Buch als Kunstwerk auffaßt, gerät in die Brüche. Ich habe ein Bild großer Lebensschmerzen, kein Kunstwerk schreiben wollen.“ —

Der Stimmung der tiefsten Verzweiflung an Gott und Menschen, an göttlichen und menschlichen Einrichtungen verdanken

diese „Europamüden“ ihr Entstehen. Mitteilungen aus einem Briefe der befreundeten A. Harkort-Aders[1]) werfen ein bezeichnendes Licht auf Willkomm, als er mitten in der Arbeit an seinem Romane war.

„Ich glaube, lieber Willkomm, es vereinigt sich vieles, Sie zu beunruhigen und zu quälen. Es gibt peinvolle, kritische Zustände, in denen wir wie ein kränkelndes Kind trostsuchend um uns her blicken und nirgend eine Stelle finden, wo wir auch nur augenblicklich ruhen und uns erholen möchten. Niemand, als wer eben in gleichem Falle sich befindet, kann ganz mit uns fühlen, unsere äußerste Reizbarkeit verstehen und daher schonen, wie wir geschont sein möchten; alles verletzt uns. —

Mut, mein werter Freund, Sie werden sich durcharbeiten, und wie immer der Schmerz heißen mag, der Sie aufzureiben droht, er wird milder werden, Sie werden wieder frei und heiter um sich blicken und sich innerlich klarer, freier, stärker fühlen, als bevor sich der Sturm in Ihnen erhob. Verkennen Sie nur den guten Willen Ihrer Freunde nicht, die Ihrem Ringen scheinbar müßig zuschauen.“

Dieselbe Freundin richtete dann am 6. Juli 1837 einen Brief an Willkomm, in dem es u. a. hieß:

„Ich bin froh für Sie, daß Ihre „Europamüden“ nun fertig sind; ich denke Sie sind damit viel Qual los geworden. Dazu wünsche ich herzlich Glück. Wenn Sie die Versöhnung schuldig geblieben sind, und es Ihre Absicht ist, ich dächte Sie hätten einmal so etwas geäußert, diese später in einem eigenen, sich an jenes anschließenden Werke niederzulegen, so bringt das wohl seinerzeit eine ausführlichere Erklärung und Bearbeitung dessen, was Sie mir von der Liebe und Ehrfurcht vor ihr sagen.“

Der „gewagte kecke Blick in die Zukunft“, den Willkomm in seinen „Europamüden“ tat, war zu gewagt und zu keck. Sein Bild großer Lebensschmerzen überschritt die Grenzen künstlerischer Schönheit, artete aus in Phantastik und verstieß nur zu sehr gegen die Gesetze innerer Wahrheit.

An den Laubeschen Poetenverein in dessen „Jungem Europa“, an den Geheimbund in Immermanns „Epigonen“ und in Gutzkows „Ritter vom Geist“, der das neue und moderne Humanitätsideal verkörpern soll, erinnert der Kreis von Männern und Frauen, die Willkomm als Träger seiner Tendenzen nimmt. Er verfolgt das Schicksal ihrer Ideen und ihres Lebens. Wenig Handlung, nur „europamüde“ Charaktere entwickeln sich.

Die Briefform, in die der ganze Roman gefaßt ist, wurde für Willkomm, der in romantechnischer Hinsicht nur selten über eine allzu breite und oft plump wirkende Darstellungsweise hinausgekommen ist, eine Gefahr, die ihn verleitete, eine dramatische

[1]) A. Harkort-Aders an E. Willkomm in einem undatierten Briefe.

Wirkung des tragischen Inhalts ganz außer acht zu lassen. Zwar hatte diese Form auch ihre Vorzüge, besonders in diesem Roman mit diesem Thema, bei dem es dem Verfasser weniger um die bewegende Handlung zu tun war als darum, die Tiefen des Lebens bloßzulegen und feines psychologisches Detail zu geben in den Gedanken und Ideen, die er seinen Figuren unterlegt und die er als leitende Motive besonders betont. Ein getreues Bild, wie es sich in seinem Kopfe spiegelte, konnte er sicherlich so am besten erreichen. Vielleicht schwebte ihm Goethes „Werther" vor, der auch ohne die Briefform schwerlich ein solches Seelengemälde hätte geben können. Aber ungeachtet dieser Vorzüge büßt der Roman von seinem eigentlichen Charakter, der Darstellung eines allgemeinen Weltbildes viel ein, zumal noch, wo es stets ein und derselbe Sigismund ist, der nun bald an einen Ferdinand, bald an einen Raimund seine Briefe schreibt, der nichts tut als die Personen und die Zustände um sich her genau beschreiben, sodaß wir nie sehen und erfahren, wie denn die Welt in den Augen anderer, immer nur, wie sie dem Schreibenden erscheint, der als bloß mitteilende Figur kaum ein bestimmtes Interesse für sich erregt.

Weniger real als phantastisch, mehr reflektierend als erzählend, diktatisch und tendenziös wurden die „Europamüden". Während sie aber als „modernes Lebensbild" tief psychologisch sein wollten, fehlte den Charakteren meist die künstlerische Entwicklung. Sie ergaben sich nicht aus ihren Handlungen, sondern wurden vom Dichter geschildert und von ihm bis ins kleinste analysiert. Auf den Effekt schien alles berechnet zu sein.

Ein Wort Goethes [1]) dürfte auf diese „Europamüden" zutreffend sein:

„Die Alten stellen die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; sie schilderten das Fürchterliche, wir schildern fürchterlich, sie das Angenehme, wir angenehm. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierierte, alle falsche Grazie, aller Schwulst, denn, wenn man den Effekt und auf den Effekt arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können."

Der erste Brief ist an Bord des Dampfschiffes „Herkules", Ende Juli 18 . . vom Rhein aus datiert. Sigismund, wahrscheinlich ein moderner, junger Schriftsteller, lernt auf dem Schiffe eine Dame kennen, „die für ein Ideal moderner Weiblichkeit gelten konnte, denn sie war in allem auch dem Aeußern ein vollkommener Gegensatz der antiken. In dieser hohen, bleichen Stirn, an deren Schläfen die blauen Adern wie hüpfende Schlangen bebten, lag alles Leid, Sinnen und Träumen moderner Weltbewegung." (I. 9 ff.) Auch mit Rosaliens Gatten, Richard Bardeloh, wird Sigismund bekannt, einem Manne, „dessen Stirn weiß geglüht ist

---

[1]) „Italienische Reise", 17. Mai 1787.

von der verzehrenden Flamme des Gedankens“ (I. 13), um dessen tiefliegendes Auge erschreckend die finstere Wolke unergründlicher Melancholie liegt, der überzeugt ist, „dieser Erdteil gebiert nichts oder doch nur wenig von alledem, was erst später hineinleuchten wird in den dunklen noch unerhellten Weltenbau. Europa kommt nicht heraus aus dem ancien régime; der Fluch klebt ihm an und hält es darnieder in einem halben Todesschlafe, wie der Fluch des kreuztragenden Gottes das Volk des Unglücks, auf das er herabsank“ (I. 16).

Mahnend ruft er seinen Freunden entgegen, es ernst zu nehmen mit der Zeit und ihren schweren Aufgaben: „Tun sie etwas, geißeln sie die Menschheit bis aufs Blut zur Tat, seien sie ein Despot der Freiheit und lassen sie die scharfen Drachenzähne der Freiheitspeitsche tief einhauen in das Fleisch der Sklaven fluchwürdiger Erschlaffung, so morden sie nicht, sondern befreien bloß!“ (I. 21).

Von diesem Bardeloh, der mit seiner Gattin von einer Badereise, die er nach Wiesbaden unternommen hatte, nach Köln zurückkehrte, wird Sigismund eingeladen. Bardelohs Haus und die Stadt Köln bilden den Schauplatz der ferneren Handlung, von der wir aus Sigismunds Briefen erfahren.

Bardeloh ist der Mann, „der ohne Widerrede einer der kompliziertesten Charaktere ist, den die Neuzeit aus den Konflikten ihres Wollens und Nichtkönnens geboren hat, der im Glanze und der Herrlichkeit der Welt schwelgte aus reinem Ekel an der schimmernden Schale, der als Gegner der Zivilisation selbst gebildet ist bis auf den Gipfelpunkt der feinsten Weltsitte, diese Bildung aber haßt und verachtet, dieser Mann wird der Mittelpunkt aller geistig Regsamen in Köln. Protestanten, Katholiken und Juden drängten sich, ihn zu besuchen; die höchsten Beamten fanden sich ein, und der Reichtum blieb ebenso wenig aus als die Armut. An Gesellschaftsabenden, die Bardeloh gab, fanden sich diese heterogensten Elemente zusammen. Für den Gastgeber bildeten sie das große Studierzimmer der Menschheit, in dem er von seiner psychologischen Warte aus seine Experimente machte und Erfahrungen sammelte für seine Doktrin des Hasses, an der er in der verschlossenen Einsamkeit seiner Zelle beim fahlen Scheine einer Spiritusflamme, die aus einem Totenschädel brannte, umgeben von Dolchen und Waffen verschiedener Art, baute, wenn nächtliche Finsternis die Erde bedeckte. „Dann brütete er still über der Möglichkeit einer Tat, die ihn und die Gesamtheit retten könnte aus der Verwirrung gegenwärtiger, schlaffer Zustände“ (I. 48).

Um diesen Bardeloh, „mit dem Orden des Weltschmerzes in der Brust“ (I. 133) gruppierte sich ein ganzer Kreis „europamüder“ Charaktere. Ihm zunächst steht der Jude Mardochai, der sich mit Bardeloh gemeinsam in dessen einsamer Zelle, voll wahnsinnigen Grimmes gegen die europäische Zivilisation, zu den aberwitzigsten

Plänen verschworen hat", ein Mann mit der lächelnden Weltverachtung um den stolzen Mund, der mit der schöngeformten Hand in den faltenreichen Talar von schwerer Seide griff und spielend eine Menge neu geprägter Goldstücke in die sonnenhelle Atmosphäre warf. Der Verachtete zeigte kaum die Hostien aus der Monstranz des Gottes der Welt, so sanken auch schon die Herzen der Versammlung auf die Kniee, und die zivilisierte Menschheit betete an vor der Majestät moderner Weltheiligkeit" (I. 59). „In ihm verkörpert sich der Radikalismus religiösen Hasses, ein Produkt fanatischen Bekehrungseifers. Dieser Haß ist der Vater jener unerbittlichen Rache, die mit Schlangenklugheit und der Scheu einer schuldlosen Taube mittels Küssen und Händedrücken am Christentum ragt. Mardochai, ein Sohn des Orients, in seinen Leidenschaften wie in seinen glühenden Phantasien, ist er doch immer ein Kind der Zeit, worin er lebt. Er wuchert heute mit dem Aberglauben, nach dem die Bigotterie der orthodoxen Lehre Verlangen trägt und verkauft das Bild des Gekreuzigten, an dessen Stamm seine Nationalität unter der Verwünschung des neuen Gottes in sich selbst zusammenbrach und schachert morgen mit den Zetteln, worauf mitleidige Christen für die Emanzipation des gottverfluchten Stammes stimmten, während er übermorgen die Ideen in seinen Bettelsack schnürt und damit hausieren geht vor den Türen seiner Unterdrücker" (I. 79). Dies alles tut er aus Konsequenz, aus Haß, aus unergründlich blutigem Haß. „Er stellte der Hauptlehre des Christentums, der Liebe, die Süßigkeit des Hasses entgegen und verstand die Heiligkeit seiner individuellen Doktrin mit so diabolischer Dialektik durchzuführen, daß mancher verstummte und der Jude als Sieger das Feld behauptete. Ihm, dem Todfeind alles christlichen Lebens und Denkens, war das Christentum die Religion des Blödsinns, der Schwindsucht der Schwäche, des geistigen Mißwachses" (I. 81).

Da war auch ein protestantischer Geistlicher, „Gleichmuth", „den ich an den feingestickten Ueberschlägeln erkannte, die als Zeichen seiner Würde ein durchbrochenes Kreuz zur Schau trugen. Mit diesem ausgehängten Christentume kontrastierte die weltliche Tournüre und der mephistophelische Blick seines schwarzen Auges, das aus den tiefen Höhlen des eingesunkenen Gesichtes dialektische Fragen an alle Anwesenden tat. Dieser Mann ward mir unheimlich, weil ich den Schmerz um die verlorene Weltheiligkeit aus der dunklen Glut des eingestürzten Auges herausflackern sah", (I. 60); **überreizte Sinnlichkeit hatte ihn zum Haß gegen das Christentum** getrieben, der nun über die Religion wie der blasierteste Spötter sprach. „Ich war der Spiegel des siechen Europa, das seine Lüste gebüßt und nur noch den frivolen Teil des Geistes gerettet hatte, um mit ihm die Blößen des geschichtlichen Lebens aufzudecken. Ein Mensch wie ich, tauchte in dieses Europa; ich war sein würdigster Bürger. Krank wie das heilige Land, eine Lebenstrümmer wie dieses, frivol, witzig, raffiniert, kultiviert,

geistig sublim und sinnlich ohnmächtig, ein zürnender Eunuch, der nur noch tauglich ist zum Beaufsichtiger der Tugend, die anderwärts eingesperrt wird im großen Harem der Welt". —

Diesem Vertreter des liberalen, ultrarationalen Protestantismus steht Steinhuder gegenüber, ein verknöcherter, engherziger Pietist, „der seine religiösen Bedürfnisse aus dem Unterleibe saugt und nicht mit Engel-, sondern mit anderen Zungen redet" (I. 78) und mit seinen Zitaten die Bibel lächerlich macht.

Zu diesen gesellt sich Bardelohs lange vermißter Bruder Eduard, der als Mönch Bonifatius in einem Kölner Kloster wiedergefunden wird, „aber ein Opfer geworden ist der sündhaften Trennung, die leider noch immer besteht zwischen Fleisch und Geist. Er ist wahnsinnig geworden, die Seuche des vom Gelübde der Keuschheit ausgemergelten Leibes verpesteten ihm den Sternenhimmel des Gedankens. In seinem Liede wußte er weltlich frivole Ausdrücke, die an die tiefste Gemeinheit grenzten, so barock, so furchtbar ergreifend mit den feierlich ernsten Worten der Hora und des erschütternden alten Kirchenliedes „dies irae, dies illa" zu verschmelzen, daß auch der kälteste Mensch vor diesem Gesang zurückschaudern würde. Dabei hielt er die Melodie des angeführten Liedes mit einer wunderlichen Lustigkeit fest, was dem Ganzen ein unaussprechlich grelles Gemisch von dämonischem Hohne und verrückter Brunst verlieh" (I. 93).

Wahnsinnig wie er ist Friedrich, ein vertrauter Jünger Mardochais und seiner Lehre, ein phantastischer Fischerknecht, der im Rheinhafen in hohen Teerstiefeln auf einem Krahnbalken sitzt und seine Violine nicht nur meisterhaft, sondern sogar genial spielt und ständiger Gast bei den Gesellschaftsabenden ist, die Bardeloh zu geben pflegt. „In manchen seiner Töne sieht man das Auge einer lang getäuschten Welt brechen und ein Schluchzen, wie es aus diesen abgerissenen Tönen klingt, kann nur die Melodie eines verkümmerten Genius aus der seelenlosen Saite weinen lassen". (I. 99).

Wahnsinnig auch ist Kasimir, dieser „Kolassalmensch", der stets in viehischen Cynismen redet. „Jedes seiner Worte war ein geborener Geistesriese, oft wunderlich verwachsen, die ungeheuren Glieder noch wild durcheinander geschlungen. Kasimir war Dichter und einer von denen, die einen Ekel an dem Bestehenden offen aussprachen und ohne Anhänger demokratischer Regierungsmaximen zu sein, Rettung europäischer Zustände nur in völligem Umsturz des Alten für möglich hielten. Seine riesenkräftige Natur verlangte nach raffinierten Genüssen und konnte eine Scheidung des Menschen in Geist und Materie durchaus nicht vertragen. Es grenzte an das Kolossal-Burleske, wenn er von dem Genießen des Lebens sprach, was immer in den abenteuerlich-genialsten Bildern und Gleichnissen geschah. Kasimir war praedisponiert zu jener Göttlichkeit des Wahnsinns, die bei ausgezeichneten Geistern immer

durch die Monströsität der Erscheinung selbst wie ein vulkanischer Glutstrom hindurchleuchtet". (I. 162 ff.)

Auch Frauengestalten fehlen diesen Kreisen nicht, die in eitler Genußsucht ihr ganzes Leben hinbringen und den zeitgemäßen Jammer mitheulen. „Wir Weiber sind seltsam, wir fühlen auch das Unglück der Zeit, aber uns drückt es nicht nieder wie den Mann. Das Weib hat Kraft, alles zu ertragen, solange es lieben kann, nur mit der Fähigkeit zu lieben endigt ihr Dasein. Frevelt nicht, ihr europamüden Männer, an der Allmacht der Liebe, sonst vertilgt ihr euch selbst und euren Tatendrang. Frei werdet ihr sein, sobald ihr es wagt, frei zu lieben. Genialität in der Liebe gebiert Genialität im Leben. Aus der Gewohnheit und hätte sie sechs Weihen empfangen, wird kein Sprößling erwachsen von Sonnenduft und Aetherglanz umwallt. Nur die Freigeisterei der Liebe erzeugt den Heroen der Freiheit!" (I. 243 ff.)

Selbst ein Knabe, Bardelohs Sohn, ist schon ganz aufgegangen in dieser Umgebung; sein drittes Wort heißt nur immer: „Vater, was ist denn das Zivilisationsgift?" (I. 68).

Es ist nichts Gesundes in dieser Gesellschaft; es ist der Schmerz und der Gram einer müden, dem Leben schon halb abgestorbenen Sozietät. Alle diese Menschen stehen zueinander in Beziehung oder werden vom Dichter in eine solche hineingebracht, um so den Gesamteindruck zu verstärken, die Handlung noch grausiger zu gestalten.

„Politik, Religion, soziales Leben, diese große Dreieinigkeit, aus der alles Volksglück erwächst, ist in Europa zum Raffinement geworden, und wer dies erkannt hat, ist müde dieser unnatürlichen Zustände. Die Zahl der Europamüden wird sich vermehren von Monat zu Monat" (I. 168). „Uebermut mit Schwäche und feigem Alter gepaart, ist Europas Kapitän, Koketterie und Bedientendemut sein Steuermann" (I. 127). „Die Sünden der Welt sind die Folgen der Verhältnisse, die geboren wurden aus sozialer Unnatur, mystischer Heuchelei, schwächender Knechtsgesinnung und schlaffer Lebenssitte, die alles mit der Schminke der Etikette besudelte. Daran stirbt Europa. Dadurch wird es der Sklave werden des Westens, in dem es zwar Sünden gibt und Laster, aber nur Sünden der Kraft und des Uebermutes. Der Geist allein wird uns nicht retten, weil er ein Sklave geworden der Skepsis; die Natur nur kann die Unnatur bekämpfen, und sie selbst ist geflohen aus Europa! Drüben aber über den Wogen des Atlantischen Ozeans liegt das Land der Verheißung im heiligen Schatten des Urwaldes gebettet, der es umfängt und mit den Locken der Hoffnung umschmeichelt wie eine Mutter ihr lächelnd kraftvolles Kind! Dorthin hat sich geflüchtet die Natur, als Europa sie vertrieb. In der durchsichtigen Flut des Ohio bespiegelt sie sich, schuldlos, weil sie stark, und fromm, weil sie frei ist. Ueber ihr aber zittert das Auge Gottes und Amerikas Söhne blicken hinauf zu dem

großen Tempel, den der freie Gott gewölbt hat zur allgemeinen Verehrung. Und sie beten arbeitend und arbeiten betend, und es ist kein Elend unter ihnen, weil keine Armut sie drückt. Sie sind froh, glücklich und fromm, gläubig, weil die Freiheit den Orden der Menschheit in 26 silbernen Sternen auf ihre Brust geheftet hat". (I. 353 ff.)

Die endliche Katastrophe, das Ende des Romans ist unnatürlich für ein „Lebensbild" und gewaltsam herbeigeführt. „Anfangs glaubt man, Bardeloh und Mardochai werden gemeinschaftlich eine Revolution stiften, sie haben Tag und Nacht das Jahrhundert im Munde. Sie sind bis zur Vogelscheuche zerrissen, sie stehen in ihren Gesprächen immer mit Sesostris, Pythagoras und Christus in Verbindung, Apparat wird aus allen Jahrhunderten, zuletzt sogar werden Dolche und Masken haufenweise zusammengetragen, und nun dazwischen die großen Redensarten, die verrückten Violinstriche, die Veitstänze, die wahnsinnig gewordenen Mönche, — man glaubt, daß entweder der Kölner Dom in die Luft gesprengt werden soll oder Bardeloh und Mardochai sich umzubringen, erst aber noch irgend ein gekröntes Haupt zu erschießen gedenken. Weit gefehlt! Zwei Bände hindurch sind wir auf der Tortur gewesen und in allen Knochen europamüde geworden; und wozu alles? Zu einem Faschingsscherz! Die beiden großen Männer beabsichtigen einen Zug in der Fastnacht, mit dem sie die bestehende Kirchenlehre, vielleicht sogar das Christentum verspotten wollen, aber der Plan scheitert. Die Europamüden bringen sich aus Aerger zum Teil um, zum Teil wandern sie nach Amerika aus".[1])

Europa war das heilige Grab der modernen Welt. Drüben, weit über dem Ozean, winkte Heil und Rettung. „Das Land der blauen Blume" hieß Amerika, da der weltbürgerliche Geist dieser Epoche sich aufs engste verwandt mit jenen Gesinnungen fühlte, die jenseits des Ozeans aufgesprossen waren und Freiheit und Demokratie hießen".[2])

Was Willkomm in seinen „Civilisationsnovellen" nur andeutete, spricht er in seinen „Europamüden" klar und ausdrücklich aus. Er hatte sich ganz mit dem Schmerz und der Bitterkeit gegen den Geist und das Leben der Zeit erfüllt und wollte ihr einen Spiegel vorhalten. „Durch Lehre, Satzung, glänzende Angewöhnung ist die Natur im Menschen verloren gegangen, und er hat sich bewußtlos heraufgehoben auf den Gipfel der Gesellschaftlichkeit. Der Mensch ist dem Benehmen gewichen, die Natur der Schule." (I. 39).

Die Trauer darum läßt ihn die Zustände der gegenwärtigen Gesellschaft so trostlos malen und seine liberalen, modernen Ideen

---

[1]) Karl Gutzkow, Vermischte Schriften. Leipzig 1842. II. Bd., S. 95 ff.

[2]) H. Mielke, Der deutsche Roman. Dresden 1912. S. 114.

so tendenziös in seinem Roman vertreten. Zwar treten die politischen Ideen fast ganz hinter den sozialen und religiösen zurück; diese aber haben ganz den Charakter, wie sie im „Jungen Deutschland“ lebendig waren. Freiheit in Dingen der Religion, des Bekenntnisses, Ausgleichung verworrener Zustände, politische Reformen, eine Umbildung des sozialen Lebens, Emanzipation der Juden und die Forderung der freien Liebe, waren das nicht Ziele des „Jungen Deutschland“? Und, ists nicht ganz aus seiner Anschauungsweise gesprochen, wenn es in Willkomms Roman heißt (I. 247): „Wir verkümmern in der Einsamkeit unseres Wunsches, dem kein Hebel gegeben zur Tatgestaltung. Es fehlt an einer Basis, die Frucht jahrhundertlangen Denkens groß zu wiegen zur Jugend. Die Kinder der Taten sind vorhanden, aber sie ersticken am Zulp, den ihnen das Zeitalter der Priesterherrschaft mit saurem Brei gefüllt, in den Mund gedrückt hat. Die Zeit kriegte die Schule davon und stirbt nun an Krämpfen. — Während ich dies schreibe, fühle ich im Stillen, daß nur die Schrift der Weg ist, über den die Verdorbenheit und Unnatürlichkeit der Gegenwart das neu zu gebärende Leben hinüberführen muß in den Paradiesgarten der neuen Unschuld. Sperrt die Gedanken ein in eherne Laternen mit geschliffenen Gläsern, damit sie leuchten wie Gasflammen in einem Mikroskop und sendet sie hinaus auf den Markt der Nationen!“

„Die jungdeutsche Anklage der Institutionen ließ hier ihre Achillesverse sehen. Waren nicht alle Jungdeutschen wie diese verbrecherischen Tollhäusler Willkomms, nur von subjektivem Wahn und Dünkel berauscht? Bewegte sich nicht die Welt in erhabener Sicherheit und Notwendigkeit fort, während unklare Träume der Reform nur in jugendlich hastigen Köpfen gärten? Und trug dies Extrem der Darstellung, diese exzentrische Verworrenheit, dies „Kolossale“ im Denken und Empfinden, dies Unsittliche im Leben und Handeln, dieser hochaufgebauschte Stil mit den schmächtigen Gedanken nicht bei aller Uebertreibung doch den jungdeutschen Typus?“[1])

„Diese Literatur der Verneinung und des Zweifels, der Zersetzung und der Diskussion, des Niederreißens und der Polemik, unfertig und in sich zerrissen wie die ganze Zeit, originell eigentlich nur in der Negation, mit dem bloßen Scheine der Stärke und der Gesundheit ausgestattet, ein Kampfplatz wogender Gedanken, ist ebenso wohl eine Erscheinungsform der Zeit wie die blutrote französische Romantik“.[2]) „Die Weltverbesserungspläne sind nicht um ein Haar besser und solider als die der französischen Romantiker und laufen gleicherweise meist auf unfruchtbare Träumereien

---

[1]) R. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. II. Bd., S. 157 ff.

[2]) J. J. Honegger, Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit. IV. Bd., S. 179 ff. Leipzig 1871.

hinaus. Die auftretenden Charaktere verhalten sich zu den aufgestellten Forderungen und den Ideen so phantastisch und gerade darum wieder so unbeständig, daß auch diese Gedanken ein bloßes Schattenspiel werden. Was soll die Art Geheimbund und Ordensspielerei ohne jeden praktischen Halt, die Idee eines Bundes der freien Geister, die Reformen erstreben, weil sie mit den bestehenden Verehältnissen unzufrieden sind?"[1])

Selten ist eine Gestalt innerlich bestimmt und sicher gezeichnet. Es sind alles verdeckte oder offene, langsame oder brausende Gärungsprozesse in Uebergangsseelen. Auch wo Willkomm sich im wirklichen Leben bewegt, nur selten geschieht es, trotz des Untertitels eines „modernen Lebensbildes", verfällt er leicht ins Matte, sobald er die Phantastik verläßt; in ihr überwiegt die Vorliebe für grauenvolle Ereignisse. Krankhafte Originale, losgerissen von allem realen Boden, sind die Menschen in diesen „Europamüden"; in erbittertem Haß gegen das Bestehende verzehren sie sich, ohne neue, feste Werte zu schaffen. Immer bleibt es bei der im Romane oft variierten Frage: „Wann werden wir endlich aufhören zu stolpern? Gott im Himmel, laß uns doch nicht mehr stolpern, sondern kräftig, wie ein junger Löwe umherspringen! Vielleicht macht das Alter die Amme blind. Dann wird sie sich freuen ihrer Ziehkinder, die Taten vollbringen, um der Blinden des Abends, wenn sie ruht, die Zeit durch Erzählungen zu vertreiben. Eine Tat, ach, eine Tat, die ganze Welt für eine Tat!" (I. 53). Die Handlung ersetzen die Reflexionen und Debatten über den Zeitgeist, „immer soll der Nerv, in dem der Rheumatismus unserer Epoche sitzt, berührt werden".[2]) Es sind dämonische, phantastisch-mysteriöse Menschen, diese „Europamüden", im Leben nur fragmentarisch möglich, als Studie verderblich, denn es bleibt geistreiches Geplauder, schlecht personifizierte Begriffe; es sind Naturspiele statt Natur. Alle aber sind Pessimisten, denen Leben und Seele dunkle Abgründe scheinen.

Willkomms Roman stellte sich dar als das echteste Werk jungdeutschen Schrifttums. Die Romantik der Revolution trieb in ihm ihre Blüten mit ihrem Versuch das reale mit dem idealen Leben zu verknüpfen mit ihrem unermüdlichen Hinweis auf die Unhaltbarkeit und die Erbärmlichkeit der gegenwärtigen Zustände, mit ihrem Sehnen nach einer notwendigen Erhebung im politischen, sozialen und religiösen Leben, nicht positive, nur negative umstürzende Kritik übend.

„Wir fühlen die ganze Ohnmacht dieser „europamüden" Charaktere. Der Zeitgeist wird hier aus Verzweiflung über sich selber geistesirr und hält diesen Zustand für seine Rettung. Alle

---

[1]) J. J. Honegger, Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit. IV. Bd., S. 179 ff. Leipzig 1871.

[2]) Karl Gutzkow, Vermischte Schriften. Leipzig 1842. II. Bd., S. 95 ff.

diese Figuren, die hier die Bahn des Herkommens durchbrechen, um rein zu sein von ihrem Jahrhundert, sind nur Radikale aus krankhaftem Gelüst, sind nur Menschen nach der platonischen Definition, gerupftes Federvieh, abstrakte Geschöpfe, und die ganz nackte, kahle Seele ist immer die wahnwitzige. Willkomm zeichnet diese Stimmungen mit soviel Tumult der Empfindungen, daß man die Geißel kaum merkt, womit er sich selbst wehe tut."[1])

Für die Geschichte des „Jungen Deutschland" sind diese „Europamüden" Ernst Willkomms bedeutsam. Von Interesse sind darum Urteile von Zeitgenossen über diesen Roman.

„Willkomm ringt mit lobenswertem Mute nach einer freien und rücksichtslosen Weltanschauung, aber dieses Ueberbieten in aufgeregten Gefühlsausdrücken, dieses Haschen nach bekannten Reflexionen, diese Lust an der Schöpfung großer Fratzengebilde, das sind die Todeskeime, die den Produkten der sogenannten Modernen innewohnen und denen auch das Werk Willkomms nicht entgangen ist. Weder für das Leben noch für die Kunst und auch nicht für Aussöhnung und Vermittlung beider kann auf diese Weise etwas Förderliches erzeugt werden. Allerdings muß jeder, in dessen Herz die Ideen der Zeit einen Widerhall gefunden, eine Literatur willkommen heißen, die sich das Ringen und Kämpfen unserer Zeit zum Gegenstande der Darstellung gemacht hat. Hier muß dann aber eine reale oder poetische Wahrheit ihr Recht behaupten. Mit gemachten Verworrenheiten und Zerlockerungen wird sich nimand, der das Bessere will, befreunden können. Mit dem Verzweifeln an der Gegenwart und Frohlocken für die Zukunft ist nichts getan. Eine Welttat zu vollbringen, ist nur wenigen Heroen der Menschengeschichte gelungen".[2])

Gutzkow urteilte über die „Europamüden":[3]) „Schon der Titel dieses chaotisch unschönen bis zum Komischen tragischen Buches verrät die Gedankensphäre, in der es sich umtreibt. Müde kann ich werden Deutschlands, dann gehe ich nach Italien, Italiens, dann gehe ich nach England, — werd' ich in Amerika finden, wessen ich bedarf? Die Grauengestalten des Verfassers sind des Christentums, der Liebe, der Freundschaft, der Ehe, der Gesellschaft, der Familie, des Staates, sind aller europäischen Verhältnisse müde, und bieten in zwei Bänden ihre krankhafte Phantasie und ihren verzerrten Witz auf, um uns ein „modernes Lebensbild" im Sinne einer Poesie zu entwerfen, die vielleicht mit Recht die kühne Vorstellung hat, in ihrem Schoße die Zukunft zu tragen. Ach, wie oft fühlt man geistige Verwandtschaft mit dem Verfasser,

---

[1]) F. G. Kühne, Porträts und Silhouetten. Hannover 1843. I. Bd., Seite 243.

[2]) „Europa." Chronik der gebildeten Welt. Stuttgart 1838. I. Bd., Seite 565.

[3]) Karl Gutzkow, Vermischte Schriften. Leipzig 1842. II. Bd., S. 95 ff.

manches klingt gemeinsam und doch — eine ungeheure Kluft trennt die losgelassene Hölle von dem kühnen Gemsenjäger, dem mutigen Gedanken unserer Epoche, der allerdings die höchsten Bergesgipfel erklimmen will, — aber nicht bis zum letzten Gefrierpunkt, wo alle Vegetation des Gemütes und Geschmackes aufhört. Das Buch bleibt eine Mißgeburt. Eine beispiellose Unreife, die von den Zeitphrasen und einem seltenen Talent zum Schwulst verdeckt ist, ist das Resultat über diesen Schriftsteller, der weder Dichter ist noch Talent hat, denn wer auf Stelzen geht, ist kein Riese. Als Freund der Sache schadet er ihr mehr mit diesem seinem Romane als die Feinde.

Ernst Willkomm hat Talent zum geistlichen Redner, er würde gute Predigten halten, denn dort muß er seine Neigungen zu Uebertreibungen auf die Terminologie der Bibel beschränken. Alles übrige was er sich angeeignet hat, ist Affektation, die das Eigene hat, daß sie Fieber ist, aber kaum mit einer Beschleunigung des Pulses verbunden zu sein scheint. Die Phrase ist der gutwilligste Diener des Verstandes, sie kommt und geht, sie bäumt sich, sie verkriecht sich, sie ist eine Mücke, sie ist ein Elefant, wie man's will. Besäße Ernst Willkomm Poesie, so würde nicht jede Zeile, die er schreibt, so ungeheuer lange Beine machen. Wir stappeln immer in der Luft herum und werfen mit großen Worten um uns; keines davon verrät den sinnigen, feinen Dichter. Willkomm ist mir wie einer, der noch nie geliebt, den aber ein unbändiger Reiz verzehrt, dem er wieder den Mut nicht hat, die Zügel schießen zu lassen. Seine Phantasien haben Aehnlichkeit mit denen seiner Mönche, die ihren Geschlechtstrieb unterdrücken müssen. Diesen Eindruck wird das ganze Buch auf den Leser machen aber auch beweisen, daß Ernst Willkomm nicht weiß, wohin er sich wenden soll. Er wahre seine Unschuld, grübele nicht nach über das „Civilisationsgift“ und gebe die Poesie auf, — wenigstens diese „zeitgemäße“; er beleidigt den Geschmack, weniger die Sitten.“

Gutzkow hält Willkomms Werk für eine Gefahr in der Literaturentwicklung. „Es sollte Fanatismus bei uns Jüngeren werden, diese widerlichen Entstellungen unseres modernen Prinzips zurückzuweisen und die Abenteurer vor dem Erfolge ihrer gewagten Streifzüge zu warnen“; der Weg, auf dem Willkomm wandere, sei „eine Sünde wider den heiligen Geist der Literatur“.

Aufsehen mag Willkomms Roman erregt haben, indes Billigung scheint ihm nirgends zuteil geworden zu sein. Zwar betrachtete der Graf Reinhard in Paris ihn als ein merkwürdiges Gepräge der Zeitstimmung,[1]) aber „eine Darstellung, die sich in anwiderndem Pathos aufbauscht, und die aufgeblasenen Backen mit den hervorquellenden Tendenzaugen konnten nur einen komischen Effekt machen“.[2]) An das Zeitalter eines Hoffmann von

[1]) F. G. Kühne, Porträts und Silhouetten. I. Bd., S. 243.
[2]) „Der Freimüthige.“ Berlin 1839. Nr. 16, S. 62.

Hoffmannswaldau, eines Kaspar von Lohenstein und an das spätere eines E. Th. A. Hoffmann erinnert dieser Roman.

Warnend schrieb Kühne:[1] „In seinem Stil liegt oft ebenso viel Schwung und Rhythmus wie leerer Lärm und vergeblicher Aufruhr der Elemente. Willkomm ist mit seiner ganzen Welt in der Brandung. Er muß sich entscheiden, entweder landen, oder eine sichere Bucht erreichen, wo die Wärme seiner gemütlichen Stimmungen Sprache gewinnt, oder das hohe Meer gewinnen, wo die Geschichte mit ihren großen Strömungen ihn rasch und kräftig erfaßt. Auf jener Seite liegt die Idylle, deren träumerisches Glück ihn locken sollte, nach dieser Seite hin winkt die Größe der weltgeschichtlichen Bewegung. Das ganze Jahrzehnt ist mit ihm in dieser unentschiedenen Schwebe; man soll nicht länger an den Küsten treiben, entweder Land oder hohes Meer!"

Fast schien es so, als hätte sich Ernst Willkomm auf sich selbst besonnen, wenn er sich über die Bestrebungen seiner Zeit ein Jahr später ausläßt:[2] „Es riß wirklich eine wahre Emanzipationsmanie ein in Deutschland, die bei vielem Lächerlichen auch ihr Gutes hatte. So war es sehr natürlich, daß die geistig Unzufriedenen in einer alle Verhältnisse durchdringenden, reinigenden Emanzipation die Wiedergeburt der ihrer Meinung nach verkümmerten Menschheit erblicken mußten, und namentlich in dem gebildeten Teil der Gesellschaft gab es recht anmutige Schwärmer für neue Auferstehungsmaximen. Diejenigen, welche jetzt in diesem gesellschaftlichen Leben Keime für tragische Momente aufdeckten, waren mehr oder minder Kinder einer Ueberkultur, die mit der naturgemäßen Entfaltung unserer Zustände wenig gemein hat. Dies übersah man völlig, und indem man Heilung für die offenbar krankhaften Zustände herbeiwünschte, griff man gerade nach den entgegengesetzten Mitteln und verschlimmerte dadurch die Krankheit. Die Spekulation experimentierte mit neuen Ideen, die pfiffig-geistreich, beißend-pikant, mehr blendend als wahr zu nennen waren und bei den krankhaft Empfänglichen ungemeinen Beifall fanden, ohne daß ein Verständnis möglich gewesen wäre. Es ist ein trostloser Irrtum, dem soviele und meistenteils gerade die bedeutendsten Geister der Zeit unterworfen sind, indem sie glauben, geistiges Aufkitzeln der Gesellschaft verhelfe ihr zu einer neuen, jungen, dauernden Gesundheit. Alle die, welche sich hierin gleichsam als Aerzte der kranken Zeit aufwarfen, waren noch kranker als diejenigen, denen ihre Heilmethode gelten sollte." Aber spricht hier Ernst Willkomm nicht über sich selbst den verdammenden Urteilsspruch?

---

[1]) F. G. Kühne, Porträts und Silhouetten. I. Bd., S. 243 ff.

[2]) Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater. Herausg. von E. Willkomm und A. Fischer. Leipzig 1839. S. 105, in Willkomms Abhandlung: „Das moderne Gesellschaftsleben und die soziale Tragödie."

Ganz im Sinne des „Jungen Deutschland“ ist auch Willkomms nächstes Werk geschrieben „Lord. Byron“, eine Sammlung von Novellen, die im Jahre 1839 erschien. Schon 1837 war in Theodor Mundts „Dioskuren“ die erste Novelle der späteren Sammlung unter dem Titel „Des Knaben Liebe und Mißgeschick“ erschienen.

Der Begründer dieser Art biographisch-historischer Romane in der Form der Novelle war Ludwig Tieck gewesen mit seinem „Dichterleben“, dem er das Leben Shakesspeares zu Grunde gelegt hatte. Unmittelbar an ihn schloß sich Ernst Willkomm an, dem noch im gleichen Jahre 1839 Heinrich König mit seinem Romane „Williams Dichten und Trachten“ folgte. Willkomms „Lord Byron“ weist in seiner Anlage auf Tieck zurück, „ohne jedoch dasselbe in der Art und Kunst genetischer Darlegung sowie in individueller Charakteristik zu erreichen“.[1])

War die Form dieses „Lord Byron“ in Anlehnung an den Altmeister deutscher Novellenkunst geschrieben, so war aber der Gedanke, gerade Byron zum Gegenstand poetischer Darstellung zu machen für den Schriftsteller in der jungdeutschen Epoche unserer Literatur recht charakteristisch.

Schon in der Nachschrift zu den „Europamüden“ hatte es geheißen, „daß die Masse der Leser als Repräsentant einer stimmberechtigten Gesamtheit von dem Autor verlangen kann, er solle für sie schreiben und also in einer Weise, die allen gleich leicht verständlich, bequem und erquicklich sei.“ Willkomm war also immer bestrebt, wie er es überhaupt als Schriftsteller der gehört sein wollte, tun mußte, seine Werke aus der Zeit für die Zeit zu schreiben. Literatur und Leben aufs engste mit einander zu verknüpfen, darin sahen ja die jungdeutschen Schriftsteller ihre vornehmste Aufgabe. Mit Vorbedacht machten sie sich abhängig von den Anschauungen, Eindrücken und Verhältnissen der Welt um sich her. Einen ansprechenderen Vorwurf als diesen Lord Byron hätte Willkomm also kaum finden können.

„Wie ein Komet, der sich keiner bürgerlichen Ordnung der Sterne unterwirft, zog Byron wild und frei durch die Welt, kam ohne Willkommen, ging ohne Abschied und wollte lieber einsam sein als ein Knecht der Freundschaft. Nie berührte er die trockene Erde, zwischen Sturm und Schiffbruch steuerte er mutig hin, und der Tod war der erste Hafen, den er sah. Wie wurde er umhergeschleudert, aber welche selige Insel hat er auch entdeckt! Das ist die königliche Natur. Denn König ist, wer seinen Launen lebt.“ So urteilte Börne über Byron.[2]) „Seine dämonische Erscheinung

---

[1]) J. Hillebrand, Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing bis auf die Gegenwart. 7. Buch, im III. Kapitel, S. 267 ff.

[2]) Briefe aus Paris, Nr. 44, in „Gesammelte Schriften“. Wien 1868. IX. Bd., S. 50.

war ein Ferment in dieser Epoche".[1]) Wie kein zweiter Dichter wirkte er in dieser Zeit der Verstimmung über die Tatlosigkeit und über die Erstarrung des europäischen Lebens, für die er der typische Vertreter war. „Der englische Spleen, die Sucht nach Originalität, die kühnste Mischung von Lebenslust und Lebenssattheit, die Verzweiflung im Rausch, und der Rausch in der Verzweiflung, die Sinnlichkeit ohne Frische und doch voll Trotz gegen die Prüderie, die Persönlichkeit in keckster Opposition gegen soziale Schranken und doch ohne eigenen Halt vereinigten sich mit einem Talente von seltener Energie, von glühendstem Kolorit, von bitterster Schärfe, von großer Grazie rhythmischen Schwunges und seelenvollster Gedankenbewegung"[2]) und fand Anklang, erhöht noch durch die Sympathie für Freiheit und die Sehnsucht nach Taten, die in Byron lebendig waren.

Dem Publikum und seiner realistischen Denkweise kam Willkomm entgegen und würde so, indem er die erfahrungsmäßig erkannte Wirklichkeit zur Grundlage seines Werkes machte, ein recht lebensvolles Bild Byrons gegeben haben, wäre er nur weniger tendenziös und didaktisch darin gewesen.

Waren Willkomms „Europamüden" ein Werk des Hasses und der Verzweiflung gewesen, so waren jetzt diese „Byron-Novellen" recht aus dem Kern der Liebe und der Hoffnung hervorgegangen, mit der er sich in Byrons vielgestaltigen, reich ausgestatteten Genius hineingelebt hatte. In jenem Romane waren die jungdeutschen Tendenzen mit Absicht und Berechnung herausgearbeitet worden, sie waren in ihm nicht innerlich lebendig, sondern hafteten ihm nur äußerlich an. In diesem „Lord Byron" lagen sie vielmehr in dem Stoffe selbst, erst mittelbar durch ihn wirkten sie und darum auch weit weniger aufdringlich und gezwungen. Und, hatte er nicht jene mannigfaltigsten Leidenschaften, wie er sie in diesem „Byron" schildern konnte, an sich selbst erfahren und in seiner Umgebung kennen gelernt? Byrons Wunsch war immer ein größerer und freierer Spielraum gewesen für die menschliche Vervollkommnung als er in Europa vorhanden war. „Ich meines Teils hasse den Menschen, der nicht als Charakter im Leben fußt. Selbst eure politischen Charaktere sind bloße Schwärmer, die höchstens dann wirklich ins Gewicht fallen, wenn der Wind scharf und anhaltend aus Westen weht. Eine Civilisation, welche den Eigengedanken, das Selbstgefühl, kurz die Originalität des individuellen Menschen zu einem Parfüm zerreibt, worin jeder klingende Narr sich nach Belieben die Hände waschen kann, ist die trostloseste Barbarei, die ich kenne. Was tuts, daß sie nicht blutgierig aussieht! Dafür erscheint sie bleich,

[1]) R. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. II. Bd., S. 10.

[2]) Ebenda.

gespenstisch, grau und mordet heimlich wie der Vampir. Mir ist Blut und offener Mord lieber, denn man kann sich dagegen schützen; ein Mord durch Lächeln und kalte Komplimente dagegen spottet aller Waffen, die uns eine edle Männlichkeit in die Hand gibt. Und das macht mich trübe, unfreundlich, toll; das drückt und peinigt mich, weil die feine Tugend der Gesellschaft die Tugend meines menschlichen Freiheitsstrebens mit einem Kusse erstickt." (II. 118.)

„Erziehung, Gewohnheit, oder was beide und noch manches andere umfaßt, die verzerrte Kultur hatten in dem gesamten Menschengeschlecht eine so vollkommene Verwirrung angerichtet, daß auch der Gescheiteste, Vorurteilsfreieste sie nie mehr ganz los werden kann." (III. 128).

So hatte das Leben Byron frühzeitig „der stabilen Gesellschaft entfremdet, ihn dem allgemein gültigen Sittengesetz, der herkömmlichen Civilisation, jeder geachteten Gewohnheit, jedem Brauche feindselig gegenübergestellt." (III. 262.) In Byron fand die Zeit ihren klarsten Spiegel. Wie sie fühlte, was sie glaubte und hoffte, war in Byrons Persönlichkeit zum Erlebnis geworden. „Byron mit der äußerst pikanten Färbung, seiner Mischung von Faust und Don Juan kann als ein auserwählter Vertreter seines Jahrhunderts genommen werden."[1])

Trotz des naheliegenden, modernen Stoffes blieb es für Willkomm doch eine schwierige Aufgabe, ihn dichterisch zu gestalten, denn, statt Byrons inneren Entwicklungsgang, sein dichterisches Wollen und Streben, seine Eigenheiten und Stimmungen als Erlebnisse des Menschen zu zeigen und so sein inneres Leben an seinem äußeren zu erklären, gab er sich in seinen Novellen nur als den Beobachter und Berichterstatter des abgeschlossenen, fertigen Lebens und dessen Ergebnissen. Der Unterschied zwischen dem Biographen und dem Novellisten Byrons ist viel zu gering in diesem Werke. Dieser Mangel wurde schon von Zeitgenossen des Dichters gerügt: „Ich muß es als eine verfehlte Manier bezeichnen, seinen Helden wie auf der Reise zu begleiten, ihn bloß zu beobachten, statt ihn zu schaffen und selbstkräftig sich selbst vertreten zu lassen. Hieraus erwächst eine Monotonie, der sich auch die rüstigste Darstellungskraft nicht entwinden könnte."[2])

Ottilie Assing, Ludmillas Schwester, urteilte:[3]) „. . . mir scheint, es fehlt dem Buch die innere Notwendigkeit, als wenn die einzelnen Abschnitte des inneren Zusammenhanges ermangeln. Allerdings ist es gewiß äußerst schwierig, ja fast unmöglich, so das ganze innere und äußere Leben eines wirklich lebenden Menschen

---

[1]) F. G. Kühne, Porträts und Silhouetten. II. Bd., S. 112 ff.

[2]) Ebenda.

[3]) Brief vom 16. Mai 1840 an E. Willkomm.

im Zusammenhang genügend darzustellen, indessen glaube ich doch, daß Sie wohl imstande gewesen wären, dem Ganzen größere Einheit und Rundung zu geben."

Ludmilla Assing äußerte sich über „Lord Byron":[1]) „Mich hat vor allem „der Morgenstern auf Annesley-Hall" am meisten angezogen und befriedigt. Diese Novelle, in welcher der Dichter, noch fast als Knabe von seiner ersten Jugendneigung ergriffen, auftritt, scheint mir alle folgenden an Abrundung und gleichmäßiger Ausführung zu übertreffen. Sie stellt ein lebensvolles, abgeschlossenes Ganze dar, voll Kraft, Keckheit und Frische, und durch Ihr Talent zur Naturmalerei erhält auch die Staffage ihren eigentümlichen Reiz. Desto mehr habe ich bedauert, daß Sie später den Stoff nicht mehr so künstlerisch geformt haben, die Novellen werden fast zur Biographie und manches ist, meiner Meinung nach, viel zu flüchtig behandelt. Es mag aber auch die große Aufgabe, die Sie sich gestellt haben, mit die Schuld tragen. Es ist außerordentlich schwierig, das ganze Leben eines Menschen, und nun gar ein so reiches, wie es dasjenige Byrons war, in Novellenbildern darzustellen! Ja, wenn ich lange darüber nachdenke, kommt es mir kaum erreichbar vor. Es ist kaum zu vermeiden, daß manche Hauptmomente übereilt werden, um Unwichtigerem, das aber der Folge wegen nicht fehlen darf, Raum zu geben. So glaube ich auch, daß der übrigens sehr lebendig geschilderte Flescher etwas zuviel spricht. Dies führt mich zu etwas, das ich Ihnen im allgemeinen sagen möchte: Sie haben ein so schönes Talent, Ihre Schilderungen sind voll Leben und Frische, der Dialog gelingt Ihnen vortrefflich. Aber Sie ergehen sich oft zu sehr in die Breite, Sie müssen suchen, gedrängter, kürzer zu werden. Auch mit dem Komischen wünschte ich, wären Sie vorsichtiger; das Komische ist ein gar eigenes Gebiet, das nur wenige mit Glück anzubauen verstehen".

Hatten Tieck und auch König in ihren Romanen den Helden in bestimmt geschlossenen Momenten gezeichnet und nicht das ganze Leben in all seinen Phasen aufgefaßt und sich in dieser weisen künstlerischen Beschränkung als Meister gezeigt, so machte jetzt Ernst Willkomm den Versuch, Byrons Leben von Anfang bis zu Ende festzuhalten, „und seine Darstellung ist eine Biographie geworden, an der nicht bloß der Leser, auch der Pinsel des Darstellers sichtlich ermüdete",[2]) zumal wo auch schon die ganze Anlage des Werkes als Novellenzyklus die Gefahr ermüdender Wiederholung sehr nahe rückte.

Aber obgleich dem „Dichterleben" diese Mängel anhaften, ist es Willkomm doch gelungen, ein charakteristisches und farbenreiches Bild Byrons zu zeichnen, mit allen seinen Gegensätzen und Widersprüchen, mit seiner Zerrissenheit und seinen Zweifeln,

---

[1]) Brief vom 15. Mai 1840 an E. Willkomm.

[2]) F. G. Kühne, Porträts und Silhouetten. II. Bd., S. 105 ff.

der alles negierte, dem alte, überkommene Normen und Einrichtungen pedantisch und orthodox erschienen und der gegen alle positiven Elemente zu Felde zog. „Das Dämonische und Diabolische, das in ihm schlummert, um zu Zeiten grell aufzuleuchten, erkennt man. Man fühlt in der Darstellung den scharfen Reiz des Kontrastes in seinen Anschauungen den Ekel am Leben, bei aller Lust und Fähigkeit zum Genuß den unaufhörlich bohrenden Skeptizismus, der sich mit der weichsten lyrischen Hingebung verbindet, den auf Eigenheiten versessenen Trotz, der sich doch allumfassend den Interessen der Völker und der Menschheit öffnet, die Liebe und die Begeisterung für die Freiheit bei despotischer Ichsucht und verhärteter Menschenverachtung, dessen Ideal es war, die bestehenden Weltzustände im Sinne der wahren Freiheit zu reformieren, dem der Mangel an Befriedigung den schmerzlichsten Mißklang in seinem, in den tiefsten Tiefen zerrissenen Geiste hervorrief.“[1])

Des Ungewöhnlichen war zu viel in diesen Novellen. Da sehen wir den Jüngling Byron auf Newstead-Abtei mit seiner leidenschaftlichen Liebe zu seinem „Morgenstern auf Anesley-Hall“, Mary Chaworth, die dann einen anderen ihm, dem Lahmen, vorzieht; den Lord als Obersten unter den „Schädelbrüdern in Newstead“, der alten Abtei, wo er mit seinen Zechgenossen die furchtbarsten Orgien feiert; Byron in London, in einer Ehe ohne Liebe, in der Gesellschaft, die ihn erst feiert und dann verfemt. „Er sehnte sich fort aus einem Lande, wo veraltete Sitten heiligende Gesetzeskraft haben, wo die Konvenienz das Herz verlacht und der Mensch nach dem Gewicht seiner Börse geschätzt wird.“ (I. 261.) Mit seinem geistesverwandten Freund und Leidensgenossen Shelley finden wir ihn in der Schweiz, am Genfer-See. In den Orient begleiten wir ihn und nach Venedig, wo der bacchantische Wüstling plötzlich aus seinem Sinnestaumel erwacht und vom ernsten Gefühle der Heiligkeit wahrer Liebe zu der Gräfin Guiccioli beglückt wird, nach Ravenna, wo er als Carbonnaro für Italiens Freiheit begeistert tätig ist und endlich nach Griechenland, wo er, der Held, auf den ganz Europa blickte, all seine begeisterten Pläne und Gefühle scheitern sieht und gebrochenen Herzens den frühen Tod in Missolunghis Sumpfluft findet.

„Es ist weit mehr des Wunderbaren als einem Romandichter erlaubt wäre zu erfinden, und eben das mag es tun, daß wir uns nirgends heimisch fühlen“.[2]) Zu sehr verschwommen und unfaßlich bleibt Byrons Gestalt, zu schwankend und unabgeschlossen sein Charakterbild. In der Konzentration oder in der poetischen Darstellung der Wirkung von Byrons Persönlichkeit auf seine

---

[1]) Th. Mundt, Allgemeine Literaturgeschichte. Berlin 1846. II. Bd., Seite 377 ff.

[2]) Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig 1840. II. Bd., S. 1252.

Umgebung, darin hätte des Romanschriftstellers dankbarere Aufgabe gelegen. So war es „ein angenehmes, anmutiges Fliegen, und man ist aber auch wieder froh, auf festen Boden zu treten. Daß solche Bücher als Produkt unserer allgemein gewordenen Intelligenz, unserer stilistischen Bildung sind, ist eine ausgemachte Sache, daß wir aber auch schon dem Sturmdrang der revolutionären Feuerseelen, den Weltschmerz, die Europamüdigkeit, die Völkerfrühlingsgedanken und die Phönixmorgenlieder so verarbeitet und so durchweicht haben, daß sie im bequemen Guß in jeder beliebigen Form vorgetragen werden können, das ist ein merkwürdiger Fortschritt und Sieg. Zeigt er, daß es mit diesem Sturmdrang nicht viel auf sich hat oder daß auch er, wie alles Geistige, der Allmacht der Industrie unterliegen muß, die alles glättet, biegt, für ihre Zwecke zurechtlegt, und die prometheischen Ideen selbst sich untertänig macht?"[1])

Diese Frage hatte ihre Berechtigung und mußte aufgeworfen werden gerade bei einem Schriftsteller wie Ernst Willkomm, der mit ausgesprochener Absichtlichkeit sich die Stoffe für seine Novellen und Romane auswählte, um sie tendenziös der Zeit, ihren Strömungen und Forderungen anzupassen und für ihre Zwecke und Ziele zu benutzen.

Seine „Civilisationsnovellen", seine „Europamüden", in denen die Theorien des „Jungen Deutschland" so auf die Spitze getrieben waren, daß seitens der eigenen Partei ein Protest gegen das Buch für nötig erachtet wurde, sein „Lord Byron", „worin Willkomm wiederum einen guten Teil der Zerrissenheit, des Weltschmerzes, der neupoetischen Zustände und Mißstände loszuwerden gedachte und dem es ähnlich erging, wie den „Europamüden",[2]) gehörten doch zu dem Aeußersten, was die jungdeutsche Zeitrichtung erlebte. In Willkomms Werken fand sie ihren extremsten Ausdruck.

Seitdem trat in des Dichters Schaffen ein Wendepunkt ein. Maßvolleren Inhalt und einen realeren Hintergrund statt der früheren, phantastischen Ausschweifungen und Verirrungen seines Talentes zeigen seine nächsten Werke. Dem wirren und wilden Treiben der Tagesliteratur, die ganz in der Polemik aufging, suchte er sich nun mehr und mehr zu entziehen. Zwar wurde es ihm schwer, bei diesen Kämpfen um Tagesfragen sozialer und politischer Natur unbefangen und frei von aller Parteilichkeit zu bleiben. Wenigstens für einige Zeit gewann er diesen Sieg über sich selbst. Ein Brief Rosa Maria Assings vom Januar 1839 gibt darüber Zeugnis: „Freuen Sie sich, daß Sie sich zurückhielten und nicht auch gereizter Empfindlichkeit Raum gegeben haben.

---

[1]) Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig 1840. II. Bd., S. 1252.

[2]) Franz Dingelstedt, Kritische Gastrollen. „Kölnische Zeitung" 1845. Nr. 324.

Bleiben Sie dabei, das in der ersten Entrüstung Niedergeschriebene zu verbrennen, und zeigen Sie ferner solche Tapferkeit im Bekämpfen der eigenen Mißstimmung!"

Der Poesie der Heimat- und Volkskunst wandte Willkomm sich zu. Im Hinblick auf diese neue und schlichte Art der Darstellung schrieb damals im Dezember 1839 Ludmilla Assing an Ernst Willkomm: „Wir haben uns immer herzlich gefreut, Sie von der wilden Tagesdebatte entfernt zu sehen; bewahren Sie sich auch ferner jene Ruhe und Besonnenheit und bleiben Sie bei diesem stillen, ungestörten Schaffen, das für Sie wie für andere erfreulich ist. Die Journalstreitigkeiten werden immer widerwärtiger; es ist überhaupt eine trübe, unerfreuliche Zeit in jeder Beziehung, in der Literatur wie in der Politik. Wie wenige der Hoffnungen sind erfüllt, die seit der Julirevolution angeregt wurden!"

Bis 1843 trat in Willkomms Schöpfungen die tendenziöse Färbung zurück. Seine „Sagen und Märchen aus der Oberlausitz" entstanden in dieser Zeit, und in seinen schon vorher erschienenen „Grenzern, Narren und Lotsen" stellte er die Idee des Volkslebens in seinen niederen, proletarischen Kreisen objektiv, um ihrer selbst willen, aus der Mitte der gegebenen Zustände und der allgemeinen Verhältnisse heraus dichterisch dar.

Aber in seinem 1843 erschienenen Romane „Eisen, Gold und Geist" verfiel er insofern bald wieder in seine frühere Art der Darstellung zurück als er immer mehr die demokratisch-soziale Seite des Volkslebens in immer bewußterem Gegensatz zur aristokratischen Salonpoesie beleuchtete, also die Lebensverhältnisse dieser unteren Volksklassen im Sinne der Tendenz auffaßte, „um dem Volke zu seinem praktischen Nutzen und Frommen bestimmte Zeitinteressen und Zeitwahrheiten zu vergegenwärtigen".[1]) Vornehmlich in diesem letzten Werke dieser sozialpolitischen Epoche in Willkomms schriftstellerischer Tätigkeit, in seinen „Weißen Sklaven", hat dieses Streben seinen deutlichen Ausdruck gefunden, in einem fünfbändigen Romane, in dem „mit mehr sachlichem Nachdrucke als poetischer Bildung die „Leiden des Volkes" veranschaulicht werden".[2])

Den Uebergang zu diesen sozial-tendenziösen Werken bezeichnen neben den schon erwähnten „Sagen und Märchen aus der Oberlausitz" und den „Grenzern, Narren und Lotsen" ein Roman, „Der Traumdeuter", der 1840 erschien, und die „Denkwürdigkeiten eines österreichischen Kerkermeisters" vom Jahre 1843.

Es war ein merkwürdiger Vorwurf, den Ernst Willkomm sich in seinem „Traumdeuter" wählte und der in der eigentümlichen

[1]) J. Hillebrand, Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing bis auf die Gegenwart. III. Bd., 7. Buch, S. 267.

[2]) Ebenda.

Naturanlage des Dichters begründet liegen mochte, der von Jugend auf einen Zug zum Wunderbaren und Phantastischen gehabt hatte. In mystischer Weise versuchte er hier die Nachtseiten der Natur und des menschlichen Geistes zu zeigen, indem er „die Neigung eines Menschen zu träumen und Träume zu deuten, ja aus der Traumdeuterei mit Hilfe von Mathematik, Astronomie und anderen geheimnisvollen Künsten ein vollständiges System zu gestalten, um dadurch sich und seine Umgebungen in ein dunkles und furchtbares Schicksal zu verwickeln",[1]) romanhaft darstellt und den Traumdeuter selbst zum Mittelpunkt des Ganzen macht. Den Schauplatz der Romanhandlung bildet das Grenzgebirge zwischen Lausitz und Böhmen, die Heimat des Dichters, deren landschaftliche Reize von ihm mit lebendiger Anschaulichkeit geschildert sind. Ein somnambulistisches Element, das an Justinus Kerner erinnert, ist in diesem Romane enthalten. Mit den dämonischen Gewalten, die den Menschen im Traume beherrschen, soll man nicht Spiel treiben, das unsystematische, mysteriöse Dunkel, das sich durch das Leben geheimnisvoll hinzieht, soll man auf systematische Weise nicht zu deuten versuchen, um nicht durch die Deutung das Schicksal herauszufordern, sodaß, was nur dämmernde Ahnung war, nur zu leicht zur vollendeten Tatsache wird.

Von der Kritik wurde der Roman abgelehnt: „Willkomm liefert hier ein Werk, das tief unter der Linie steht von allem, was er früher geleistet hat. Es ist dies um so auffallender als er dem nichtigen Werke eine Ausdehnung gegeben hat, die ihm selbst die tödlichste Langweile und immer aufs neue das Gefühl verursacht haben muß, daß er seine Leser bei der Nase herumführe."[2])

Vertreter hohen und niederen Standes hatte der Dichter in die Handlung eingeführt. Und schon hier zeigte es sich wie in späteren Werken so oft, daß es Willkomm gelang, mit viel größerem Geschick, mit größerer Wärme und Lebenswahrheit die Personen niederen Standes, die er im „Traumdeuter" sogar hin und wieder in der volkstümlichen Weise des Dialektes sprechen läßt, zu zeichnen, als die Personen aus den höheren Ständen. Einen starken Zug ins Märchenhafte hatte dieser „Traumdeuter".

„Willkomms Heimat ist die Grenze zwischen Sachsen und Böhmen. Dort ist er Herr über alle Elemente. Er gehört auch als Poet der Grenze an, wo das Wachsein von einer hereinragenden Geisterwelt beschattet wird, der Grenze zwischen Wachen und Träumen. Darum ist er an Märchen produktiv. Seine Märchenpoesie aber atmet keine Feen-, keine Elfenluft, sie ist meistens eine unerquickliche, gespenstische Koboldwelt, wie sie die halbböhmische Gebirgsnatur seiner Heimat erzeugen mag."[3])

---

[1]) E. G. Gersdorf, Repertorium der deutschen Literatur. Leipzig 1840. XXV. Bd., 6. Heft, S. 560. Nr. 1419.

[2]) Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig 1841. I. Bd., S. 547.

[3]) F. G. Kühne, Porträts und Silhouetten. II. Bd., S. 116 ff.

In den „Sagen und Märchen aus der Oberlausitz“, die Willkomm im Jahre 1843 veröffentlichte, finden wir die Bestätigung dieser Sätze. Gespenstergeschichten statt Märchen werden in einer ausführlichen Breite erzählt, die den märchenhaften Charakter der dargebotenen Geschichten, die doch ein möglichst schlichtes Gewand tragen sollten, sehr beeinträchtigt. Verstärkt wird dieser Eindruck noch dadurch, daß „von Zeit zu Zeit eine ganz moderne Glut der Phantasie aufgeboten wird, um die Dinge anschaulicher zu machen. Das Märchen kennt nicht die Ausführlichkeit der Schilderung, nicht die sinnliche Lüsternheit, nicht die überschwengliche Gefühlsseligkeit, welche eine ekelhafte Mitte zwischen Sinnlichem und Geistigem hält, nicht die Ausmalung der Schrecknisse.“[1])

Wie Musäus, die Gebrüder Grimm und Ludwig Bechstein es schon getan hatten, wollte auch Willkomm den deutschen Sagenwald bereichern helfen und die Sagen und Märchen der Oberlausitz, seiner engeren Heimat, wie sie als Bruchstücke noch unter dem Volke lebten, sammeln und glaubte einmal aus diesem Grunde und auch dann deswegen, weil sich der schriftlichen Darstellbarkeit des Oberlausitzischen Dialektes die größten Schwierigkeiten entgegenstellten, die poetische Berechtigung für eine mehr novellistische Erweiterung zu haben. So heißt es am Schlusse des Vorwortes zu den „Sagen und Märchen aus der Oberlausitz“: „Ich nahm den Kern und umwob ihn mit einer ansprechenden Schale, die ihn schwerlich verunzieren wird. Es ist das Kleid, das ihm gebührt, denn es ward aus dem Gefaser der charakteristischsten Volkseigentümlichkeiten gesponnen.“

Aber, wo war der Kern geblieben? „In diesen neun Geschichten sind 99 Teile Beiwerk, der hundertste endlich ist jener Kern. Willkomms Unternehmen ist ein durchaus verfehltes, ein langweiliges, trübseliges. Wer hier neun Märchen erwartet hat, süße, duftige, wie Waldesrauschen und Quellenrieseln an unser Herz tönende, findet nur neun modernisierte, sehr ordinäre Gespenstergeschichten. Wenn Willkomm das Buch fortsetzen will, wie er in Aussicht stellt, muß er, wenn es ihm möglich ist, diese Bahn verlassen.“[2])

Nur insofern haben diese lokalgeschichtlichen Erzählungen Wert, als sie uns wieder ein charakteristisches Bild von Ernst Willkomm geben, der stets mit Eifer darauf bedacht ist, seine Kräfte in den Dienst des Volkes zu stellen. „Mit den gebildeten Ständen beschäftigt man sich viel, geben sich viele ab, um das Volk kümmert sich kaum irgend einer. Ich will nun einmal eine Ausnahme machen und, indem ich dem Charakter meines Stammes folge und mich dem Gebräuchlichen opponiere, das Volk, wie

---

[1]) „Europa“, Chronik für die gebildete Welt. Leipzig 1844. I. Bd., Seite 568.

[2]) Ebenda.

es ist, schildern, jenes Volk in der Jacke und in bloßen Hemdärmeln, in Zweckenschuhen und Lederhosen, im Friesrock und im „Zipfelpelz“, und wer Lust hat von den Vornehmen einmal etwas Kräftiges zu hören, der setze sich zu mir.“[1])

Auch Willkomms nächstes Werk, „Denkwürdigkeiten eines österreichischen Kerkermeisters“, trägt noch die unverkennbaren Spuren märchenhafter Erfindung, trotz des Untertitels „nach wahren Begebenheiten erzählt“. Aber man bemerkt schon, wie es den Dichter immer heftiger wieder zu den modernen Stoffen des Tages hindrängt. Es war die Zeit, in der man unter dem Eindrucke des französischen Romans sich gefiel in dem Sezieren und Analysieren der Seelenzustände und des Gemütslebens besonders bei Verbrechern. Den Einwirkungen dieser Richtung konnte sich Willkomm auf die Dauer doch nicht entziehen. In seine altertümlich eingekleideten Erzählungen, deren Schauplatz der Teynhof in Prag ist und die an ein zufällig entdecktes Manuskript aus der Zeit des 30jährigen Krieges anknüpfen, ohne indessen den Wert origineller Ursprünglichkeit zu haben, spielt eine ganz moderne Denk- und Sprechweise hinein. Nicht genug, daß er im Laster eine Tugend entdeckte, er suchte sogar nachzuweisen, daß jedes Laster zuletzt eine Tugend sei. Alle großen Verbrechen, die die Menschheit erschrecken, nehmen ihren Anfang in einer erlaubten Seelenregung und sind so gewissermaßen nur die Uebertreibung des Rechten und der Tugend. Eugène Sue war ihm in dieser Auffassung schon vorausgegangen, „der in den „Sieben Todsünden“ darlegte, wie das Böse eigentlich nur ein verkapptes Gutes, eine sittliche Eigenschaft sei, die nur darum unsittlich wird, weil sie sich nicht an ihrem rechten Platz befindet“.[2])

Welche Gefahren neben der moralischen Absicht diese Auffassung in sich barg, zeigten Willkomms Erzählungen, in denen der Sohn den Vater aus Ruhmsucht, der Bruder den Bruder aus Ehrsucht erschlägt, und eine schöne Frau aus erlaubter Pflege ihrer Schönheit zur Mörderin wird.

Bei zeitgemäßen Fragen war Willkomm wieder angelangt. Der vierte Stand, der Arbeiter und der Bauer war es, der jetzt im Leben wie in der Literatur in den Vordergrund zu treten begann. Lange Zeit hindurch war das Element des Volkstümlichen mit allen seinen reichen Nüancen aus dem Leben der unteren Stände aus der Betrachtung ursprünglicher und einfacher Zustände in der Literatur vernachlässigt worden.

Der Romane aus aristokratischer Atmosphäre wurde man müde. Ein Artikel der „Europa“ aus dem Jahre 1843,[3]) in dem

---

[1]) Vorwort zu „Sagen und Märchen aus der Oberlausitz“.

[2]) H. Mielke, Der deutsche Roman. Dresden 1912. S. 97.

[3]) „Europa“, Chronik für die gebildete Welt. Leipzig 1843. I. Bd., Seite 127 ff.

die neuaufkommende Volksnovellistik als „Phänomen“ hingestellt wurde, gibt ein beredtes Zeugnis von dieser Stimmung, die eine Erneuerung der Unterhaltungsliteratur als dringend notwendig fordert, um sie wieder zu größerer Wahrheit zu führen. „Das verzärtelte Stubenkind muß hinausgeleitet werden in die frische Luft, aus der parfümierten Stubenluft zu rauschendem Wald und duftigem Kleefeld, zu kräftiger Kost und kräftigem, innigen Wort. Gleichwie aber kein Arzt eine halbe Heilung versucht, wenn ihm die ganze gleich möglich erscheint, so müssen unsere Romane und unsere Novellen auch nicht auf das Leben der mittleren Stände, sondern dahingewiesen werden, wo die Natur sich am nacktesten und reinsten zeigt, wo sie am unmittelbarsten auftritt, also unter das eigentliche und wahre Volk, unter die Bauern und ähnliche, unverfälschte Naturen, die unter denselben Bedingungen existieren wie diese.“

Mit Franz Dingelstedts „Unter der Erde“ und „Eselsfritze“ und Ernst Willkomms „Grenzer, Narren und Lotsen“ trat die heilsame Reaktion ein.

„Ein Phänomen! Wir sehen uns wie durch ein Wunder aus der modernen Gesellschaft in das Idyll versetzt, nicht in das ideal-sentimentalische, wie es uns weiland der gute Geßner vorphantasierte, sondern in das reale, sinnliche. Der Roman und die Novelle haben den Frack, die Kravatte, den ganzen Plunder ausgezogen und mit freudigem Jauchzen die blaue Bluse, den weißleinenen Kittel umgeworfen.“[1])

Schon im Jahre 1842 waren die „Grenzer, Narren und Lotsen“ erschienen, nachdem sie als einzelne Erzählungen bereits früher von Willkomm in unterhaltenden Zeitschriften veröffentlicht und mit Beifall aufgenommen waren.[2])

Die Bewohner der sächsisch-böhmischen Grenzlande in der Abgeschlossenheit und Beschränktheit ihrer Gebirgsheimat, und die Bewohner der Nordseeinseln Sylt und Helgoland, die Willkomm auf einer Badereise des Jahres 1838 kennen gelernt hatte in ihrer Sitteneinfalt, in ihrem Trotz und rüstigem Ringen im Kampfe gegen die so oft drohenden Naturgewalten, des Volkes eigentümliche Sitten und Gebräuche gaben dem Dichter reichen Stoff zu seinen „Dorfgeschichten“. Mit ähnlichen, später erschienenen Erzählungen stellen sie ihn Biernatzki, Berthold Auerbach, Spindler und Jeremias Gotthelf ebenbürtig an die Seite, ja räumen ihm eine gewisse Priorität für dieses Genre ein.

---

[1]) „Europa“, Chronik für die gebildete Welt. Leipzig 1843. I. Bd., Seite 127 ff.

[2]) Unter dem Titel: „Der Todseher und andere geheimnisreiche Geschichten von Ernst Willkomm, illustriert von Alfred Kubin,“ erschien 1910, im Jahre der 100. Wiederkehr von Willkomms Geburtstag, im Verlag von H. Barsdorf, Berlin, ein Neudruck der Geschichten der „Grenzer, Narren und Lotsen“.

„Euch aber", schrieb damals die „Zeitung für die elegante Welt",[1]) „ihr Romanschreiber und Novellisten, euch ist die Bahn geöffnet. Zwei Dichter (Willkomm und Dingelstedt!) haben euch mit stolzem Bewußtsein die Türen des Salons aufgerissen, hinter welchem ihr ein farbloses Leben abzuspinnen gewohnt wart. So zieht denn hinaus in das deutsche Vaterland, seht wie seine Berge ragen, seine Täler sich öffnen, seine Dörfer lachend hinter Obstbäumen hervorlugen!"

Mit Freude begrüßte Rosa Maria Assing Willkomms neue Art der Erzählung.[2]) „Ganz besonders haben uns Ihre Lotsenerzählungen gefallen, die durch schöne, tief eingehende und poetisch aufgefaßte Natur- und Sittenschilderung ungemein anziehend geworden sind. Vous avez une corde de plus à votre lyre, nachdem Sie das Meer gesehen und mit ihm bekannt geworden sind; wie recht hat Balzac darin; aber nur der gewinnt eine Saite mehr, der die Leier dazu mitbringt. Wir haben schon hier gefunden, daß ihre mündlichen Erzählungen über Helgoland sehr lebensvoll und anziehend waren, sodaß es mich eigentlich garnicht wundert, so gelungene Schilderungen von Ihnen zu lesen. Auch haben Sie in Stil und Darstellung eine größere Gedrängtheit, die diesen Erzählungen zum großen Vorteil gereicht, indem sie dadurch an Kraft gewinnen und einen lebhafteren und rascheren Eindruck machen. Lassen Sie sich immer Zeit, kurz und gedrängt zu schreiben (nach Lessing, der einem Freunde schrieb: Verzeihen Sie, daß ich Ihnen einen so langen Brief schreibe; ich habe heute zum kürzeren keine Zeit!). Denn nicht ich allein, auch andere finden, daß Sie sich manchmal ein wenig in die Breite verlieren, wodurch der Eindruck Ihrer sonst so schönen Darstellungen geschwächt wird."

Seine eigene Ansicht über die neue Richtung in der modernen Literatur hat Ernst Willkomm in einer Besprechung des „Quickborn" von Klaus Groth niedergelegt.[3])

„ . . . Wir wenden uns nur an diejenigen, welche immer gern auf die Herzschläge des Volkes geachtet haben. Nur solchen wollen wir etwas vom „Volksleben" erzählen, das urplötzlich, von niemand geahnt, ohne Bevorwortung literarischer Schleppenträger vor kurzem in Schrift und Wort ans Tageslicht getreten ist. Die Quellen aller wahren Poesie waren von jeher Volk und Natur. Wo die Poeten sich von beiden entfernten, wurden sie unwahr, maniriert, geschraubt. Jene Schriftsteller befinden sich unbedingt auf einem richtigen Wege, die, wir sagen nicht hinab-, nein, die hinaufstiegen zum Volke. Sie verließen den Mikrokosmos der Gesellschaft, der nur einen sehr geringen Bruchteil wirklichen Lebens

---

[1]) Leipzig 1843. II. Bd., Nr. 34, S. 822.

[2]) Brief an Willkomm vom 19. Januar 1839.

[3]) Staats- und Gelehrte-Zeitung des Hamburgischen Korrespondenten vom 12. Februar 1853.

in prismatischem Farbenglanz enthüllt und schöpfen aus dem nie versiegenden Quell des Makrokosmos, dessen Reich ein unendliches, wenn man es betritt, überall wahres, lebensvolles ist. Wir erhielten auf diese Weise eine Reihe glücklicher Darstellungen aus dem Volksleben, die zahllosen Lesern eine ganz neue Welt enthüllten. Daß man diesen Darstellungen den Namen „Dorfgeschichten" gegeben hat, ist zu beklagen. Es gibt gar zu viel Gebildete, die bei dem bloßen Worte „Dorf" schon eine wahre Angst befällt, die in der Meinung leben, es sei alles, was mit dem Dorf in Berührung komme, was von daher stamme, auch ein klein wenig gemein, und in gebildeter, guter Gesellschaft ist das Gemeine, „Niedrige", d. h. das Nichtfeine ein großes Vergehen. Es wird verpönt, vermieden. Wenn dennoch Auerbach das Glück hatte, mit seinen Dorfgeschichten sich auch die Salons zu erobern, so lag dies zum Teil wohl in der anheimelnden schwäbischen Natur seiner Erzählungen, teils in den Lobpreisungen seiner zahlreichen kritischen Freunde. Andere haben gleich Gutes aus anderen deutschen Volksstämmen und zwar viel früher als Auerbach mitgeteilt, konnten aber nicht ähnliche Erfolge erringen, weil sie nicht von der Kritik von Anfang an so gehätschelt wurden wie Auerbach.

Uns dünkt nun, die Zeit der wirklichen Dorfgeschichten, die wir lieber „Volksgeschichten" nennen möchten, solle erst noch kommen, und zwar der Volksgeschichten im großen Stil. Darunter verstehen wir naturwahre Seelen- und Sittengemälde ganzer Volksstämme. Noch haben wir nur Anfänge solcher alle Leiden und Freuden, alle tiefsten und gewaltigsten Regungen des Volksherzens schildernden Darstellungen. Natürlich! Nur wenige unserer besseren Schriftsteller kennen das Volk oder geben sich die Mühe, es kennen zu lernen. Patschuli duftet vielen ungleich besser als frisch gemähtes Gras, ein gepolsterter Sitz in einer Theaterloge, den Operngucker in der beglacéhandschuhten Hand ist ihnen viel mehr wert als ein Aufenthalt unter kitteltragenden Männern, deren Herzen nicht beben, wenn die Natur eines ihrer großen Naturschauspiele aufführt, oder wenn das unerbittliche Schicksal mit ehernem Fuße durch die Länder schreitet und seine Gegenwart, sein Kommen und sein Gehen mit blutigen Zügen in das Leben des Volkes gräbt. Die große Welt gewaltiger Erscheinungen außerhalb der parfümierten Salons, der Theater und Konzertsäle bleibt ihnen ewig ein mit mehr als sieben Siegeln verschlossenes Buch. Von ihnen gilt das Wort Fausts: „Ihr Sinn ist zu, ihr Herz ist tot!"

Um seiner selbst willen hatte Willkomm in seinen „Grenzern, Narren und Lotsen" das Volksleben gezeichnet, noch ohne jede Absichtlichkeit. Auch sein „Volksbuch auf das Jahr 1844,: Der Deutsche Bauer", war noch frei von jeder sozialpolitischen Kampftendenz und aus einer alten Neigung Willkomms gerade zum Bauernstande geschrieben. Ein echtes und rechtes Volksbuch sollte

dieser „Deutsche Bauer" sein und werden, „denn vom Volke und für das Volk wird er erzählen und handeln".[1]) Durch aufklärende, belehrende und unterhaltende Sittenschilderungen aus der großen deutschen Bauernwelt wollte Willkomm den Bauer des Nordens dem Bauer des Ostens näher rücken, „ihm nach und nach einen Ueberblick verschaffen über seinen Gesamtstand im Vaterland, durch Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte ihm für sie den Sinn wecken und ihn damit zur Teilnahme am Staats- und Völkerleben anregen".

Räsonnieren und politisieren, „wie es die heutigen Parteimännchen machen und von aller Welt verlangen", wollte der „Deutsche Bauer" nicht.

Ein weiterer Zweck erschien indes noch vom Verfasser beabsichtigt zu sein, wenn auch ein ganz friedlicher, indem er nämlich von seinem „Volksbuche" hofft, daß auch der Gebildete es in die Hand nehmen möge. Es ist das demokratische Wesen, das in Willkomms Werken dieser Periode von 1840 bis 1845 in der fortschreitenden Entwicklung immer deutlicher zum Ausdrucke kommt.

Den Ausgleich der Standesunterschiede fördern zu helfen, war er eifrig bestrebt. Im Geiste des Volkes und für des Volkes Gedeihen wollte er handeln und die Vorurteile beseitigen, die besonders in den oberen Klassen gegen das niedere Volk herrschten.

„Nicht jeder Gebildete weiß, was in der niederen Hütte vorgeht, wie man am rauchenden Herde in einer Gesellschaft ländlicher Spinnerinnen fühlt, denkt und spricht. Wollte Gott, dem wäre anders! Es kann aber nicht anders werden, wenn es der Gebildete, der Reiche, der Vornehme für seiner unwürdig hält, in die Bretterhütte einzukehren, wenn er meint, er könne vom Volke, das diesen Namen mit vollstem Recht führt, nichts lernen. Legte er diese Nichtachtung ab, so würde er unter dem Volke eine Aufopferungslust und Freundestreue fern von aller uns Gebildeten so geläufig gewordenen Selbstsucht entdecken, vor der er vielleicht beschämt die Augen niederschlüge. Er würde hingebende Liebe, zarte Anhänglichkeit, biedere Ausdauer, gläubige Geduld, fromme Ergebung finden. Und das, dünkt mich, sind noch Eigenschaften, welche man achten muß, wenn schon die mit Meilenstiefeln in der Welt herumkreuzende Aufklärung hin und wieder Lust hat, sie für Gebrechen, wo nicht gar für Laster auszuschreien."[2])

Waren auch die Ziele und Zwecke dieses Volksbuches durchaus anerkennenswerte, so scheint es trotz alledem, und wenngleich auch sein Inhalt, der neben einigen Beiträgen von Willkomm selbst,[3]) u. a. ein thüringisches Volksmärchen von Ludwig Bechstein, ein böhmisches Märchen von Joseph Rank, eine kleine

---

[1]) Vorwort zum Volksbuch.

[2]) Ebenda.

[3]) „Der Bauernstand". (Eine historische Entwicklung desselben bis auf die Gegenwart). „Feierabende und Sonntage", Volkserzählungen. „Albrecht Thaer, der große Landwirt". Eine Lebensbeschreibung.

Sammlung von Märchen, Sagen und Volksliedern und schließlich noch praktische Fingerzeige für Landleute aufweist, keine sehr begeisterte Aufnahme gefunden zu haben. Mit ihrem ersten Jahrgange hörte die Zeitschrift bereits wieder auf zu bestehen.

In Willkomms nächstem Werke, den „Schattenrissen aus dem Volks- und Fürstenleben“ aus dem gleichen Jahre 1844, tritt dann, schon in der Wahl des Stoffes begründet, eine deutliche Absichtlichkeit in der Gegenüberstellung von Volk und Fürsten hervor. Verstärkt noch wird der Eindruck der Tendenz dadurch, daß der Dichter mit offenkundiger größerer Liebe bei den Darstellungen aus dem Leben des Volkes verweilt.

Schon im Jahre vorher, 1843, hatte die sozial-politische Tendenz ganz offen in dem Romane „Eisen, Gold und Geist“ zu Tage gelegen. So hatte Willkomm dem Verlangen des Zeitgeschmackes, der eine räsonnierende und politisierende Literatur vorzog, wieder stattgegeben.

Den Anschauungskreisen der breiten Masse des Volkes entlehnte Willkomm für diese Werke seine Stoffe, um sie für diese Masse des Volkes wieder zur dichterischen Gestaltung zu bringen oder sie auf leichte Weise wirksam in Umlauf zu setzen, um dem Volke so ein Bildnis seiner selbst aufzurichten. Mit dem Leben und seinen Erscheinungen suchte er sich in ihnen auseinander zu setzen und zu vermitteln. Wie die jungdeutsche Literaturepoche, so fand nun die soziale Bewegung der 40er Jahre in ihm einen eifrigen Vorkämpfer. Den Fragen und Bestrebungen der Zeit hatte er stets gern Interesse entgegengebracht, „wie denn überhaupt eine unverkennbare Tüchtigkeit, eine ehrliche Hingabe an die gerade herrschenden Strömungen der Zeit denselben bei jedem Auftreten auf das achtenswerteste charakterisiert“.[1])

„Die Sturmesgewalten der Revolution von 1848 waren im Anzuge und ihnen voraus gingen Windstöße, die alte, festgewurzelte Anschauungen aufwühlten und zu neuen Bildungen Anlaß gaben.“[2]) Engländer, wie Dickens und Bulwer, und von den Franzosen in jener Zeit vor allen George Sand und Eugène Sue mit ihren sozialistischen Schilderungen der Volkszustände, waren für die deutschen Schriftsteller Vorbilder geworden.

Ernst Willkomm wurde im Gegensatz zu dem aristokratischen A. v. Ungern-Sternberg, der demokratische Vertreter der deutschen sozialen Belletristik.

Im Volke glaubte man etwas Großes zu erkennen. „Die Völker sind allwissend, alldurchschauend, das Auge des Volkes ist

---

[1]) Franz Dingelstedt, Kritische Gastrollen. „Kölnische Zeitung“ 1845. Nr. 324.

[2]) M. Schian, Der deutsche Roman seit Goethe. Görlitz 1904. S. 75.

das Auge Gottes," hatte Heine gesagt;[1]) „Aus Hütten einzig kommt das Heil der Welt," hatte Herwegh gesungen.[2])

Die Liebe zum Volke, als das Neue, die Kraft der Zukunft, in der die Verheißung liege, wurde der Inhalt der modernen Dichtung. Für des Volkes Erhebung und Befreiung trat sie ein. „Ohne uns mit dem Volke zu vereinigen, ohne uns mit ihm auszugleichen, ist keine Freiheit möglich."[3]) „Die soziale Ausgleichung der Unterschiede zwischen den Ständen ist Sache der Politik, die geistig-innere Sache der Literatur. Sie soll das Volk zur Anerkennung bringen, ihm den Spiegel der Wahrheit vorhalten, der zur Schönheit und Tugend lockt, das Laster und die Roheit erzittern macht. Die Gestaltung des Volkes soll es aus seinem dumpfen Dahinleben wecken, zum Bewußtsein bringen, es lehren von seinen unermeßlichen Reichtümern Zinsen ziehen."[4]) „Die Idee, das unterste Volk zu zeichnen, und die dramatisch belebte Charakteristik dieser vollblutigen Gestalten erregte Aufsehen und fand so allgemeinen Beifall."[5])

Aus der Masse des Volkes wählte man seine unterste Klasse, das Proletariat, um den Gegensatz zu den verhaßten führenden Klassen möglichst grell beleuchten zu können. Die Maschine ist es gewesen, die einen so gewaltigen Einfluß auf die ganze Entwicklung der sozialen Bewegung des vierten, des proletarischen Standes gewann. Die Fabrik umklammerte mit festen Verpflichtungen die Existenz des Arbeiters, der, auf den Tagelohn und seine bestimmte Arbeit gestellt, sich nur schwer von dieser seiner Herrin losreißen konnte, ohne sich und seine ganze Familie den größten Gefahren preiszugeben. In der Maschine sah der Arbeiter seinen ärgsten Feind, sie machte ihn überflüssig und entzog ihm mit der Arbeit den notwendigen Unterhalt zum Leben.

Beide, Fabrik und Maschine, sind es denn auch, deren Bild sich bald in der deutschen Dichtung der 40er Jahre wiederspiegelt. In Immermanns „Epigonen" (1836) wurde es zunächst in seiner sozialen Bedeutung geschildert. Vernichtung forderte dieser Dichter, Rückkehr zur früheren und besseren ländlichen Arbeit. Ernst Willkomm nahm diese neue Richtung der Schilderung der sozialen Folgen des aufkommenden Industrialismus auf in seinen Romanen „Eisen, Gold und Geist" und „Weiße Sklaven, oder die Leiden des Volkes". Auch er wollte Mitleid und Teilnahme

---

[1]) E. Elster, Heines sämtliche Werke. Leipzig und Wien 1913. IV. Bd., Seite 86.

[2] Gedichte eines Lebendigen. 10. Aufl., Stuttgart 1877. S. 32.

[3]) R. Rodenhauser, Ad. Glaßbrenner. Ein Beitrag zur Geschichte des „Jungen Deutschland". Nikolassee 1912. S. 102.

[4]) Ebenda.

[5]) Ebenda.

wecken für eine ganz neue Welt, für dunkle Kämpfe und edle Schmerzen. Beide Romane geben ein anschauliches Bild jener Gärung der Elemente, die im Jahre 1848 zum Ausbruch kam.

„Eisen, Gold und Geist“ erschien in zwei Auflagen, in Leipzig 1843, und in Wien 1853 als 8. und 9. Band der Sammlung deutscher Originalromane „Das belletristische Inland“. Wie der Titel schon andeutet, sind es die drei großen Mächte, die im Leben der Menschen oft eine große Rolle spielen, das Eisen, nämlich der Dampfmaschinen in den Fabriken, das Gold und der Geist wie sie sich gegenseitig bedingen, widersprechen, unterstützen oder aufheben können, die hier vom Dichter in seinem Romane dargestellt werden sollten.

Das Motto zu diesem Romane ist enthalten in folgenden Worten:

„Drei Dinge gibts, vor denen man noch Respekt hat, die gegenwärtig die Welt regieren und wahrscheinlich noch eine hübsche Weile regieren werden; sie heißen: Eisen, Gold und Geist! Verstehen Sie mich recht! Unter Geist verstehe ich eigentlich nur Pfiffigkeit, Schlauheit, Spekulationstalent. Ihn muß jeder Autor haben, oder er taugt nichts, er ist rein verlesen. Mit ihm gewinnt er Gold, und das ist weit, weit vernünftiger als Geist, denn man kann alles dafür haben, und Eisen, sehen Sie, Eisen ist jetzt der beste Artikel, der in allen Branchen geht. Ich spekuliere mit ihm, d. h. mit Schriften über, für, gegen Eisenbahnen, und ich sage Ihnen, sie gehen alle, reißend gehen sie, mit Dampf gehen sie. Das bringt Gold, und Gold bringt wieder Geist. Denn, wenn ich Gold habe, so habe ich auch klingende Gedanken, Einfälle, die sonst niemand bekommt, wahre Goldwagen-Einfälle, fein, subtil, sublim, blinkernd und flimmernd und klingend, jeder einen holländischen Dukaten wert! Da hat mir gestern ein Professor, ein sehr gelehrter Mann, ein Manuskript über die Dreieinigkeit gebracht in massivem deutschen Professorenstil. Na, geht an, mag für den Gegenstand ganz passend sein. Aber, was tu ich damit? Dreieinigkeit! Wer soll sich für die Dreieinigkeit interessieren? In unserer Zeit, wo Strauß dem heiligen Geist Schwanz- und Flügelfedern ausgerupft hat? Niemand sage ich, niemand als ein paar alte Landpastoren und gedankenlahme Schulmeister. Eisen, Gold und Geist, wie ich's Ihnen eben auseinandergesetzt habe, ist unsere Dreieinigkeit.“ (II. 240 ff.)

Ganz sicher jedoch scheint Willkomm sich über sein Wollen nicht gewesen zu sein, denn ohne den „Geist“ in einen wirksamen Gegensatz oder in eine enge Beziehung zu den beiden anderen Potenzen „Eisen und Gold“ zu setzen, hat er ihn und seinen Bereich vielmehr selbständig, für sich zur Darstellung gebracht, so daß er fast ganz lösbar von der übrigen Romanhandlung eine eigene Geschichte darstellen könnte, die von dem Leben und Wesen eines modernen Literaten erzählt. Unklar bleibt, ob es Willkomms

Absicht war, den Nachdruck auf den Geist und seine Repräsentanten oder auf Eisen und Gold mit seinen Vertretern zu legen. Sollte Theobald, der geistreiche Schriftsteller, oder Süßlich, der wuchernde und betrügerische Fabrikherr, der Mittelpunkt des Romans sein?

Als ein Uebergangsprodukt erscheint dieser Roman, aus der mit dem Geiste kokettierenden jungdeutschen Zeit und der neuaufkommenden sozialen Zeitbewegung, eine Auffassung, die noch ihre Bekräftigung in der Tatsache findet, daß Ernst Willkomm den Teil dieses Romans, dessen Mittelpunkt der schriftstellernde Theobald ist, bereits im Jahre 1839 ziemlich vollendet hatte.[1]) Noch nehmen die niederen, arbeitenden Klassen nicht das ganze Interesse des Schriftstellers in Anspruch, wie sie es in dem nächsten Roman, in den „Weißen Sklaven" tun, wenngleich auch besonders gegen das Ende die große Masse der niederen, arbeitenden Volksklassen immer mehr in den Vordergrund des Interesses gerückt sind, wodurch dann der Roman „Eisen, Gold und Geist", den Willkomm selbst einen „tragikomischen" Roman nannte, einen vorzüglich sozialpolitischen Charakter erhalten hat.

Ohne den realen Hintergrund zu haben, durch den sich die „Weißen Sklaven" auszeichnen, die sich auf historische Ereignisse gründen, ist dieser Roman „Eisen, Gold und Geist" noch vielmehr ein Roman des Räsonnements über die bestehenden Verhältnisse und so in seiner Art noch den Romanen aus der jungdeutschen Periode sehr verwandt, die zwar auch in Anlehnung an die tatsächlichen, wirklichen Verhältnisse geschrieben waren, in ihrer Formgebung aber auf poetischer tendenziöser Konstruktion beruhten.

Das Abbild eines echt jungdeutschen Schriftstellers ist Theobald, der den Geist im Roman repräsentiert, unzufrieden mit dem Bestehenden, „weil Wünsche, Bedürfnisse in ihm leben, die er nie erreichen kann aus Mangel an den dazu nötigen Mitteln, der aus Kummer darüber in seinem Innern zerrissen, vom Weltschmerz gepackt und europamüde geworden ist". (I. 176.) Unter dem alten Konflikte zwischen Geist und Materie hat er bitter zu leiden.

„Theobald war arm, und das ist immer ein Unglück; allein er fühlte den Druck der Armut lange Zeit nicht, weil er die Bedürfnisse seines Lebens nicht hoch steigerte. Solange er nicht in die Welt trat, ging dies, als ihn aber seine emporwachsenden Ideen in das bewegte Leben stürzten, als er für das Treiben, Drängen, Sehnen und Arbeiten in seinem Inneren einen äußeren Gegensatz suchen mußte, da gewahrte er mit Entsetzen, daß ein stolzer Geist, den das tückische Geschick mit Gaben hohen Glückes beschenkt hat, vor allem reich sein müsse, wenn er dieses Glück im Sonnenschein der Welt reifen und als segenbringende Frucht

[1]) „Zeitung für die elegante Welt". Leipzig 1839. Nr. 30—34. „Das Leben ins Blaue hinein". Anfang eines komischen Romans von Ernst Willkomm.

in die Scheuern seines Geistes eintragen wolle. Dies brachte einen grauen Farbenton in sein Leben und, um äußerlich das Recht, das seinem Gefühle nach ihm gebührte, gegen die blöde Welt zu behaupten, lebte er vornehm, um daheim bei verschlossener Tür Salz und Brot zu essen.

Er bildete sich! Armes, kurzes und doch so bedeutungsvolles Wort, das Tausende nicht verstehen, das die meisten Verständigen lächerlich finden und das nur bei denen würdige Anerkennung findet, die selbst in sich fühlen und wissen, daß allein Bildung wahres Leben, Mangel daran aber geistiger Tod, Verwahrlosung der göttlichen Kraft ist, die der Schöpfer uns eingeimpft hat.“ (I. 86.)

„Das Gold wird die einzige Macht auf Erden sein. Weder Königsglanz und Waffengewalt, noch Dampf und Kohlenqualm, noch sonstige in Erwartung stehenden Erfindungen werden dann noch etwas gelten, sondern nur das Geld, woraus das Zeitwort „gelten“ abzuleiten. Geld wird Könige bezwingen, Frieden und Kontrakte schließen, intriguieren und diplomatisieren, Geld wird selbst über allem Geist herrschen und der Geist nur dann Anerkennung finden, wenn er auf goldenen Sohlen einherschreitet.“ (I. 93.)

Theobald kam nach dem ruhigsten Nachdenken immer wieder zu der Ueberzeugung, daß es ein Unglück sei, Geist zu besitzen und für den Geist zu leben, wenn man kein Geld habe.

„Geld! Geld!“ rief er aus und warf die Feder weg. „Kleines, unseliges, glückbringendes Wort, was liegt nicht alles in dir! Du kannst Hungernde laben, Verzweifelnde trösten, Feinde zu Freunden umwandeln. Du machst den Gotteslästerer gläubig, den Bösewicht gut; du verhinderst Diebstahl, Brand, Totschlag, Selbstmord! Du reißest die Jungfrau aus den Armen des Lasters, du bist mehr als Bitte, Gebet, als jede Guttat auf Erden, du bist der alleinige, allwahre, allgegenwärtige Bote Gottes! Klingt das nicht fürchterlich? Diese kleinen, runden, blanken Stückchen Metall sollen mehr wert sein als mein mir allein zugehöriges Denken? Sie sollen mich glücklicher machen als der heiße Schlag des Herzens, das im Liebesrausche erglüht? Sie sollen süßer tönen als das Geflüster des geliebten Mädchens, als das Säuseln ihres Atems, als das Gebet ihrer frommen, sanften Augen, die meine Seele anflehen, wenn sie im Lichtglanz der meinen sichtbar wird? Sie sollen stürzen und aufrichten können, erniedrigen und erhöhen mehr als das Bewußtsein angeborener Seelenhoheit? O, pfui, pfui! Laßt mich's nicht ausdenken! (I. 104 ff.)

Die Umstände, die sonderbaren Ansichten der materiell gesinnten Zeit haben ihn arm und unglücklich gemacht. Mit seinen Gefühlen, seinen Ansichten, seinen Bestrebungen steht er ganz allein.

„In den Augen der gemeinen Welt bin ich nichts, so lange Deutschland nur denjenigen für etwas hält, der seinem ehrlichen

Namen einen Titel vor- und nachsetzen kann, solange dieser Titel den Namen eines Menschen erst ehrlich macht, wenn dieser nämlich bloß ein bürgerlicher ist. Sie fragen warum ich nichts bin? Weil ich zuviel Freiheitssinn besaß und noch besitze, um mich auf Kosten meines Geistes an eine Sklavenkette schmieden zu lassen. Eben dies ist mein Unglück, die Quelle meiner Armut; von der Natur mit einigen unpraktischen Fähigkeiten ausgerüstet, verspürte ich von jeher einen unwiderstehlichen Trieb, mich zu bilden. Bildung war mir die Bedingung zum Leben. Ich hatte dabei nur leider nicht bedacht, daß die Welt nach dem Kapital unserer Bildung nie fragt, sondern nur die nutzbaren Zinsen in Anschlag bringt. Und können Sie glauben, daß diese große stockmateriell gesinnte Welt der Ueberzeugung ist, mein wirklich recht anständiges Bildungskapital trage gar keine Zinsen?

Seit vier Jahren erbiete ich mich zu den verschiedensten, wissenschaftlich-literarischen Arbeiten, man findet sie aber immer nicht, „gemeinnützig". Ich legte mich auf die Beobachtung der Menschen, der Staatseinrichtungen und auf die Kunst, mitten im Mangel ein anständiger Mensch zu bleiben. Edle Freundin, glauben Sie meiner Versicherung: Es ist unbeschreiblich schmerzlich, zu sehen, wie die gemeinste Handarbeit täglich bereitwillig und besser bezahlt wird als ein Gedanke, der, von Geist zu Geist wandernd, Tausende erleuchtet! Es ist fürchterlich, zu fühlen, wie Menschen, die vermöge ihrer geistigen Anlagen befugt werden, Hand in Hand mit den Höchstgeborenen zu gehen, wie solche geborenen Aristokraten des Geistes ihrer Lebensstellung nach auf einer Stufe mit dem Auswurfe des gedankenlosesten Pöbels stehen! Es ist erniedrigend und eine Schmach für die gesamte Nation, daß sie aus staatsökonomischen Gründen die Verbesserung der Handarbeiter votiert, für eine würdige Stellung ihrer Arbeiter im Geist aber keinen Groschen verausgabt. Der arm Geborene oder durch die Umstände arm Gewordene wird durch diese Gesinnung aller Unbill des Zufalles ausgesetzt, wie ein Fangball herüber- und hinübergeworfen und meistenteils körperlich aufgerieben, bevor er seine ganze geistige Kraft entfalten kann. Glauben Sie mir, es gibt für den Mann keinen empfindlicheren Schmerz als das Bewußtsein, mit aller Kraft zu wirken und doch nie aus dem Staube des Proletariers herauszukommen. Eigene Kraft, unermüdliche Tätigkeit langen nicht aus, hier muß der Edelsinn eines Fürsten oder die Gesamtheit des Gemeinwesens einschreiten. Wir haben aber leider in Bezug auf alle Geistesunterstützung, es beurkunde sich der Geist denn als Charlatan, in Deutschland nur ein gemeines, kein Gemeinwesen." (I. 220.)

Diesem Theobald aber fehlte wie allen jungdeutschen Schriftstellern zum großen Wollen das Vollbringen. Seine Reflexionen enthalten zwar manches Beherzigenswerte, es durfte jedoch bei ihnen allein nicht bleiben, sollte die ersehnte, befreiende Tat nun

auch wirklich geschehen. Was er sagt, bleibt poetische Phrase, die nicht den Eindruck eines wirklich großen Geistes machen konnte.

„Wer auch seither regierte, jeder diente fast ausschließlich der Materie. Man glaubte die Befestigung des materiellen Wohlstandes der Völker sei die Friedenskette, an die man sie legen könne. Möglich, daß man das Gute wollte, man hat aber das Schlimme damit ausgebrütet. Denn durch das Erheben, Anpreisen und Befördern des Materialismus erhob man das Gold, und alles, was Gold verschafft, zu dem allgemein Wünschenswerten. Man entzündete eine Flamme in der Brust jedes Einzelnen, die höher und höher aufflackerte und nach und nach alle edleren Neigungen zu Asche verbrannte. Der Hunger und der Drang nach Geld, nach dem, was in dieser Welt angesehen und groß macht, zehrt seitdem auch an dem edelsten Herzen. Es ist ein Egoismus mit dieser Beschirmung des Materialismus in die Menschheit gekommen, wie ihn kaum eine frühere Epoche der Geschichte kennt. Es ist alles feil geworden, das Laster, die Tugend, die Religion, die Gottheit selbst! Der Geist lohnkutschert des unseligen Mammons wegen, der den alten Gott aus seinem Himmel, aus dem Busen der Mutter gerissen hat, der das erste Stammeln seines Namens auf der unschuldigen Kinderlippe zerdrückt. Neu ist dieser moderne Glaube. Ich gebe es zu, edel aber und schön, einen Fortschritt kann man ihn schwerlich nennen. Ich befürchte nicht, daß man den Geist und sein Reich wird dadurch umstürzen können, aber ich bedaure, daß eine neue Umwälzung das einzige Mittel zu einem das Bessere wieder begünstigenden Umschwunge sein wird. So lange ihr mit eurem Golde die Gerechtigkeit betrügen könnt, so lange bleiben wir Sklaven des toten Metalls, Erst, wenn ihr es wieder als Mittel, nicht als Zweck betrachten, wenn ihr es ohne Schmerz verlieren und doch heiter dabei bleiben könnt, erst dann steht eine Zeit großer Taten, großer Ereignisse zu erwarten, deren Gebieter, Herrscher und Lenker der Geist des Menschen, und sein gefeiter Herold der Gedanke sein wird.“ (III. 24 ff.)

Das war des „Jungen Deutschland“ Stellung zu dem Geist und der Materie. Und jungdeutsch gedacht war es, wenn Theobald ein ander Mal sagt:

„Wollen wir die Menge auf eine höhere Stufe geistiger Bildung heben, wird es, glaub ich, vor allem unerläßlich sein, daß wir erst ihre Gedanken läutern, sie gleichsam durch die Dornen unserer keck hingeworfenen und übereinander geschichteten Wahrheiten gradieren. Wozu habe ich ertragen, was mir das Leben an Bitterkeiten und Hemmnissen entgegengeworfen, wenn ich nicht die Sendung erfüllen soll, die ich für den einzig wahren Zweck meines Daseins erkannt? Die Materie herrscht unter tausend beliebigen Formen über alles Volk, der Geist schwebt einsam mit mattem Flügelschlage über unserer materiell gesinnten Zeit. Daß man der Meinung ist, gerade diese Richtung sei die echte, gesunde,

den Fortschritt bedingende, dies hemmt am meisten den wahren Fortschritt. Nur der Geist darf herrschen, weil er allein den Sieg erkämpft. Die gegenwärtige Herrschaft der Materie ist ein bloßer liberal scheinender Despotismus, der in der widerwärtigsten Anarchie seine Endschaft finden muß. Was kümmert uns dies Schreien nach Gold, dies Feilschen mit Stahl und Eisen, worauf jetzt Arm und Reich seine Zukunft gründet. Es zieht den Menschen herab in eine öde Tiefe, in eine Leere, wo er vergeblich nach Licht, nach Leben schreien wird. Die Aufgabe des höher Stehenden ist es, dies wieder und wieder dem forttaumelnden Geschlecht zuzurufen. Verdorben in unserer Zeit ist nur die machthabende industrielle Welt, der indifferente, blasierte Vornehme, der das Verdienst in seinem Wappenschilde allein findet, die arbeitende Armut aber, oder richtiger das Volk im Großen, der tätige Bürger, der sparsame Bauer, vor allem die Jugend, diese alle sind nicht verdorben. Sie hören noch auf die Stimme des Geistes, denn in ihnen lebt ein anderer Gott, ein anderer Glaube als das Gold und dessen Klang. An die Brust dieses Volkes, dieser Jugend muß man klopfen, um für Ideen Empfänglichkeit zu finden.“ (III. 186 ff.)

Der Schriftsteller Willkomm ist es selbst, der hier aus dem Munde Theobalds redet, eigene Anschauungen von der Zeit und ihrem Charakter legte er den Reflexionen zu Grunde, so daß Theobalds Entwicklung ein treues Abbild von der Entwicklung gibt, die Willkomm selbst vom bloß räsonnierenden zum volkstümlichen Dichter nahm. Gewissermaßen als eine Konfession ließe sich dieser Teil des Romans auffassen.

Ein ganz offenkundiges Selbstporträt ist in der „Jugendgeschichte eines Ungewöhnlichen“, die fast die Hälfte des zweiten Bandes einnimmt, enthalten. Die Züge und die Erlebnisse, die Willkomm hier seinem Helden Theobald andichtet, entlieh er seinem eigenen Leben und den Erfahrungen, die er selbst gemacht hatte, denn nicht allein, daß das Motiv „ins Blaue hineinzuleben“ hier vorkommt, auch die ganze übrige Einkleidung dieser Jugendgeschichte, die häuslichen Verhältnisse Theobalds, seine Aufnahme in die Lateinschule, ihre eigentümlichen Begleiterscheinungen, die Stellung zu den Lehrern und Schulkameraden, Theobalds Wohnung bei einem Schneider, der ihm einen papierenen Himmel baut, um das Dachzimmer, das auf ein Bewohnen im Winter nicht eigentlich berechnet war, heizbar und wohnlich zu machen, diese ganze Einkleidung hat eng verwandte Anklänge an die Jugend Willkomms, wie er sie später in seinen „Jugenderinnerungen“ dargestellt hat.

Aber in seiner ferneren Entwicklung allgemein lebenswahr geschildert wurde Theobald nicht, so manche Züge auch dem wirklichen Leben entnommen wurden. Typisch indes mag er trotzdem für jene Zeit gewesen sein, wenn Willkomm uns in ihm

einen Dichter zeichnet, der seiner ganzen Richtung und Erziehung nach zum Volke gehört und gelegentlich gegen die Lüge und Hohlheit der vornehmen Welt und des Salonlebens zu Felde zieht, dem es jedoch auch andererseits wieder sehr zu schmeicheln scheint, mit Vornehmen zu verkehren und in ihren Salons, die er doch verachtet, zugelassen zu sein. Mit einem braven Mädchen aus dem Volke bricht er, um einer Baronesse den Hof zu machen, die er endlich auch heiratet, ja, er geht sogar so weit, dieses Mädchen, trotz der Aufopferung, die sie ihm bewiesen, vor der Baronesse ganz zu verleugnen.

Aurora nannte der Dichter diese Baronesse, in der Theobald eine gleichgestimmte, geistesverwandte und gleichstrebende Frau fand. „Noch nie hatte er den wohltuenden Einfluß einer edlen, klaren Weiblichkeit so ganz und tief empfunden. In Aurora sah er alles vereinigt, was er am Weibe liebte: „Teilnahme, Verständnis, Lebensform, Ruhe, gehaltenes Betragen, häuslichen Sinn, der jedoch nicht den Blick auf das Große in der Welt trübte, und eine hohe, reine Sittlichkeit, die es verschmähte auch nur durch ein gemeines Wort die keusche Lippe zu beflecken.“ (I. 182.)

Nicht umsonst erhielt sie, die Aufgeklärte unter den Blasierten ihres vornehm-exklusiven Standes diesen Namen der Göttin des Frührotes, wie denn überhaupt die Nomenklatur dieses Romans, wie sonst nur selten in Willkomms Romanen, eine ziemlich gesuchte ist und charakteristisch sein soll. So heißen z. B. ein reicher Wirt „Habegeld“, die Lehrer „Klappsegern“ und „Silbenstich“, die Pfarrer „Windrich“, „Zunder“ und „Pfnorr“, ein Buchhändler und Verleger „Prickelmann“. Dem leutseligen Fabrikherrn hat er den Namen „Helfer“ beigelegt, seinem sich einschmeichelnden, listigen und gemeinen Nachfolger den Namen „Süßlich“, usw.

Aurora also ergänzte Theobald. Er hatte den Reichen den Vorwurf gemacht, daß sie die minder vom Schicksal Begünstigten verspotteten; sie legte dagegen Verwahrung ein. „Wenn es Sie erfreuen kann zu hören, daß nicht alle Vermögenden denen gleichen, die Sie geschildert haben, so gebe ich Ihnen diese Versicherung: Aller Geist, er betätige sich, auf welche Art er wolle, sollte von den Reichen unterstützt werden. Frühere Jahrhunderte, sogar das letztvergangene faßten die Welt so auf. Es hat in allen Zeitaltern Mäcene des Genies gegeben. Die Fürsten, der Adel machten es sich zur Ehre, die hervorragendsten Geister um sich her zu scharen, nicht um sie zu liebedienernden Sklaven herabzuwürdigen, sondern um ihnen unabhängige Stellung zu sichern, die sie fähig machte, ihre Talente zur Bildung der Welt auszuüben. Sie besaßen Einsehen genug, um zu erkennen, daß Geist mehr wert sei als Gold, daß aber der Geist des Goldes bedarf, um wirken zu können. Sie begriffen aber auch die große Sendung, die erhabene Würde des Geistes und stellten sie deshalb neben sich als die Fürsten im Reiche der geistigen Macht! —

Das 19. Jahrhundert mag Vorzüge anderer Art besitzen, soviel ist gewiß, daß Unterstützung mittelloser Talente ihm gänzlich fernliegt, und der Grund davon ist leider die Sucht, Gold zu verdienen, nur um Gold zu haben. Die meisten Menschen leben jetzt nur für das Gold, haben das Gold aber nicht, um mittels desselben wahrhaft zu leben. Ich verstehe nämlich unter Leben ununterbrochene Bildung und Fortentwicklung.“ (I. 179 ff.)

Im Sinnne des „Jungen Deutschland“, dessen Richtung er vertritt und hier zu verteidigen suchte, beleuchtet Willkomm in den Gesprächen zwischen Theobald und Aurora die bestehenden literarischen Zustände kritisch. Jungdeutsch auch mutet es an, wenn es einmal heißt:

„Ich sehe auch nicht ein“, bemerkte der Graf Olbers, „warum der Adel unsere Talente von heute noch unterstützen soll? Schimpfen sie doch auf alles, was Fürst heißt, hassen sie doch den Adel und gehen darauf aus, ihn zu stürzen!

Nein, meine Gnädigste, gegenwärtig muß man als Mann von Stand und Ehre nur musikalische Talente und Virtuosen protegieren, alles, was sonst mit der Feder umgeht, mag je eher, je lieber verhungern!“

„ . . . Im Grunde haben Sie doch unrecht“, erwiderte Aurora, „denn mich dünkt, jene Angriffe auf Fürsten und Adel rühren davon her, daß man einsieht, wie sie ihrer Stellung zum Volke uneingedenk geworden sind . . .“ (I. 180 ff.)

In der Form der geistreichen und öfter ironisierenden Unterhaltung der Personen untereinander über das Verhältnis von Kunst und Leben der Gegenwart nahm so Willkomm augenscheinlich die Gelegenheit wahr, seine Ansicht und sein Urteil über die Gegenwarttendenzen und Gegenwartsströmungen auszusprechen.

Aurora hatte gelesen und bei Theobalds Eintritt das Buch umgekehrt, das Titelblatt nach außen, auf den Tisch gelegt. Theobald nahm es auf, es waren Wienbargs „Aesthetische Feldzüge“. Er sah sie mit einem langen, glücklichen Blicke an.

Sie wundern sich nicht, Sie freuen sich über meine Lektüre“, sagte Aurora, „das ist mir eine Beruhigung, ja eine Hoffnung für die Zukunft. Niemand ist ungerechter als die Deutschen. Sollen sie Anerkennung ihrer Landsleute nur zeigen lernen, so müssen sie erst dazu gezwungen werden. Der Masse der Gebildeten gilt nur das Ausländische für bedeutend, gleichviel, ob es von Ost oder West kommt, ja, ich bin überzeugt, daß man sibirische Bücher am eifrigsten lesen würde, wenn es in Sibirien Schriftsteller gäbe. Finden sich aber einige, die an deutscher Kunst und Poesie teilnehmen, so bleiben sie starr und steif bei Goethe und Schiller stehen. Das sind schon eminente Freigeister, die auch von Jean Paul und Tieck etwas wissen. Alles später Geschaffene

kennen sie nicht, mögen sie nicht kennen aus purer Bequemlichkeitsliebe und dem törichten Vorurteil, das leider ein nationales geworden ist, es sei nicht möglich, daß nach Goethe und Schiller noch etwas der Rede Wertes in der Literatur geleistet werden könne. Namentlich wird mit Schiller eine wahre Abgötterei getrieben, die mir um so unleidlicher ist als die Anbetenden nicht das Große und Schöne, das Poetische in ihm, sondern leider nur das Fehlerhafte, kurz, seine Schwächen anbeten. Sie merken und glauben dies freilich nicht, aber es ist dennoch so, man darf nur ihr fades Geschwätz und gar ihre hohlen, dröhnenden Festreden über diesen großen Mann hören. Da habe ich mich nun aus Caprice und, wenn Sie wollen, aus ein klein wenig Bosheit auf die entgegengesetzte Seite geschlagen. Das Zeitalter ist so wacker, so produktiv, so geistig neu und eigentümlich, daß es doch sonderbar zugehen müßte, wenn die Literatur nicht auch kräftige Reiser treiben sollte. Es ist Grundsatz bei mir und sollte der aller wacker Gesinnten sein, das alte Gute gelten zu lassen, aber das neu Werdende kräftig zu unterstützen, und so lese ich denn eine junge, jungdeutsche Literatur; sie gefällt mir, denn es ist Mut und Geist in ihr, auch in dem, was ich nicht billigen kann. Man lasse ihr nur Zeit, lasse sie Form gewinnen und unsere Nation wird sich dieser frisch aufkeimenden Literatur nicht zu schämen brauchen. (II. 19 ff.) —

„Sie haben, glaube ich, ein vorzügliches Talent für Darstellung von Männern aus dem Volke!“ (II. 219.) So hatte Aurora geurteilt, als sie die „Jugendgeschichte eines Ungewöhnlichen“ gehört hatte; ihr Schluß hatte geheißen:

„ . . . Sonst geht die freie Kunst und am meisten die Poesie betteln, falls sie Hunger bekommt. Die Industrie will das nicht anders, und weil jeder Mensch, auch der poesiereichste die äußerst prosaische Gewohnheit angenommen hat, daß er als vernünftiges Geschöpf gleich anderen vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfen Hunger und Durst durch Speise und Trank stillt, so hat sich die Poesie seit einiger Zeit bei den Parias eingemietet. Es heißt zwar das Leben sei in diesen Regionen nicht immer ganz angenehm, aber das ist den Poeten gerade zu wünschen. Der Dichter muß die Leidenschaften kennen lernen; er soll die Herzen erforschen, um die Qualen und Entzückungen derselben schildern zu können. Die ganze Menschheit soll er umfassen, sie soll ewig an seiner Brust liegen, und diese ganze volle Menschheit findet er nur bei dem kummergebeugten Volke in der Hütte der Parias.“ (II. 213 ff.)

Dieses Volk, die Arbeiter in der Fabrik, wie sie abhängig sind und unter der Willkür eines betrügerischen und egoistischen Fabrikbesitzers leiden müssen, suchte nun Ernst Willkomm in dem übrigen Teile seines Romanes darzustellen, der mit dem anderen Teile, dessen Mittelpunkt Theobald und Aurora ist, nur in einem ganz losen und äußerlichen Zusammenhang steht.

Fragen des Tages waren es, die Willkomm in dem Kapitel „Geist" seines Romanes kritisch beleuchtete. Fragen des Tages waren es auch, die er in dem anderen Kapitel „Eisen und Gold" sich zum Vorwurf machte. Aus der Zeit schrieb er für die Zeit. Tatsächliche Ereignisse und aufmerksame Beobachtungen kamen ihm zugute, denn Strömungen der Gegenwart, Zeitinteressen und Zeitwahrheiten in seinen Romanen zu behandeln, hatte er nie gezögert. Mit besonderer Teilnahme hatte er sich ihnen stets zugewandt, früher, als er seine Romane und Novellen im jungdeutschen Sinne schrieb und jetzt, wo soziale und volkswirtschaftliche Verhältnisse im Vordergrund seines Interesses standen.

Eisen, Gold und Geist, wie sie sich gegenseitig bedingen, widersprechen, unterstützen oder aufheben können, hätte Willkomm zur Darstellung bringen sollen. Indes, nur die Konflikte, die diese drei Mächte durch ihr unglückliches und verderbliches Verhältnis zu einander hervorrufen, gelangten zur Darstellung. Die fördernden, in ihrer gegenseitigen Ergänzung beglückenden Beziehungen, die zwischen Eisen, Gold und Geist doch auch bestehen können, fanden keinen Platz in diesem Romane. Bei einer solchen Auffassung der Dinge konnte die Stimmung in ihm nicht anders als pessimistisch sein. Theobald war unzufrieden mit dem Bestehenden gewesen und hatte Reformen gewünscht im Reiche des Geistes, der Kunst und Literatur. Die geschilderten Verhältnisse und Zustände des sozialen und wirtschaftlichen Lebens der Menschen untereinander, vor allem der unteren, arbeitenden Klassen, ließen eine Neuregelung dringend notwendig erscheinen. So erhielt der Roman eine tendenziöse Färbung, in dem Teile, der ein Bild des sozialen Lebens gibt mehr noch, als in dem, der von dem „Geiste" handelt. —

„Sie spinnen immer, spinnen Tag und Nacht, seit die Dampfmaschinen im Gang sind und 200 Menschen darben seitdem. Als er noch lebte, da hatten sie alle Brot, lebten glücklich, waren fromm — und jetzt, jetzt sitzen schon drei wegen Diebereien im Gefängnis, o, warum allmächtiger, gütiger Gott, warum hast du mir das getan? Mein Sohn ein Knecht, und ich eine Bettlerin, die von des Sohnes Schweiße ihren Hunger stillt." (I. 42.)

So sprach die arme Witwe Helfers, des früheren Besitzers der Spinnfabrik, die jetzt im niedrig engen Stübchen einer Hütte emsig die langen kalten Winternächte hindurch mit Spinnen beschäftigt ist, um sich und ihrem Sohn den kärglichen Lebensunterhalt zu verdienen. Süßlich, Helfers früherer Buchhalter und jetziger Fabrikherr hatte dieses Elend verschuldet, durch eine ruchlose Testamentsfälschung hatte der Gewissenlose beim Tode des Besitzers das ganze Eigentum der Helfer'schen Familie an sich gebracht und die hinterbliebenen Angehörigen in Kummer und Not verstoßen. Im Gegensatz zu Theobald ist Süßlich der krasse und egoistische Materialist, dem Gold mehr wert ist als ganze

Scheffel voll Geist. „Gold, Herr, Gold recht viel Gold ist Bildung! Mit Gold kauf ich mir alle Weisheit zusammen, und alle Weisheit beugt sich vor mir, d. h. vor dem Golde. Denn Gold, sehen Sie, Gold adelt den Menschen und Gold gewinnt man wieder durch Eisen, ich meine durch Handel mit Eisen.“ (I. 140.)

Süßlich wollte klüger sein als der weichherzige Helfer gewesen. „Was soll mir das Lumpengesindel! Wozu soviele, unsichere Hände, wenn mans bequemer, sicherer haben kann? Ich werde zwei Dampfmaschinen aufstellen.“ (II. 191.)

Aber „schon seit geraumer Zeit hieß es, Süßlich drücke seine Arbeiter unbarmherzig, er verkürze ihnen den Arbeitslohn und verlängere doch die Arbeitsfrist. Einige, die während des Bedienens der Maschinen verunglückt waren, hatte er durch ungeschickte, verrufene Quacksalber behandeln lassen, um weniger Kurkosten bezahlen zu dürfen, und die Bedauernswerten waren für ihre Lebenszeit zu Krüppeln geworden und mußten sich nun teils vom Betteln, teils von den milden Gaben ihrer Gemeinden ernähren. Außerdem hatte man gehört, daß der geizige, herzlose Mann in der Residenz ein prachtvolles Haus bewohne, daß er ganz offen wucherische Geschäfte betreibe, und vorzugsweise die Bedürftigen unglaublich drücke. Dies alles machte die Stimmung im Volke höchst bedenklich. Nachrichten von Arbeitsaufständen in Frankreich und England, die in den Zeitungen enthalten waren und ihren Weg selbst in die niedrigsten Hütten fanden, trugen nicht dazu bei, die mit Recht Unzufriedenen zu besänftigen.“ (II. 251.)

Der Geist der Unzufriedenheit steigerte sich. Ein Aufstand war zu befürchten, zumal Süßlich nichts versuchte, um die Lage seiner Arbeiter zu verbessern. Zunächst zeigte sich die Stimmung unter den Arbeitern bei der Kunde von dem Tode der Witwe Helfers, eine Stimmung, die, wenn nicht sogleich, doch für die Folgezeit etwas Ungewöhnliches erwarten ließ. „Alle Arbeiter stellten wie auf einen gemeinsam erhaltenen Wink die Arbeit ein. Man mußte die Maschinen ruhen lassen, die Aufseher und Faktoren hatten weder die Kraft noch den Willen einzuschreiten. Ohne um Erlaubnis zu fragen, entfernten sie sich, zogen truppweise, doch ruhig nach der Hütte der Toten.“ (II. 266.)

Es währte auch nicht lange, als sich schon viele der Arbeiter in den Eisenwerken zu später Abendstunde versammelten, um ihre Lage und ihre Angelegenheiten zu besprechen. Zeitungen wurden vorgelesen und besonderer Nachdruck auf solche Artikel gelegt, welche die Verhältnisse der französischen Seidenweber und der englischen Fabrikarbeiter weitläufiger besprachen.

Bis zum Aufruhr gereizt wurden die Arbeiter, als sich bald darauf die Nachricht verbreitete von der entdeckten verbrecherischen Handlungsweise, deren sich Süßlich an den Angehörigen ihres früheren Fabrikherrn schuldig gemacht hatte.

Ein Bild, wie es nur der Wirklichkeit entnommen werden kann, zeichnet Willkomm hier von dem Eindruck und der Erregung in der Fabrik.

„Gleich nach dem Feierabend traten die Arbeiter aus den Hochöfen und Hammerwerken in dieses Lokal. Jeder wählte sich beliebig einen Platz auf irgend einer der jetzt feiernden Maschinen, aber niemand sprach. Kaum daß man sich durch einen Wink der Augen grüßte. Es brannte kein Licht, keine Lampe in dem weiten Raume, der mit seinen zahllosen drohenden Rädern, den gewaltigen Seilen und Schwunghebeln dem Arsenal der Hölle glich, wenn die noch lohende Glut des Steinkohlenfeuers, das im Ofen unter dem Dampfkessel schwelte, seinen brandroten Schein düster in den Raum und auf die trotzigen Gesichter der muskulösen Gestalten warf, die in dürftiger Kleidung, mancher die nackten, roten Füße in plumpen Holzschuhen verbergend, wie ein rachebrütendes Heer ihres Obersten harrten.“ (III. 246.)

Nur kurze Zeit verstrich, bis der hagere Wortführer unter seinen Genossen erschien. „Ich habe Euch heute zusammengerufen“, sprach er, „weil ich Euch eine wichtige Mitteilung zu machen habe. Ihr alle wißt, wem wir dienen, und wer uns drückt. Ihr verbrennt Euch Hände und Füße, Arme und Beine, Eure Augen verlieren Glanz und Licht, ehe Ihr vierzig Jahre alt werdet, einem Betrüger zuliebe, der sein Gold dem Staate als Sand in die Augen streut. Diese Bestie geht dem Gericht entgegen. Aber sie ist entflohen, und man muß sie erst wieder einfangen; wollt Ihr dazu Eure Hände leihen?“ (III. 249.)

Ein einziges, lautes, langgezogenes Ja tönte wie die Antwort eines furchtbaren Schicksals aus aller Mund. Aber nicht ins Zuchthaus, an ihren Pranger wollen die Arbeiter ihren Peiniger stellen.

„Hei, hussah“, schrieen ein paar der Wildesten, „bindet ihn auf den Eisenhammer und schmiedet mit ihm ein paar frische Schienen, damit die giftige Kröte fühlt, wie's einem Menschen zu Mute ist, wenn er für andere um ein paar dürftige Groschen Eisen zu Gold hämmern muß.“ (III. 250.)

Der Streik wurde beschlossen. „Drüben in England machen sie's auch so und kommen zu ihrem Recht. Dort sind Leute aus dem Volke, arme dürftige Leute, die aber ebensoviel Verstand haben wie die reichen Prasser, zusammengetreten und haben sich das Wort gegeben, die Knechtschaft abzuschaffen, so von den faulen Reichen über die fleißigen Armen ausgeübt wird. Im Guten versuchen sie's anfangs, denn Ordnung soll bleiben in der Welt, das ist Gottes Wille. So es aber nicht verfängt, so schlagen sie drein mit Fäusten und kehren das Oberste zu unterst. Seid Ihr's zufrieden, daß wir in dem Punkt den Engländern folgen? Die Mordskerle sind praktische, verdammt pfiffige Kröten.“

„Gerade wie die Engländer wollen wir's machen“, riefen mehrere Stimmen, andere bedachten sich und murmelten bloß, noch andere schwiegen ganz.

„Ihr seid nicht einig; hat einer was zu sagen, der stehe auf und spreche. Es gilt einer soviel, wie der andere!"

Da erhob sich von dem eisernen Hebel einer Metallhobelmaschine ein langer, hagerer Mann, dessen ganze Haltung verriet, daß er an der unheilbaren Krankheit der Schwindsucht leide. Es war einer aus der Spinnfabrik, einer von denen, die täglich 12 Stunden ununterbrochen arbeiten und den öligen Staub der hunderttausend Spindeln einschlucken mußten, welche ohne Ruh und Rast die rohe Schafwolle verarbeiteten. „Wollen wir's den Engländern nachtun," sagte er, „so müssen wir die Dampfmaschinen zerschlagen, die Marterhäuser dem Erdboden gleichmachen. Daheim liegen meine beiden Buben, gesunde Jungen noch vor einem Jahre, und jetzt fehlt dem einen die Hand, dem andern der Fuß. Die rollende Maschine hat sie ihnen weggequetscht. Sie sind Krüppel für ihr ganzes Leben und sitzen nun Tag und Nacht am Boden, um sich durch mühsames Flechten von Strohmatten ein paar Pfennige zu verdienen. Denn Herr Süßlich hat ihnen keinen Groschen Jahrgeld bewilligt. Das wäre ihre Schuld, meinte er, Krüppel könne weder er noch die Welt brauchen. Sie täten am gescheitesten, wenn sie stürben." (III. 250.)

Noch schrecken jedoch die Arbeiter vor einer Gewalttat zurück. Auf das Eingreifen der Obrigkeit wollen sie warten, um sich dann darnach in ihrem Handeln zu richten. „Ihren Beschluß müssen und wollen wir abwarten, ist er gerecht, d. h. hebt er die Mißbräuche auf, schafft er das tote Maschinenwesen ab, das uns brotlos macht, so bleiben wir stille, friedliche Menschen, wenn aber nicht —"

„Dann Brand, Mord und Tod!" brausten hundert wütende Stimmen durcheinander." . . . (III. 254.)

Rache wollten die armen, bedrückten Arbeiter nehmen, Süßlich, ihr gegenwärtiger Herr war der Urheber ihrer Leiden. Nicht die Obrigkeit, sie selbst wollten über ihn Gericht halten. Zugleich begannen sie sich zu organisieren, um sich ihre schweren Lebensbedingungen zu erleichtern und zu verbessern. Die Arbeit wurde eingestellt und Streikposten ausgestellt. Für Süßlich wollte keiner mehr arbeiten; mit Nachdruck forderte man die Uebernahme der Fabrik durch Gotthold, den Sohn Helfers. „Sie lagen ihm an, er solle nur sogleich die verhaßten Dampfmaschinen abschaffen, um die Gemüter zu besänftigen. Spinnen wollten gern alle, auch an den Maschinen, man sollte sie aber, wie bei Lebzeiten Helfers wieder durch Menschen in Bewegung setzen lassen. Das sei damals gegangen, das werde auch jetzt wieder gehen! Die Dampfmaschinen aber seien eine Erfindung des Teufels!" (III. 290.)

Süßlich hatte einen letzten Versuch gemacht, seine Fabrik und sein Geld zu retten. Es war vergebens. Vor der empörten Menge hatte er in einem Versteck in der Fabrik Schutz suchen müssen. Von hier aus konnte er die wachsende Erregung unter seinen

Arbeitern, denen mit dem fehlenden Arbeitslohn die Lebensmittel zu mangeln begannen, beobachten. Tag und Nacht umlagerten sie die Fabrik. „Die Flasche kreiste und inflammierte die unruhigen Köpfe bedeutend. Die Exaltiertesten banden eine abgerissene Gardine um einen Pfahl und schrieben mit Kohle das Wort „Freiheit“ darauf, rammten sie in den Boden und tanzten darum.“ (III. 321.)

Der offene Aufruhr brach los, als man den Fabrikherrn entdeckte. Die Fabrik wurde gestürmt, das furchtbare Werk der Zerstörung begonnen. In kurzer Zeit stand das ganze große Gebäude in hellen Flammen, in denen Süßlich einen elenden Tod fand. „Er stürzte seitwärts gerade den Hebeln der Dampfmaschinen in die Arme. Kein Schrei ward gehört, obwohl eine Totenstille unter den bebenden Zuschauern herrschte. Man sah nur im ersten kreisenden Umschwunge einen dunklen Körper sich um die glühenden Eisenstäbe biegen und dann als formlose Masse in die flammende Umgebung stürzen. Wenige Minuten später stand die Maschine von selber still. Es war, als habe sie ihre Bestimmung erfüllt!“ (III. 341.)

Mit diesem grauenvollen Tode des Schuldigen fand der Aufruhr sein Ende. Um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen, erhöhten die Fabrikherrn im Umkreise den Arbeitslohn. Der bisherigen schwülen, drohenden Stille folgte eine zufriedenere Stimmung, die Gewähr für die Fortdauer der Ruhe gab. Die Arbeiter schöpften neue Hoffnungen und blickten mit größerer Zuversicht in die Zukunft.

„Die abgebrannten Fabrikgebäude wurden unter Aufsicht und Leitung tüchtiger Meister zum größten Teile noch im selben Jahre wieder aufgebaut und zwar gediegener und zweckmäßiger als sie vordem waren. Nach Beendigung des Baues bediente sich Gotthold nicht des Dampfes, sondern der einfachen Treibkraft des Wassers. Die erforderlichen Maschinen wurden im Lande gebaut, und als die Fabrik eröffnet werden konnte, fanden doppelt so viele Menschen darin Arbeit als ehedem. Gottlob war allen ein milder, menschenfreundlicher Herr, der die Not des Armen nie zu seinem Vorteile benutzte. Wer in seinen Diensten stand, durfte über Mangel nie gegründete Klage führen.“ (III. 423.)

Ein Bild jener Gärung der Elemente, die im Jahre 1848 mit entfesselter Wut an so vielen Punkten Europas fast gleichzeitig losbrach, hatte Willkomm in diesem Romane „Eisen, Gold und Geist“ mit grellen roten Farben gezeichnet. Vor allem den neuaufgekommenen Industrialismus mit seinen Schattenseiten, mit seinen Leiden und Nöten, die er über die arbeitenden Klassen brachte, scharf zu charakterisieren, war ihm in seinen treffenden lebensvollen oft hinreißenden Darstellungen gut gelungen.

Es war die herrschende Auffassung, die seine Zeit von den Dampfmaschinen hatte, die er hier als guter Kenner und aufmerksamer Beobachter der Verhältnisse um ihn, zum Ausdrucke

brachte. Die Maschine hatte alle Schuld an der fortschreitenden Verarmung des Arbeiters, den sie überflüssig und damit brotlos machte. Darum mußte sie vom Erdboden wieder verschwinden, sei es auch durch Aufruhr und rohe Gewalt.

Ohne Bedeutung für die Haupthandlung des Romans sind die zahlreichen Nebenpersonen, die fast alle den unteren und mittleren Ständen angehören und im Gegensatz zu den wenigen Personen aus aristokratischen Kreisen vom Dichter meist lebenswahr und mit Liebe geschildert wurden.

Fortgesetzt wurde diese Art der Darstellung des Fabrikwesens und der reformbedürftigen, unhaltbaren Zustände unter den niederen arbeitenden Klassen der Bevölkerung von Ernst Willkomm in seinem Romane „Weiße Sklaven oder die Leiden des Volkes“, der im Jahre 1845 erschien.

Im Juni 1844 war unter den schlesischen Webern ein Aufstand ausgebrochen. Zwar „suchten die Behörden die Sache gering zu nehmen, doch ist das allgemeine Gefühl sehr aufgeregt, und die Regierung wird hart getadelt, daß sie nicht längst an Abhülfe schreiender Mißbräuche gedacht, unter denen die Weber schrecklichen Druck leiden“.[1])

Diese Weberunruhen, die in jenen Tagen viel von sich reden machten, die sich Freiligrath und Heine und in jüngster Zeit Gerhard Hauptmann zum Vorwurf wählten, haben in Willkomm den Plan zu seinem Roman geweckt, dessen Schauplatz er in seine Heimat, die Lausitz, verlegt.

Ein gegen Ende des 18. Jahrhunderts dort erfolgter Aufstand wendischer Leibeigener gegen ihren Herrn bildet das Tatsächliche in seinem Roman. „Mit richtigem Blick bemerkte er, daß die damals erfolgte politische Emanzipation der Leibeigenen im Grunde genommen etwas Unvollständiges war und zu ihrer Ergänzung einer sozialen Reform bedurfte.“[2])

„Der Gerechtigkeitssinn einer aufgeklärten Zeit hat den Hörigen zum freien Bürger seines Geburtslandes gemacht. Gut, dies soll man loben. Aber warum, frage ich, hat man ihm die persönliche Freiheit gegeben und doch die Kette an seinem Fuße gelassen, die ihn an freier Bewegung hindert, deren dumpfes Klirren ihn stündlich an seinen früheren Sklavenstand erinnert?“ (III. 265.)

„Dies war der Gedanke, welcher die Gegenwart in Theorie und Praxis zunächst und zumeist beschäftigte. Insofern war es also ein höchst glücklicher Griff zu nennen, wenn der Dichter die

---

[1]) Varnhagen v. Ense. Tagebücher. II. Bd., S. 30, unter dem 11. Juni 1844. Leipzig 1861.

[2]) Franz Dingelstedt, Kritische Gastrollen. „Kölnische Zeitung“ 1845. Nr. 324.

beiden Fragen, die gelöste und die noch schwebende durch persönliche Fäden aneinander zog."[1])

Wie sich in früheren Tagen Grundherr und Leibeigene gegenüberstanden, so gegenwärtig Arbeitgeber und Arbeitnehmer. „Es gibt bei uns keine Leibeigenen mehr. Das Volk ist frei, wie die Herren; es kann sich jetzt beliebig in vollkommenster Freiheit ertränken, erhängen, erschießen oder freiwillig verhungern. Die Hungerfreiheit, sagt man, sei die am häufigsten vorkommende, weshalb es Hunderte gibt, die sie um einen Spottpreis losschlagen und sich als Knecht, bald der Menschen, bald der Maschinen verdingen. Das Wort „Freiheit" hat zwar die neue Zeit wirklich ans Licht gebracht, aber ihr Wesen liegt noch tief verborgen im Schoße der Zukunft. Vielleicht muß das Menschengeschlecht noch einige Revolutionen, wie jene erste französische erleben, ehe dies heilige Kind, dieser wahre Sohn Gottes und der Menschen zum Heile der Welt geboren wird." (I. 101.)

Mit den sozialen Verhältnissen, wie sie zur Zeit der französischen Revolution von 1789 in der Lausitz herrschten, beginnt Willkomm und spinnt auf dieser geschichtlich festen Grundlage den Gang der Romanhandlung weiter, indem er so die schwebenden Fragen in ihrer Entwicklung aus der Vergangenheit sicherer auffaßte und verknüpfte, wodurch dann der Roman als sozialer an historischem Interesse nur gewinnen konnte.

In eine Familie von Boberstein legte der Dichter den Zündstoff großen und langjährigen Unheils. Die anschauliche Schilderung ihres Verhältnisses zu den umwohnenden Wenden, den einstigen Leibeigenen und jetzigen an die Scholle gezwungenen, ausgesogenen Arbeitern bildet den Inhalt der sehr verwickelten und tendenziös gefärbten Handlung.

Ein alter Maulwurfsfänger, der edeldenkende, stets hilfsbereite „Ueberall und Nirgends", der aus dem englischen Romane des Cooper übernommen wurde, wandert als das ausgleichende Schicksal durch den ganzen Roman.

„Ich will nicht umsonst ruhelos Berge und Heide durchwandert sein zu jeder Stunde des Tages und der Nacht! Für die allgemeine Gerechtigkeit lebte, forschte, arbeitete ich. Nicht der kleinste Umstand ging meinem scharfen Auge verloren. Ich habe alles aufgezeichnet und aus längst verschollenen Begebenheiten ein Netz geschürzt, das niemand ahnt. Ich sammelte und würde meine Sammlung schon längst benutzt haben, wäre die Zeit günstig dazu gewesen. Jetzt ist der glückliche Moment endlich gekommen, und nun soll der große Prozeß der Unterdrückten, Gepeinigten, Geknechteten gegen ihre Unterdrücker und Peiniger beginnen." (I. 69). Ein Freund der Armen, war er ein Feind des Herrenwesens, das schwer und entwürdigend auf dem Volke lastete. Er

[1]) Franz Dingelstedt, a. a. O.

war „das unschätzbare Instrument, um die heiligen und großen Zwecke des Fortschrittes, der Volksbildung, der Verbreitung gesunder und freier Ideen im Volke fördern zu helfen.“ (I. 203).

Aus den früheren, mächtigen Grafen von Boberstein sind spekulierende Handelsherrn geworden, die sich in dieser neuen Eigenschaft des Grafentitels begeben haben, „da das Markten und Feilschen allem Adel schlecht zu Gesicht steht“. (I. 96.) Sie nennen sich jetzt als Großhändler einfach Herren am Stein, die auf den schwarzen Trümmern ihrer zerstörten Burg eine große Spinnerei errichtet haben, wo sie an tausend Arbeiter beschäftigen. Um große Gewinne zu erzielen, indem sie alle Konkurrenten durch Billigkeit ihrer Wolle aus dem Felde schlagen, greifen sie zu dem verwerflichen Mittel systematischer Herabsetzung des Arbeitslohnes bei Verlängerung der Arbeitszeit. Dieses Schmälern des Lohnes hat die Arbeiter ihrem gewissenlosen Herrn, dem sie schon wegen des Grundes und Bodens, auf dem sie saßen, zinspflichtig waren, ganz in die Gewalt gegeben. An die Maschine, an die Fabrik, diese „Zwangsanstalt“ gefesselt, leben sie in einer noch drückenderen Leibeigenschaft als früher, denn diese neue nagt zugleich wie ein schleichendes Gift an ihrem Körper. —

„Der ganze, weite Saal war mit einem trüben, öligen Nebeldunst erfüllt, der aus staubfeinen, fast unsichtbaren Wollenteilchen gebildet ward, die immerwährend von der Maschine abflogen. Häufiges, abgebrochenes Husten fiel jedem Fremden auf. Es machte einen fast unheimlichen Eindruck, die vielen schlanken Gestalten stumm und traurig unter den rasselnden Maschinen in dieser brühwarmen, feuchten und fettigen Atmosphäre ewig hüstelnd umherwandern zu sehen, Hände, Gesicht, Kleider, Haare mit feinen Wollenflöckchen bedeckt, die dazu bei vielen Arbeitern Augenentzündungen verursacht hatten.“ (I. 126.) „So waren diese freien Menschen zu Knechten geworden und zwar zu freien Knechten, d. h. zu solchen, deren Joch die Freiheit, deren Galeere der Feiertag ist.“ (III. 350.) „Ich ließ ihnen lebensgern das Bewußtsein, sich als freie Männer zu fühlen, ich rief es ihnen, wo ich nur konnte, ins Gedächtnis, doch jemehr ich die Freiheit pries, desto enger umschnürte ich sie mit unzerreißbaren Ketten. Ehe sie es ahnten, waren sie meine Sklaven geworden, deren Leben an einem Zucken meines Auges hing.“ (III. 353.)

Hart und gewissenlos dem Volke gegenüber wie die gegenwärtigen Handelsherren am Stein, waren schon die Grundherrn von Boberstein gewesen, unter ihnen vor allen Magnus, Graf von Boberstein.

Erasmus, sein Vater, war allerdings auch ein entschiedener Aristokrat gewesen, der den Adel für eine Menschenrasse hielt, die himmelweit von dem gemeinen Volke verschieden sei. Aber er ließ dem Volke wenigstens Gerechtigkeit widerfahren, indem er zugab, „daß es zu sehr vielen Dingen nützlich sei, daß man es pflegen,

schonen und mit Liebe behandeln müsse, weil sonst kein Staat bestehen könne und alle Herrschaft aufhöre. Er hatte das Gute erkannt und gab sich Mühe, danach zu streben. Er verbesserte, soweit es sich mit seinen Ansichten vertrug, die Lage seiner Untertanen. Er sah darauf, daß seine Vögte Menschen von gutem Herzen waren, die seine Leibeigenen nicht unnötig quälten." (II. 29.)

Magnus war das direkte Gegenteil seines Vaters geworden. Seine Mutter Utta hatte auf ihn ihren verderblichen Einfluß ausgeübt. Sie verachtete den gemeinen Mann. „War sie genötigt mit irgend jemand aus dem Volke zu sprechen, so wehte sie sich immer mit ihrem Fächer Luft zu, damit der unedle Atem des armen Proletariers ihre hochgräflich exklusive Nase nicht mit seinem ungebildeten Duft entweihe." Unter ihrer Aufsicht wurde Magnus erzogen. Ihn lehrte sie täglich den Katechismus der unverfälschten Aristokratie, fragte ihn denselben ab und überschüttete ihn mit Liebkosungen, wenn er gut bestand. So wurde Magnus „mit seinem angeborenen Sinn zum Herrschen, mit seiner heftigen Sinnlichkeit, mit dem sorgsam gepflegten Hange, den Tyrannen zu spielen," (II. 32) der Urheber für die Leiden des Volkes, der Vater alles Unheils, aus dessen mittelbaren und unmittelbaren Folgen die ganze fernere Romanhandlung besteht.

„Er war zu genau mit den Vorrechten seines Standes vertraut, als daß er diese nicht im Uebermaß hätte ausüben sollen, wenn er sich Nutzen und Vergnügen davon versprach. Er herrschte daher schon seit Monaten wie seine Urahnen zur Zeit des Faustrechtes. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er seinen leibeigenen Wenden, deren schlanke Töchter ihm ungemein gefielen. Nur die Macht des Herrn, die Furcht des Volkes vor dieser und die sklavische Scheu als Kläger gegen den Tyrannen aufzutreten, schützten ihn und ließen ihn wohl gar glauben, er sei in seinem vollsten Recht und deshalb völlig unantastbar, wenn er Dinge verübe, die vor dem Richterstuhl der Menschheit als Verbrechen verdammt und bestraft worden wären." (I. 228.)

Er wurde ein Wüstling, der in sträflichem Leichtsinn schwer zu sühnende Uebeltaten beging, der seinen Stolz darin sah, die schönen Mädchen seiner leibeigenen Untertanen zu entführen, um sie sich dienstbar zu machen und die unglücklichen Geschöpfe, um Unschuld und Glück gebracht, späterhin in Elend und Tod zu verstoßen. „Du sollst mir von jetzt ab mit Deinem Leibe dienen und ihn ganz meiner Willkür anheimgeben, Dein Herz magst Du, wenn es Dir Vergnügen macht, meinetwegen den Schmetterlingen oder einem schmutzigen Fischer schenken." (I. 266.) Selbst am Hochzeitstage einer Wendin zögert er nicht, mit Hilfe gemeiner List und Gewalt sein jus primae noctis auszuüben. Die Kinder so sträflichen Umgangs gab er dem Elend preis. Sie irrten ungekannt in der Welt umher, neben drei legitimen Söhnen des

Grafen, unter denen Adrian, der jetzige Handelsherr, der in Anschauung und Handlungsweise ganz das Ebenbild seines Vaters geworden ist, besonders hervorragt.

Wie frivol und verächtlich spricht auch er vom Volke: „. . . Der Mensch ist mir verhaßt; ich fürchte seine entsetzlichen Blicke. Am besten, er wird mit Weib und Kind entfernt. Ich muß das Wie in Ueberlegung ziehen. — Ein fataler Zufall, daß sein Bube an der Verwundung gestorben ist! Ehedem, zu meines Vaters unverweichlichten Zeiten hätte niemand eine Miene deshalb verzogen und noch weniger über die versuchsweise Behandlung meines Chirurgen. — Wie soll die Wissenschaft Fortschritte machen, wenn es ihr nicht erlaubt wäre, neue Mittel zu erproben, an einzelnen Patienten zu experimentieren? Die Armen, welche nur um Gottes willen behandelt werden müssen, sind die wahre Goldsaat der Aerzte. An ihnen rankt sich die Wissenschaft empor, wie die Rebe am Stock. Gehen sie dabei zu Grunde, so ist der Gewinn auf beiden Seiten. Der Leidende wird seiner Qual enthoben, und der Experimentator geht klüger von dem Sterbebett des Geopferten, ohne die geringste Verantwortung befürchten zu dürfen. Ueber den Tod eines Armen, wäre er auch noch so auffallend, kräht kein Hahn. Gott erhalte die Armut!“ (III. 336.)

Sohn und Vater suchten sich in ihren schreienden Ungerechtigkeiten und gewissenlosen Vergehungen fast zu übertreffen, bis sie durch die Findigkeit und den Eifer des Maulwurffängers an den Tag kamen und ihre gerechte Sühne fanden. So war ein Sprößling des Grafen Magnus unter den darbenden Arbeitern in der Fabrik des Grafen Adrian. Der Bruder war ohne Wissen und Willen fast leibeigener Knecht, elender Sklave des eigenen leiblichen Bruders geworden.

Dieser, Martell, war der Wortführer unter den Arbeitern, den diese immer als zuverlässigsten Abgeordneten erwählten, um in Lohn- und Arbeitssachen mit dem Fabrikherrn zu verhandeln. Dem Herrn am Stein wurde er ein Dorn im Auge. Um sich seiner zu entledigen, aus Haß, Geiz und Habsucht dingte er Mörder gegen den Bruder und suchte sich zu diesen gedungenen Mördern auch einen, — einen dritten Bruder aus.

Seiner grausen Schändlichkeiten wegen, die der Graf an ihm selbst, wie an den Arbeitern insgesamt lange Jahre hindurch begangen hat, wird er von Martell, dem Adrian die Anerkennung seiner Rechtsansprüche nicht mehr versagen kann, zur Rechenschaft gezogen.

„Durch Ihre Schuld ist der Tod in meine Hütte gebrochen und hat mir den einzigen Sohn unter grausamen Martern geraubt. Dafür fordere ich jetzt Genugtuung. Mein armes geliebtes Weib liegt infolge der verlängerten Arbeitszeit auf dem Siechbette und wird eines elenden Todes langsam sterben. Auch dafür fordere ich Genugtuung. Ihr teuflisches System, durch vermehrte Arbeit der

Unbemittelten ihr eigenes Vermögen ins Ungeheure zu vergrößern, hat mich selbst der Liebe entfremdet, hat mich beinahe zum Gotteslästerer gemacht und mir den Frieden meiner Seele geraubt, der mich sonst in aller Not und Drangsal erquickte. Für diesen Diebstahl, den Sie rechtlos an meinem besseren Selbst begangen haben, fordere ich Genugtuung, Sie haben mich beinahe geistig getötet und körperlich mich zum Krüppel gemacht." — Aus elendem, niedrigen Geiz, aus schmutziger Hab- und Gewinnsucht, aus gemeinem Haß gegen alles, was nicht Ihrer Ansicht, nicht hochadliger Abkunft sich rühmen konnte, dingten Sie — Meuchelmörder, ließen mir vergiftete Getränke reichen und untergruben meine so starke Gesundheit, die nie von einer Krankheit angefochten war! — Darum fordere ich Genugtuung. Ich wünsche Sie dieselben Qualen empfinden zu lassen, die mir seit Jahren das Herz zerrissen haben. Nur Abrechnung für das, was ich und die Meinigen unter Ihrer Willkürherrschaft gelitten haben, will ich. Das sühnt kein Blut, das sühnt nur ein Kampf wie er mir vorschwebt, ein Kampf, der Sie lehrt, wie dem Elenden zu Mute ist, der unter der Geißel eines übermütigen Reichen täglich und stündlich tausend Tode stirbt." (V. 194 ff.)

Ein Duell an der Spinnmaschine, d. h. die gemeinsame Arbeit der beiden Brüder während einer Arbeitszeit soll die Genugtuung bringen. „Sie werden also zwölf Stunden mit mir hier bleiben, und damit Sie aus eigener Erfahrung das Leben Ihrer Fabrikarbeiter kennen lernen, damit Sie fühlen, wie süß, wie erheiternd, wie stärkend für Geist und Körper dies Dasein, diese irdische Bestimmung ist, sollen Sie während dieser Zeit mit mir arbeiten."

Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein, schon nach der zweiten Stunde gemeinsamer Arbeit, die bis in die grauenvollsten Einzelheiten geschildert wird, hatten die Maschinen den unerfahrenen Fabrikherrn furchtbar zerrissen. „Und Adrian drängte, sich hochaufrichtend, dem rückwärts rollenden Spindelwagen nach, streckte die Arme aus, streifte mit dem Haupthaar die metallenen Schaufeln der eisernen Welle, die unmittelbar von der Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird und war im nächsten Augenblicke — skalpiert! Ein entsetzlicher, alle Mauern durchdringender Schmerzensschrei entfuhr ihm — seine Hände erfaßten die blitzende, schwingende Welle, und zerrissen, eine blutige Girlande, hing der Unglückliche an dem dampfenden Eisenschaft! Die Maschine stand!" (V. 285 ff.)

Martell hatte diesen Ausgang nicht erwartet. Nur eine moralische Wirkung hatte er auf den Grafen ausüben wollen. Er wollte ihm durch die Tat beweisen, daß es kein Vergnügen sei, ein ganzes Leben hindurch, ohne die geringste Aussicht auf Verbesserung seiner Lage, täglich so lange Stunden in verdorbener Luft zu arbeiten und bei der geringsten Nachlässigkeit Gesundheit

und Leben aufs Spiel zu setzen! Er wollte ihm praktisch dartun, daß ein solches Leben die vom Schicksal dazu Verurteilten verschlechtern, bösartig, zu ungesetzlichen aber leicht erklärbaren Schritten geneigt machen und bei günstiger Gelegenheit sie zu Grausamkeiten verleiten müsse! Nur in dieser Absicht zwang er den Bruder mit ihm eine Arbeitsfrist zu spinnen, fest überzeugt, daß er den verweichlichten Mann dadurch vollständig bekehren und für alle Zukunft ihn in einen milden Herrn gegen seine Arbeiter verwandeln werde.

Mit dem Tode Adrians hatte die Schuld der Bobersteiner an ihren Untertanen ihre gerechte Sühne erfahren. Der gegen seine Arbeiter stolze, gewissenlose und grausame Sohn hatte gebüßt für den gegen seine Leibeigenen gewalttätigen und harten Vater.

Ein echter Bobersteiner ist jedoch als wackerer Seemann nicht von der Bahn des Rechtes gewichen. Er hat sich ein gesundes Urteil über das Volk gerettet. Er kennt die Leiden des Volkes und ist nun bemüht, mit allen Mitteln einen versöhnenden Ausgleich aller Verwicklungen, die aus dem unhaltbaren Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern entstanden waren, herbeizuführen.

Martell, der frühere Arbeiter erhielt nicht nur die Leitung der Fabrik, sondern auch Boberstein mit all seinen Gütern als wirklicher Erbe.

So haben die Leiden des Volkes, die Irrungen und Wirrungen, das Unglück, das der freche Raub eines leibeigenen Mädchens über die Familie des Räubers brachte, eine befriedigende Lösung gefunden. „Die Fabrik gedieh, die Arbeiter wurden verhältnismäßig wohlhabend, und niemand hat je wieder gehört, daß irgend einer mit seinem Lose unzufrieden gewesen wäre oder die Erfindung der Maschinen als ein Werk des Teufels verwünscht hätte. Die Freveltaten, welche auf dem Geschlecht der Bobersteiner lasteten, waren durch die zahlreichen Opfer, welche die strafende Nemesis forderte, für immer gesühnt, und ein neues, frischeres Geschlecht erblühte auf den Gräbern der Toten.“ (V. 361 ff.)

In diese Haupthandlung des Romans sind nun vom Dichter noch Nebenhandlungen verflochten, die ebenfalls sozialpolitische Tendenzen enthalten. So führt uns der Dichter in Hamburgs finsterstes Verbrecherviertel, wo die Menschen in schmutzigen Kellern hausen, ohne Heimat, ohne Vaterland, ein verworfenes Gesindel, käuflich auch für die gemeinste Schandtat, das sich durch den Genuß hitziger Getränke zu betäuben sucht, um Vergangenheit und Gegenwart zu vergessen und sich über eine unendlich jammervolle Zukunft durch einen unseligen Rausch zu täuschen. Auch die Räuberromantik nimmt einen großen Teil des Romans in Anspruch. Zur Darstellung proletarischer Verhältnisse gehörte nun einmal auch die der Räuber und Verbrecher. Man brauchte die ganze Stufenleiter des Proletariats, um alle seine düsteren Schattenseiten so grell als möglich zu zeichnen.

„Leider ist nur zu viel Wahres an diesen Schilderungen, wenn sie auch übertrieben und wenn sie auch in den Beschuldigungen fehlgreifen. Die Wahrheit der Tatsachen aber würde noch viel mehr Eindruck machen, wenn die Autoren jene Fehlgriffe vermieden. Sie sind gar zu schnell bei der Hand, alles Bestehende anzuklagen und gefallen sich in Erwartungen eines utopischen Zustandes, der nie eintreten kann. Elend gab es immer in der Welt und wird es immer geben. Es kann nur von Linderung und Milderung desselben die Rede sein; aber eine Staatsform, in der alle absolut glücklich sein müßten und in der kein Schicksal, kein Zufall, keine Krankheit, kein Fehler, kein Verbrechen mehr imstande sein sollte, den einzelnen elend zu machen, ist ein Unding."[1])

Diese Sätze dürften in gewisser Weise auch auf Willkomms Forderungen in seinen „Weißen Sklaven" ihre Anwendung finden. Denn ist es nicht in der Tat eine zu ideal gedachte Reform in einem praktisch kaum durchführbaren, kommunistischen Sinne, wenn er schreibt:

„Es gibt eine sehr große Anzahl von Menschen, die der Ueberzeugung leben, die Erfindung der Maschinen und deren Verwendung in den verschiedenartigen Fabriken sei ein unerhörtes Unglück für das gesamte Menschengeschlecht. Seit man sich ihrer bediene, nehme Armut, Elend, Hunger, Kummer und Verbrechen unter den niederen Ständen des Volkes auf eine wahrhaft entsetzenerregende und staatsgefährliche Weise überhand! Es sei daher Pflicht jedes wahren Menschen- und Volksfreundes, mit aller Kraft auf Abschaffung der Maschinen zu dringen, den Armen neue Arbeit und hinreichenden Verdienst zu verschaffen und ihnen somit wiederzugeben den alleinigen Besitz, der ihnen geworden ist, das Kapital des Fleißes ihrer Hände! — Diese Leute, diese wohlmeinenden, aber kurzsichtigen Eiferer irren!"

„Die Maschinen sind ein Segen Gottes, eine Wohltat für die Menschheit, ihre Beibehaltung, ihre Vermehrung und Verbesserung muß der Wunsch jedes Biedermannes sein; allein man muß sich ihrer nur bedienen zur Befreiung, nicht zur Unterjochung der arbeitenden Klassen. Leider ist letzteres so häufig geschehen und geschieht noch täglich in der gesamten zivilisierten Welt, daß die Verwünschungen derer gerechtfertigt erscheinen, die in den Maschinen den Untergang des Volkes erblicken. Dies muß anders werden! Aufgeklärte, humane Männer müssen dem Unfuge steuern, den gemeine Eigenliebe und brutaler Spekulationsgeist mit einer der größten Segnungen, die das Genie des Menschen der Erde geschenkt hat, treiben. Der Maschinenbesitzer muß — gebe Gott, daß wir bald diese Zeit erleben — durch ein Staatsgesetz gezwungen werden, diese Hebel der Kraft zur Erleichterung der Arbeit zu benutzen, und denjenigen, die mittels der Maschinen

---

[1]) „Literaturblatt". Stuttgart 1846. Nr. 40. S. 157.

ein ungleich größeres Mehr von Arbeit liefern, auch ein Teilhaben gönnen an den Vorteilen dieses Mehr. Der Maschinenbesitzer, der Fabrikant, darf nicht allein den Gewinn einstreichen; es muß eine verhältnismäßige, vernünftige Teilung zwischen ihm und seinen Arbeitern stattfinden! Geschieht dies, dann wird die Not, die Armut, die Unzufriedenheit, das Laster sich mindern im Volke! Dann wird der Arbeiter die Erfindung der Maschinen segnen, seinen Arbeitsherrn lieben und verehren, ihm treu und ergeben bleiben mit inniger Liebe, mit und für ihn dulden ohne Murren! Und dahin muß es kommen! Darauf laßt uns hinarbeiten! Damit laßt uns einen Anfang machen!"

So wurde es denn Martell zur unerläßlichen Bedingung gemacht: „daß er seinen Arbeitern den Arbeitslohn verdoppele, daß er ihnen außerdem einen Anteil am Gesamtgewinne sichere, diesen Anteil aber nicht in barem Gelde auszahle, sondern bloß verzinse, damit zu größerem Nutzen das Betriebskapital nicht allein ungeschmälert bleibe, sondern auch von Jahr zu Jahr sich mehre. Dadurch werden dem Fabrikherrn nicht die unerläßlich großen Geldmittel, dem Arbeiter nicht der kleine Vorteil, den er beanspruchen darf, entzogen. Auf Verlangen wird den Arbeitern am Schlusse des Jahres Rechenschaft abgelegt über den Stand der Sachen, und je nachdem die Geschäfte sich verbessert oder verschlechtert haben, die Teilnahme der Arbeiter am Gewinn geregelt. Der Arbeitslohn aber darf den Arbeitenden nie und unter keiner Bedingung verkürzt werden, damit sie stets ein menschliches Leben führen können und nie erniedrigt werden zu willenlosen Sklaven." —

Gegenüber dem früheren Romane „Eisen, Gold und Geist", der im Aufbau, in der Durchführung der Handlung und in der schließlichen Katastrophe mit den „Weißen Sklaven" manche verwandten Züge hat, war es ein bedeutender Fortschritt in Willkomms Auffassung von dem Fabrikwesen, die sich jetzt hier kundgab. Hatte er in seinem Romane „Eisen, Gold und Geist" noch die Maschine für alles Elend der Welt verantwortlich gemacht, sie als das schnöde Werkzeug des wuchernden Reichtums, als ärgsten, die Existenz untergrabenden Feind des Arbeiters hingestellt, so war sie jetzt „ein Segen Gottes, eine Wohltat für die Menschen geworden."[1])

Wie in Immermanns „Epigonen" schließlich die Fabriken gewaltsam von den Arbeitern niedergerissen wurden, und der Arbeiter, wie in früheren, besseren Zeiten den Pflug über die Stätte führte, wo die „Zwangsanstalt" gestanden hatte, so wurden auch in Willkomms „Eisen, Gold und Geist" die Fabriken von den

---

[1]) Von einem Haß gegen die Maschine, wie es bei Mielke „Der deutsche Roman", S. 102 heißt, kann also in den „Weißen Sklaven" keine Rede sein, im Gegensatz zu Willkomms Ansicht in „Eisen, Gold und Geist". Auf diesen Roman kann M.'s Behauptung nur Anwendung finden.

Arbeitern vernichtet. Besonders gegen die neuen Dampfmaschinen ließen sie ihren wütenden Haß aus; zu der früheren Arbeitsweise des Hand- oder Wasserbetriebes wollten sie zurückkehren, denn die Dampfmaschinen waren ihnen ein Werk des Teufels. In den „Weißen Sklaven" hieß es jetzt, „ihre Beibehaltung, ihre Vermehrung muß der Wunsch jedes Biedermannes sein."

So negativ, zerstörend verhielt sich Willkomm nicht mehr in seinen Forderungen von Reformen in sozialer Hinsicht. Mit großem sittlichen Ernste hatte er sich in den „Weißen Sklaven" an eine Lösung der sozialen Frage, wie sie sich unter den modernen, industriellen Verhältnissen herausgebildet hatte, herangewagt. Und, war er hier auch mit seinen kommunistisch-sozialistischen Forderungen, die denen der heutigen Sozialdemokratie nahe kommen,[1]) viel zu weit gegangen, so ist es doch ein anerkennenswertes Verdienst Ernst Willkomms gewesen, daß er in seinen „Weißen Sklaven" zum ersten Male im Roman die Forderung nach dem Eingreifen des Staates in die soziale Frage aufstellte.

Mit Liebe und Teilnahme an dem Wohl und Wehe des Arbeiters hatte sich der Schriftsteller diesem volkstümlichen Stoffe zugewandt, ganz anders als es A. v. Ungern-Sternberg in seinem „Paul" tat, wo dieser, nach Dingelstedts Urteil,[2]) „nur dilettantisch, ohne Ernst, ohne Tiefe, ohne Urteil an der neuen Bewegung gewaltsam sich zu beteiligen suche, der es also nur auf ein theoretisches Experiment und seine ästhetische Wirkung abgesehen habe und mit den Lumpen der Armut sein Spiel treibe und das Elend zu literarischen Erfolgen ausbeute." Willkomm drang tiefer ein in den Kern der sozialen Frage. „Von ernsten Studien, von einem vortrefflichen Willen, von entschiedenen Grundsätzen zeugt das Werk, und es ist charakteristisch und erfreulich, zugleich zu bemerken, wie der Dichter mit seinem Stoffe warm wird und wächst."[3])

In seinen „Weißen Sklaven" nun schrieb Ernst Willkomm wiederum einen Roman, in dem er der Tendenz, ähnlich wie damals in den „Europamüden", einen so breiten Raum gewährte und ein so schweres Gewicht gab, daß die poetische Wirkung darunter leiden mußte. Zwar hatte der Dichter unstreitig an Naturwahrheit und Ruhe in der poetischen Gestaltung seines Stoffes gewonnen, manche Unmöglichkeit und Unwahrscheinlichkeit

---

[1]) Von einigem Interesse mag die Mitteilung eines Sohnes Willkomms in einem Briefe an mich sein, nach der in den Neunziger Jahren ein Schweizer Sozialdemokrat den Versuch gemacht hat, die „Weißen Sklaven" neu herauszugeben. Die Familie Willkomm verweigerte jedoch dazu ihre Erlaubnis.

[2]) Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 61 und 62. Stuttgart und Augsburg. 1846.

[3]) Franz Dingelstedt, Kritische Gastrollen. „Kölnische Zeitung" 1845. Nr. 324.

in der Darstellung von Situationen findet sich aber noch, und allzu phantastisch gefärbt sind manche Schilderungen.

Auch an künstlerisch vollendeten Schönheiten, die nur der Dichter schaffen konnte, ist dieser Roman nicht arm, an poetischen Schöpfungen eines Dichters, der sich begeistern konnte für die landschaftlichen Reize seiner Heimat und der durch eifriges Studium sich genaue Kenntnis von der Geschichte und den Eigentümlichkeiten, den Sitten und sozialen Verhältnissen seiner Landsleute verschafft hatte, dessen ganze Sympathien in dem Stoffe wurzelten, den er dichterisch darzustellen unternahm. Von dramatischer Wirkung sind seine Bilder. „Der Heidebrand, der Sturm auf das Schloß, die Flucht des Grafen, sind Nachtbilder von so überraschend großem Stil, daß sie nur im Cooper oder Sue vorzukommen brauchten, um von dem deutschen Publikum in goldene Rahmen gefaßt zu werden."[1]) „Ein rot und grell ausgeführtes und den zarteren Geschmackssinn verletzendes, aber durch das Feuer, womit es im allgemeinen geschrieben ist, fesselndes Buch"[2]) sind Willkomms „Weiße Sklaven".

Als realistischer Schriftsteller, wenngleich ihn auch die oft starke „Betonung und breite Behandlung der sinnlichen Regungen und Tatsachen, und die Schilderung des männlichen Teiles gewisser Klassen, die von Wohlleben und Reichtum umgeben und dabei innerlich von der tiefsten Roheit und Gemeinheit erfüllt sind",[3]) mit den naturalistischen Dichtern in sehr nahe Beziehungen bringt, also als realistischer Dichter hatte Ernst Willkomm sich vorgenommen, in seinen „Weißen Sklaven" die Leiden des Volkes darzustellen und auf die unhaltbaren, drückenden Zustände in den unteren Schichten des Volkes, besonders der Fabrikarbeiter hinzuweisen, um die Erkenntnis des sozialen Elends zu fördern, vielleicht auch den Willen, zu helfen.

Das Elend stand im Vordergrund. Aber darum gefiel er sich nicht nur in der Zeichnung möglichst schwarzer Bilder, in drastischen Darstellungen und in der pessimistischen Auffassung der Dinge, sondern er versuchte, und das ist wieder ein Vorzug, den diese „Weißen Sklaven" vor „Eisen, Gold und Geist" haben, im Gegensatz zu einer rein naturalistischen Auffassung, auch die glückliche Seite der harten Arbeit zu schildern in Traugott, dem Schwiegervater Martells, des Spinners. Traugott hat sich trotz Hunger, Not und bitterem Elend seinen gottgläubigen, hoffnungsstarken und mit seinem traurigen Lose zufriedenen Sinn treulich bewahrt. Ja, durch trostvollen Zuspruch sucht er bis an sein Ende die Seinen im harten Kampfe des Daseins zu stärken. Ergreifend ist die Schilderung von dem Ende des Gerechten:

---

[1]) Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 61 und 62. Stuttgart und Augsburg. 1846.

[2]) Ebenda.

[3]) „Grenzboten". Leipzig 1886. II. Bd., S. 122 ff.

„Sieh, mein Sohn, so arm ich war und blieb bis auf den heutigen Tag, so fröhlich schlug doch immer mein Herz unter den härtesten Bedrängnissen, das machte der Glaube, aus dem Liebe und Gehorsam, die beiden sichersten Führer durch die Irrwege der Welt, uns erwachsen. Es geschieht nichts zwischen Himmel und Erde, das der Herr nicht kennt, von dem er nicht will, daß es geschehen soll; warum also wollen wir zagen und zittern? Glaubet nur und ihr seid glücklich! Liebet und ihr urteilt mild! Gehorchet gern und man wird euch mit Freuden dienen!“ .... (V. 326.)

Neben der nachdrücklichen Betonung einer Reform auf sozialem Gebiete, die er fordert, war es ein Verdienst Willkomms, auch hier wieder den Charakter des einfachen Mannes, wie ihn ihm seine Heimat, die Oberlausitz, bot, lebenswahr aufgefaßt und anschaulich geschildert zu haben, während die Personen aus den höheren Ständen, die Grafen und Gräfinnen sich dieses Vorzuges nicht rühmen können und nur zu sehr das tote Modell verraten. Ebenso war es im „Traumdeuter“ und in „Eisen, Gold und Geist“ auch schon gewesen. Für das echte Kind des Volkes, für seine Leiden und Freuden empfand er Sympathien. Die Vertreter der Aristokratie brauchte er zur schärferen Kontrastsetzung und geriet dabei leicht in die Gefahr, übertrieben typische Figuren aus ihnen zu machen ohne innere Wahrheit, wenn auch dieser alte Fehler in Willkomms Werken hier lange nicht so deutlich hervortritt, wie er in dem Hauptwerke seiner jungdeutschen Epoche, den „Europamüden“, hervorgetreten war.

Anklänge an die jungdeutschen Schöpfungen finden sich gelegentlich auch in diesem Romane noch. So z. B., wenn es heißt:

„Schreitet fort! ruft jede Seite der Weltgeschichte uns zu. Lernt die Zeiten und deren Bedürfnisse verstehen, predigt uns jeglicher Tag! Es taucht keine Sonne hinter Berg und Meereswoge unter, ohne fern von unserem Auge einen neuen Bildungshalm ins Leben zu rufen, und jeder neue Morgen ist der Tauftag einer neuen Tat, eines gewaltig ins Leben geschleuderten Geistes! Das laßt uns bedenken, dann wird uns der Sturmschritt der Zeit nicht wie ein versengender Sirocco überfallen! — Wir sind alle krank, krank an Gedanken, Meinungen, Vorurteilen, die wir aus längst vergangenen Tagen in unsere Zeit herübergeschleppt haben und die wegzuwerfen, als leere Hüllen aus ihnen hervorgegangener buntbeschwingter Seelen, uns schwer fällt. Aber wir müssen uns selbst an die Brust fassen und munter rütteln, wenn uns der ermattende Schlaf trüber Erbschaft überfallen will! — Ich glaube und sterbe auf die Wahrheit des hohen, Gott ähnlichen Gedankens, daß es Zweck und Ziel dieses Erdenlebens und irdischer Fortentwicklung sei, im Laufe der Jahrhunderte das gesamte Menschengeschlecht zu vervollkommnen und jedem Individuum ein solch allgemeines Bildungsmaß zuteil werden zu lassen, daß jeder

einzelne behaupten darf: er sei gleich dem Besten der Besten! Diese Zeit, wann sie kommt, wer weiß es? Daß sie kommen wird und muß, sagt mir meine eigene Vernunft. Daß sie bald komme, dahin wirke, wer Kraft und Macht dazu hat!" .... (II. 69 ff.)

Als demokratischer, sozialer oder sozialistischer Roman war diese Gattung neu in Deutschland. Ernst Willkomm wurde mit seinen „Weißen Sklaven", „einer höchst anziehenden Erscheinung der neuesten Tage",[1]) neben A. v. Sternberg mit seinem „Paul", einer der ersten Repräsentanten der modernen Richtung, „in der er eine ehrenvolle Stelle behauptet".[2]) Anregendes Beispiel und vorbildliches Muster dazu hatten in England Ch. Dickens und in Frankreich vor allen Dingen Eugène Sue, der Verfasser der „Mystères de Paris" gegeben.

Von Sue hatte Willkomm vieles gelernt und „schwerlich würde dies Buch ohne Sue's Vorgang geschrieben worden sein."[3]) Auch in diesem wie schon in früheren Romanen und Novellen Willkomms trat die Neigung deutlich zu Tage, die ihren Gefallen darin fand, grelle Gemälde aus der niedrigen, schmutzigen Sphäre des Proletariats unvermittelt abwechseln zu lassen mit ebenso grellen Bildern aus dem aristokratischen üppigen Leben der vornehmen Welt.

„Das Frühstück der armen Spinnfamilie bestand wie das aller ihrer Mitbrüder aus Kartoffeln mit der Schale, die trocken mit wenig Salz gegessen oder in Cichorienkaffee gebrockt wurden. Diese Kost wiederholte sich früh, mittags und abends, alle Tage im Jahr mit Ausschluß der hohen Festtage, wo an die Stelle der Kartoffeln wenigstens Weizenklöße und in sehr glücklichem Falle ein Stückchen Schweinefleisch trat. Erschöpfte sich der Kartoffelvorrat vor der Zeit, so mußte der Familienvater für Anschaffung von Roggenmehl Sorge tragen. Da aber dieses zu teuer war, so begnügte man sich gern mit einem Gemisch aus Kleie, Roggen und wohl auch Baumrinde." (III. 237.) — Dagegen:

„... Halbgeleerte Champagnergläser, kastanienlaubgrüne, große Römer, breite Tummler von Purpurglas und kleine goldgelbe Henkelkrüge zum Genuß heißer Getränke bestimmt, gaben einen ungefähren Begriff von der schwelgerischen Mahlzeit, die man hier eingenommen hatte. Dazwischen blinkten die hohen, prächtigen Tafelaufsätze von gediegenem Silber, die modernen, geschmackvollen Karaffen aus Kristallglas und die hunderterlei brillanten Kleinigkeiten, mit denen man in neuester Zeit eine festliche Tafel recht glänzend auszuschmücken pflegt.

---

[1]) Franz Dingelstedt, Kritische Gastrollen. „Kölnische Zeitung" 1846. Nr. 324.

[2]) Ebenda.

[3]) Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 61 und 62. Stuttgart und Augsburg. 1846.

In dieses von Wein und Speisen noch duftende Zimmer begab sich Adrian, um in dem prächtigsten der rotsamtenen Sessel seine Sklaven zu erwarten. Hierher führte Vollbrecht die darbenden, vor Frost und Hunger klappernden Spinner; der Zufall oder die göttliche Vorsehung hätte keinen passenderen Ort für die folgende Unterredung finden können. (III. 310.)

„Adrian zuckte abermals die Achseln und rauchte mit noch größerem Behagen seine Zigarre.

„Wir sollen also wirklich verhungern, wenn Ihr jetziger Lohn uns nicht mehr ernähren kann", fragte Martell noch einmal?

„Ich muß Euch wirklich das ganz allein überlassen", antwortete Adrian. „Lebt wie ihr könnt, ich tue dasselbe."

„Ha, ha, ha!" lachte Martell laut auf. Er lebt, wie er kann! — Oh, himmelschreiende Gotteslästerung! — Er lebt, wie er kann! Mensch, Unmensch heißt dies leben wie ein vernünftiges Geschöpf Gottes? Martell ging mit großen Schritten um den gedeckten Tisch und deutete auf die übriggebliebenen Leckerbissen. — Nur vornehme Sünder wagen es, so zu schwelgen, während tausend Arme, die für Sie arbeiten, hungrig zu Bett und hungrig wieder an die Arbeit des nächsten Tages gehen müssen. Gott hat es gehört, das Stöhnen meines hungernden Weibes in vergangener Nacht, er hat das Wimmern meiner Kinder vernommen, die ihre Hände ausstreckten nach mir, ihrem Ernährer, und um Brot, nur um eine Krumme Brot baten! — Ich konnte ihnen nichts, gar nichts geben. Ein kalter Blick der Verzweiflung war meine Antwort . . . ." (III. 321.)

An dieser Poesie des Kontrastes, die in dieser Schärfe nur zu leicht aufhetzend wirken konnte, ist der Roman reich. Und, wenn es auch nicht in Willkomms Absicht gelegen haben mag, einen agitatorisch-tendenziösen Roman zu schreiben, so sind doch manche Eigentümlichkeiten in ihm enthalten, die beweisen könnten, daß vom Verfasser eine objektive, künstlerisch-schöne und poetische Wirkung erst in zweiter Linie erstrebt wurde. Im französischen Romane des Eugène Sue wiederum hat diese Eigenart ihren Ursprung.

Hatte Sue gelegentlich statistische Mitteilungen über die Einnahmen und Ausgaben der Pariser Proletarier gemacht, so geschah dasselbe von Willkomm in seinem Roman. Er betonte dazu noch, daß seine Angaben auf Tatsachen beruhen.

„Mein Nachbar schief über hat ein Häuschen mit Gartenland. Er ist Weber, verheiratet, Vater von 3 Kindern — und in ganz gleichen Verhältnissen sind an unserem Ort allein über 100 Familien, in 20, 30 Ortschaften zusammen einige Tausende, — und verdient bei größtem Fleiße, angenommen, daß keine Krankheit vorkommt und die Arbeit nie fehlt, im ganzen Jahre 55 bis höchstens 60 Taler! Was ist davon sein Eigentum? Ich will es euch sagen. Auf Haus und Gartenland, das ihm seinen

Kartoffelbedarf bringt, lastet ein Kapital von 400 Talern, das zu 5% Zinsen die Jahreseinnahme um 20 Taler vermindert. Er muß außerdem an Grundsteuer dem Staate jährlich einen Taler 15 Sgr. zahlen, Klassensteuer 2 Taler, Grundzins an die Herrschaft 3 Taler und darüber — und Spinngeld 15 Groschen, Gemeindeabgaben gegen 1½ Taler. Das Schulgeld für seine Kinder beläuft sich auf 4 Taler und endlich kommen an Feuerassekuranz, an Abkauf der Handdienste noch gegen 2 Taler zusammen, so daß ihm zur Ernährung seiner Familie, zur Instandhaltung seines Hauses und zur Bestreitung etwaiger nicht zu berechnender Ausgaben nicht mehr als 20 Taler übrig bleiben . . .“ (III. 267.)

„Alle Landbewohner zerfielen in 3 Klassen, in Bauern, Gärtner und Häusler. Unter den leibeigenen Wenden war z. B. jeder Bauer, der ungefähr für 20 Scheffel Kornaussaat Land besaß, gehalten, seinem Herrn wöchentlich 6 Handtage zu leisten, oder 3 Zugtage mit 2 Pferden und besaß er diese nicht, mit 4 Ochsen. Es blieb ihm also wöchentlich bloß ein einziger Tag zur Bestellung seines Feldes, wenn er nicht imstande war die Handtage in Zugtage zu verwandeln. Wollte überdies das Mißgeschick, daß der Herr auf seinen Gütern Brandschaden erlitt oder daß ein Unwetter seine fahrbaren Wege zerriß oder daß ein Wasserbau nötig ward, oder endlich, daß es ihm einfiel, Holz schlagen zu lassen, so mußte der arme geplagte Bauer die Brandstelle räumen und neue Gebäude mit aufführen helfen. Er war außerdem verbunden, die schlechten Wege auszubessern, Steine zu einem nötigen Wehrbau anzufahren und das geschlagene Holz einzuführen. Alle diese Dienste raubten ihm Zeit, ruinierten ihm Wagen, Geschirr und Vieh, und wenn er ermattet heimkam, trat oft die schlechte Jahreszeit ein und verhinderte ihn an tüchtiger Bestellung seines eigenen Landes. So geriet er immer tiefer und tiefer in Elend und Armut, versank unter dem steten Druck in Schmutz und Unwissenheit und ward eine willenlose, stupide Maschine seines launischen, im Ueberfluß schwelgenden Herrn.

Nicht besser hatten es Gärtner und Häusler. Jener mußte dreiviertel Jahr hindurch wöchentlich der Herrschaft 3 Handtage und im vierten wöchentlich 2 Handtage leisten; dieser wöchentlich einen Handtag, außerdem noch 12 Tage als Monatsdienst, und während der Erntezeit 4 Handtage . . .“ (I. 304 ff.)

„Nach dem Rezepte der Sue'schen Sensationsküche“[1]) scheint besonders die Stelle im Roman geschrieben worden zu sein, wo sich Willkomm über die „noch heutigen Tages in Jena bestehenden“, abscheulichen Verordnungen hinsichtlich der an die Anatomie abzuliefernden Leichname ausläßt: . . .

. . . . „Zuerst erfuhr ich, daß nur reiche Verwandte Selbstmörder von der Anatomie loskaufen können, ferner war es damals noch Sitte, daß nur bei der Sektion im Hospital verstorbener

[1]) H. Mielke, Der deutsche Roman. Dresden 1912. S. 101.

armer Mädchen, die gesetzlich auf die Anatomie geliefert werden mußten, das Hospitieren der Nichtmediziner gestattet ward. Jedermann weiß, daß diese nicht wissenschaftliches Interesse, sondern einzig und allein Neugier und wollüstiger Kitzel an den Seziertisch treibt.. . . .

Nach einer anderen gesetzlichen Bestimmung mußten alle unehelichen Kinder, wenn sie vor dem 14. Jahre starben, unausbleiblich auf die Anatomie geliefert werden. Wahrscheinlich sind die Gesetzgeber bei dieser höchst moralischen Bestimmung der Ansicht gewesen, die bis heute leider noch allgemein verbreitet ist, daß jede vom Priester nicht eingesegnete Verbindung eine sündhafte sei und der erkauften Liebe gleichkomme! Eine entsetzliche, verdammenswürdige Annahme, die jede reine Neigung tötet, die alle wahre Sittlichkeit untergräbt! . . .

Am schrecklichsten aber und geradezu unmenschlich erschien mir die grausame, aller christlichen Liebe hohnsprechende Verordnung, nach welcher alle Leichname gefallener Dienstmädchen, wenn auch seit ihrem Falle 40 Jahre vergangen sein sollten, der Anatomie anheim fallen sollten. Merken sie wohl, nur die Dienstmädchen, gefallene Töchter der Bürger und des Adels unterliegen dieser Strafe, die mithin nur für die Armut erfunden worden ist, nicht . . . ." (III. 153 ff.)

Großes Aufsehen erregten diese „Weißen Sklaven". Schon nach dem Erscheinen des dritten Bandes wurde ein Presse-Prozeß gegen Willkomm anhängig gemacht, der ihn sogar in persönliche Gefährde verwickelt haben soll.[1]) Ueber den näheren Grund und den Verlauf dieses gerichtlichen Verfahrens war es unmöglich, eingehendere Nachrichten zu erhalten. Jedenfalls aber sind die beiden letzten Bände auch noch im Jahre 1845 erschienen. Vor seiner Reise nach Italien, die er im Oktober 1845 antrat, gab er dann noch im Anschluß an seinen letzten Roman eine Erklärung ab, „wodurch er auf sein Buch den Verdacht der Unchristlichkeit leitete,"[2]) über die aber ebensowenig in Erfahrung zu bringen war wie über das Prozeßverfahren gegen Willkomm wegen seiner „Weißen Sklaven".

Noch im gleichen Jahre 1845 erschien der „Lohnweber" in Püttmanns Bürgerbuch (Cöln 1845), eine Novelle von Ernst Willkomm mit verwandtem Inhalt und später in Willkomms „Neuen Novellen" aus dem Jahre 1859 noch eine unter dem Titel „Opfer der Armut", die nochmals den Vorhang vor den düsteren Zuständen und den zum Himmel schreienden Nöten der schlesischen Weber hinwegzogen und die, wie die „Weißen Sklaven", Mahnrufe sein sollten, den Gedrückten und Gepeinigten die lindernde und helfende Hand zu reichen.

---

[1]) Franz Dingelstedt, Kritische Gastrollen. „Kölnische Zeitung" 1845. Nr. 324.

[2]) Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 61 und 62. Stuttgart und Augsburg. 1846.

Übersicht über Willkomms Werke in den Jahren nach 1848.

Die italienische Reise in den Jahren 1845 und 1846 bedeutete eine neue Wendung in Willkomms literarischer Tätigkeit. Ausgesprochen tendenziöse Werke in dem forcierten Stile, wie es in der jungdeutschen Periode die „Europamüden" und in der folgenden sozialpolitischen Epoche seines Schaffens vor allem die „Weißen Sklaven" gewesen waren, erschienen seitdem aus Willkomms Feder nicht mehr. Die Träume und Hoffnungen einer besseren und glücklicheren Zukunft waren mit dem Ausgange der revolutionären Bewegung des Jahres 1848 bitter enttäuscht zusammgebrochen.

Auf die oft übermütig kraft- und schwungvollen Schöpfungen, die sich mit Vorliebe und Berechnung schwebenden politischen, sozialen und religiösen Fragen des Tages zugewandt hatten, folgten nach 1848 Werke objektiveren Inhaltes, die nur noch das Unterhaltungsbedürfnis eines behäbigen Lesepublikums befriedigen sollten und konnten. Aus der Realität der Gegenwart, besonders den modernen Gesellschaftszuständen entnahm er allerdings auch jetzt noch vornehmlich die Stoffe zu seinen Romanen und wußte sie dadurch zu spannenden und fesselnden Büchern zu machen, während er sich in seinen zahlreichen See- und Landschaftsbildern von der schleswig-holsteinischen und friesischen Küste und seiner lausitzischen Heimat, die in den 50- und 60er Jahren entstanden, mit Glück an die schlichte oft dem Idyll sich nähernde Erzählungsweise der Dorfgeschichte hielt. Die alte Kampftendenz kehrte nur noch vereinzelt wieder in den Jesuiten-Romanen: „Die Nachtmahlsbrüder in Rom" (1847), der den polnischen Aufstand von 1846 zum Hintergrunde hat, sodaß die „Blätter für literarische Unterhaltung"[1]) schreiben konnten: „Es muß indes immer auf den Leser einen großen Effekt hervorbringen, die Szenen, die er noch kürzlich in den Zeitungen las, jetzt im Roman unter bekannten Räumen von bekannten Gestalten aufgeführt zu sehen", und in den „Töchtern des Vatikan" (1860). Die Samenkörner für diese beiden Werke und das 1865 erschienene „Der letzte Trunk" hatte er auf seiner italienischen Reise gesammelt, die ihm auch den Anlaß

---

[1]) Jahrgang 1847. S. 1306.

gegeben hatte, seine Erlebnisse und Eindrücke, die er von den politischen, sozialen und religiösen Verhältnissen Italiens bekommen hatte, in seinen „Italienischen Nächten" (1847) literarisch zu verwerten, wenn auch im großen, im Gegensatz zu vielen anderen, die Italien besucht hatten und glücklich und zufrieden von da heimgekehrt waren, der Eindruck von Italien auf Willkomm, wie später auf Hebbel, kein angenehmer und erfreulicher gewesen ist. In den „Italienischen Nächten", (II. 75) schreibt er: „Nirgend, wie unter den Ruinen Roms wird uns die erschreckende Wahrheit des Ausspruches: Sic transit gloria mundi einleuchtender; und die Gewißheit, daß auf dieser irdischen Scholle auch dem Glänzendsten kein ewiger Bestand gesichert ist, wirft über den entzückten Freudenblick unserer Seele den düsteren Nebelflor der Schwermut. Man kann unter diesen zerbrochenen und verschütteten Römerbauten, über deren bemooste Gesteine die schlanke Pinie ihren zierlichen Fächer ausspannt, in der Vorwelt Wundern schwelgen, glücklich werden aber und zufrieden wird man hier nicht!"

Die besten Romane aus der Zeit nach 1848 sind die in der ersten Hamburger Zeit, in der Art von Gustav Freytags „Soll und Haben", entstandenen Handelsromane, zu denen die große Hansastadt ihm die fruchtbarste Anregung geben konnte.[1]) Es erschienen die Romane, 1855 „Die Familie Ammer", in dem neben Hamburger auch herrenhutische Verhältnisse dargestellt sind und der noch 1855 von einem Paul Stein aus Mainz erfolgreich dramatisiert worden sein soll,[2]) 1857 „Rheder und Matrose", der eine farbenprächtige Schilderung enthält von der großen Sturmflut, von der Hamburg im Jahre 1825 heimgesucht wurde, und noch im gleichen Jahre 1857 erschien der Roman „Banco", der in seiner Absicht, geistige und materielle Werte einander gegenüber zu stellen und gegeneinander abzuwägen, lebhaft an ein verwandtes Thema früherer Jahre in „Eisen, Gold und Geist", anklingt.

Von den historischen Romanen, deren Willkomm in „Wallenstein" (1844), „Peter Pomerering" (1856), „Männer der Tat" (1861), ein Roman aus der Zeit und dem Leben E. M. Arndts, mehrere schrieb, verdient vielleicht noch „Dichter und Apostel" einige Beachtung, da er in diesem Romane dem unglücklichen schlesischen Lyriker Christian Günther, den er dem herrenhutischen Grafen Zinzendorf gegenüberstellte, ein Denkmal gesetzt hat.

Bis in die Mitte der 60er Jahre blieb Ernst Willkomm ein eifriger, viel gelesener und beliebter Schriftsteller. Einen

[1]) Noch im Beginn der 80er Jahre hielt Prof. Ludwig Chevalier in Prag einen Vortrag, in dem er ein Parallele zog zwischen Freytags „Soll und Haben" und Willkomms „Rheder und Matrose", welche beide ihren Boden im deutschen Großkaufmannsstand haben, und hob den Willkommschen Roman als charakteristisches Spiegelbild einer Epoche des Hamburger Handelslebens hervor. „Vossische Zeitung", 1910. Nr. 68, vom 10. Februar.

[2]) „Hamburgischer Correspondent" 1855. Nr. 247.

Anspruch auf literarische Bedeutung können die Werke dieser Jahre, die vielfach Familien- und Liebesgeschichten, wie sie in Masse geschrieben wurden, oder kleine unterhaltende Erzählungen, hin und wieder auch Kriminal- oder geheimnisvolle Geistergeschichten waren, nicht machen.

Die eigentliche Bedeutung Ernst Willkomms liegt in seinen Werken vor dem Jahre 1848, die ihn als stets eifrigen, republikanischen und demokratisch gesinnten Vorkämpfer für die volkstümlichen Ideen und Interessen des modernen Lebens, für fortschrittliche und liberale Reformen in den verknöcherten politischen und religiösen und unhaltbaren sozialen Verhältnisse zeigen.

Zu wenig in diesem Wollen und Streben gewürdigt wird die Literatur dieser Jahre der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der so manche Anregung besonders auf politischem und sozialem Gebiete zu verdanken ist. Man kann Gottschalls Worten nur zustimmen, der in seiner „deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts schreibt:[1]) „Wenig fruchtbringend ist die Vornehmheit, welche ihre Existenz ignoriert, oder der Mißmut selbst moderner Kritiker, der nach dem Vorkommen einzelner verheißungsvoller Blüten dazu neigt, ihr den Charakter des Epigonenhaften aufzudrücken. Ihre Existenz anzuerkennen, auf ihre gesunden Triebe, auf ihre der Sonne der Zukunft hingewandten Blüten hinzuweisen, aus der Verworrenheit der Tendenzen den Zug geistiger Einheit hervorzusuchen, sich in die Mannigfaltigkeit ihrer Leistungen liebevoll zu versenken: das scheint uns die würdigste Aufgabe des modernen Literarhistorikers."

Als charakteristische Erscheinung in jener bewegten Zeit zwischen der Julirevolution in Frankreich und der Märzrevolution in Deutschland wird Ernst Willkomm neben den anderen Schriftstellern der jungdeutschen Epoche stets seinen Platz in der deutschen Literatur behaupten können.

---

[1]) II. Bd., Seite 8.

Bibliographischer Teil.

Ernst Willkomms Werke.

Julius Kühn. Eine Novelle. 2 Bücher. Leipzig 1833.
Bernhard, Herzog von Weimar. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig 1833.
Erich XIV., König von Schweden. Ein dramatisches Gedicht in 3 Teilen. Leipzig 1834.
Buch der Küsse. 33 Gedichte. Leipzig 1834.
2. Auflage mit Stahlstichen nach Retzsch und Enzigmüller. Leipzig 1844.
Jahrbuch für Drama, Dramaturgie und Theater. Herausgegeben zusammen mit A. Fischer. 8 Lieferungen. Leipzig 1837—39.
Civilisationsnovellen. Leipzig 1837.
Die Europamüden. Modernes Lebensbild. 2 Teile. Leipzig 1838.
Lord Byron. Ein Dichterleben. Novellen. 3 Bände. Leipzig 1839.
Der Traumdeuter. Ein Roman. Stuttgart 1840.
Grenzer, Narren und Lotsen. Eine Sammlung von Novellen, Land- und Seebildern. 3 Teile. Leipzig 1842.
Denkwürdigkeiten eines österreichischen Kerkermeisters. Nach wahren Begebenheiten erzählt. Leipzig 1843.
Sagen und Märchen aus der Oberlausitz. Mit 9 Federzeichnungen von G. Ostwald. 1. Aufl. Leipzig 1843. 2. Aufl. Leipzig 1845.
Eisen, Gold und Geist. Ein tragikomischer Roman. 3 Teile. Leipzig 1843.
Schattenrisse aus dem Volks- und Fürstenleben. Novellen und Wanderskizzen. Leipzig 1844.
Wallenstein. Historischer Roman. 4 Teile. Leipzig 1844.
Der deutsche Bauer. Ein Volksbuch auf das Jahr 1844. I. Jahrg. mit einem Porträt und mehreren Abbildungen. Leipzig 1844.
Weiße Sklaven oder die Leiden des Volkes. Ein Roman. 5 Teile. Leipzig 1845.
Blitze. Novellen, Schilderungen und Skizzen. 2 Bände. Leipzig 1846.
Italienische Nächte. Reiseskizzen und Studien. 2 Bände. Leipzig 1847.
Die Nachtmahlsbrüder in Rom. Ein Roman. 3 Teile. Leipzig 1847.
Ein Brautkuß. Irische Novelle. 2 Teile. Leipzig 1848.
Wanderungen an der Nord- und Ostsee. Mit 3 Stahlstichen. Leipzig 1850.
Im Wald und am Gestade. Dessau 1854.

Handbuch für Reisende des deutschen Riesengebirges, die Sudeten, nebst Ausflug nach Prag. 4. gänzlich umgearbeitete Ausgabe von Herloßsohn, das Riesengebirge. Mit 28 Stahlstichen. Leipzig 1854.
Von Berlin nach Hamburg, nebst Schildereien aus Lübeck und Hamburg. Leipzig 1855.
Die Familie Ammer. Ein Sittenroman. Frankfurt a. M. 1855.
Peter Pommerering. Historischer Roman in 2 Bänden. Prag 1856.
Novellen und Erzählungen. 2 Bände. Hannover 1856.
Rheder und Matrose. Ein Hamburger Roman. Frankfurt a. M. 1857.
Banco. Ein Roman aus dem Hamburger Leben. 2 Teile. Gotha 1857.
Meteore. Novellenzyklus. 2 Bände. Nordhausen 1858.
Neue Novellen. Nordhausen 1859.
Am häuslichen Herd. Kriminal- und Strandgeschichten. 2 Bände. Gotha 1859.
Dichter und Apostel. Roman in 4 Büchern. Berlin und Frankfurt a. M. 1859.
Verirrte Seelen. Ein Roman. 3 Teile. Leipzig 1860.
Die Töchter des Vatikan. 3 Teile. Leipzig 1860.
Mosaik. Ausgewählte Erzählungen. 2 Bände. Leipzig 1860.
Moderne Sünden. Ein Roman. 3 Bände. Nordhausen 1861.
Männer der Tat. Ein Roman aus der Zeit und dem Leben Arndts. 4 Teile. Leipzig 1861.
Aus deutschen Gauen in Nord und Süd. Volks- und Sittenschilderungen. Gotha 1862.
Im Bann und Zauber von Leidenschaft und Wahn, von Ernst und Scherz. Licht- und Nebelbilder. Leipzig 1862.
Am grünen Tische. 4 Kriminalgeschichten. Leipzig 1862.
Stalaktiten. Erzählungen in gebrochenem Licht. 2 Bände. Gotha 1863.
Auf zerborstener Erde. Friesische Geschichten. Bockenheim 1863.
Aus alter und neuer Zeit. 4 Erzählungen. 2 Bände. Leipzig 1864.
Frau von Gampenstein. Leipzig 1865. Ein Roman.
Der letzte Trunk. Berlin 1865. Ein Roman.
Ein Stiefkind des Glückes. Humoristischer Roman aus dem Leben. Leipzig 1867.
Gesellen des Satan. Roman in 12 Büchern. 2 Abteilungen zu 3 Bänden. Jena 1867.
Die Welt des Scheines. 4 Erzählungen. 2 Bände. Gera 1869.
Im Glück verwildert. Roman. 3 Bände. Berlin 1873.
Wunde Herzen. Roman. 3 Bände. Berlin 1875.
Das gefährliche Vielliebchen. In „Reiselektüre". Sorglose Stunden im Kreise beliebter Erzähler. Herausgegeben von F. W. Hackländer. Stuttgart 1877—82. Nr. 91.
Der Todseher und andere geheimnisreiche Geschichten von Ernst Willkomm. Illustriert von Alfred Kubin. Berlin 1910.

Von Willkomm redigierte Zeitschriften und Zeitungen.

Jahrbuch für Drama, Dramaturgie und Theater. Redigiert zusammen mit A. Fischer in den Jahren 1837—1839. Leipzig.
Zeitung für die elegante Welt. (Nur vorübergehend) 1837. Leipzig.
Der deutsche Bauer. Ein Volksbuch auf das Jahr 1844. Nur ein Jahrgang erschien. Leipzig.
Europa. Chronik der gebildeten Welt. Vorübergehend redigiert im Jahre 1847. Leipzig.
Lübecker Zeitung. Redigiert von September 1849 bis April 1852.
Jahreszeiten. Hamburger Neue Modezeitung. Von September 1853 bis September 1855.
Staats- und Gelehrte-Zeitung des Hamburgischen unparteiischen Correspondenten. Als deren Feuilletonredakteur von 1853 bis 1857.

Zeitschriften und Zeitungen mit Beiträgen von Ernst Willkomm.

Augsburger Allgemeine Zeitung.
Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig.
Bremer Sonntagsblatt. In Verbindung mit dem Bremischen Beobachter. Redigiert von F. Pletzer.
Cölnische Zeitung.
Das deutsche Bürgerbuch. Herausgegeben von Püttmann. Cöln 1845.
Dioskuren für Kunst und Wissenschaft. Herausgegeben von Theodor Mundt. Berlin 1836 und 1837.
Europa. Chronik der gebildeten Welt. Leipzig.
Fränkische Blätter. Von Friedr. Bran. Jena.
Freihafen. Herausgegeben von Theodor Mundt. Altona.
Gartenlaube. Leipzig.
Komet. Konversationsblatt für gebildete Leser. Herausgegeben von C. Herloßsohn. Leipzig.
Leipziger Sonntagsblatt.
Leipziger Zeitung.
Minerva. Redigiert von Hermann Wimmer. Nürnberg.
Morgenblatt. Stuttgart.
Neue Leipziger Zeitung.
New-Yorker deutsche Schnellpost.
Phönix. Frühlingszeitung für Deutschland. Herausgegeben von E. Duller, Frankfurt a. M. 1836 und 1837.
Zeitung für die elegante Welt. Leipzig.

Ernst Willkomms Mitarbeit an Roman-Bibliotheken.

„Album“. Bibliothek der Originalromane der beliebtesten Schriftsteller. Redigiert von J. L. Kober. Prag.

„Belletristische Hausbibliothek. Eine Sammlung der besten deutschen Orginalromane. Frankfurt a. M.

„Das belletristische Inland“. Sammlung deutscher Originalromane. Wien.

„Bibliothek der Originalromane“. Leipzig.

„Brockhaussche Reisebibliothek“. Leipzig.

„Deutsche Bibliothek“. Frankfurt a. M.

„Novellenbibliothek“. Sammlung auserlesener Romane und Novellen. Bockenheim und Duisburg.

„Reiselektüre“. Sorgenlose Stunden im Kreise beliebter Erzähler. Herausgegeben von F. W. Hackländer. Stuttgart 1877—82.

Aus dem Briefwechsel Ernst Willkomms mit der Schriftstellerin Fanny Tarnow in den Jahren der Entstehung der „Europamüden", 1837—1838.

Leipzig, 12. Januar 1837.

Heute vor 8 Tagen, verehrtes Fräulein, erhielt ich Ihren lieben Brief, dessen Beantwortung ich, ohne mich selbst zu beschämen, nicht länger hinausschieben darf. Es bedarf nicht erst der Versicherung von meiner Seite, daß ich mich innigst gefreut habe, in Ihnen so unerkünstelte Teilnahme für alles, was in der Gegenwart den Menschen und seine Zeit bewegt, entdeckt zu haben. Es ist selten, daß diejenigen, welche einer früheren Epoche angehören, mit so vollem Herzen sich dem oft gewaltsam Zerstörenden der Neuzeit hingeben. Dies würde mir bei Ihnen rätselhaft erscheinen, läge es nicht in der Natur der Weiblichkeit, bei kraftvoll bewahrter Regsamkeit innerster Lebensentfaltung einem völlig Neuen sich leichter und ganz hingeben zu können als der Mann. Tritt dieser in die Epoche des Werdens, der Bildung seines Charakters, so wird er gern hart und obstinat, und ich möchte den Mann sehr hoch schätzen, der seine eigenste Natur so weit besiegen kann, daß er ohne egoistische Koketterie dem Gerechtigkeit widerfahren läßt, was in seiner Ursprünglichkeit nur widerlich auf ihn einwirken muß. Wir sind unsere eigenen Feinde, und, gehen wir zu Grunde, so erliegen wir weniger den Anfeindungen verdeckter, heimtückischer Lebensmächte als dem eigenen Starrsinn.

Ihre Bemerkungen über meinen Aufsatz sind mir sehr schätzbar, die Lücke, deren Sie Erwähnung tun, muß jedem eingeweihten Auge auffallen; allein, es ist nicht meine Schuld, daß sie vorhanden. Der Berliner Zensor fand es passend, das Unvollkommene einer relativen Vollkommenheit vorzuziehen und strich in seiner Machtvollkommenheit ziemlich den dritten Teil meines ganzen Artikels. Sie können leicht ermessen, daß Namen wie „Mundt", auch die übrigen mit sich fortrissen in ihr Verderben. Es war töricht von mir, die Meinung zu sagen als dürfe man ein unparteiisches Wort über bereits Gerichtete aussprechen. — Obgleich ich die Schriften des sogenannten jungen Deutschland nur als historisch gegebene betrachtete und an ihnen den Thermometerstand modernen Lebens berechnete, ward doch jeder Anklang unerbittlich getilgt. Diese Neckerei einer unter dem Deckmantel

christlich, demütiger Gesinnung herumschnüffelnden Niederträchtigkeit unterminiert alles Leben und nagt den frischesten Keim jugendlicher Kraft an, bevor er noch zur Blüte aufsprossen kann. Das ist der Fluch der Zivilisation, die, übermütig geworden vor Dünkel, sich selbst vernichtet. Es ist alles in unseren Zuständen eingeschrumpft zur widerlichsten Unnatur; jedes Wort, das die lügengewohnte Zunge mechanisch hinstottert, ist eine Perfidie gegen das Bessere. Wir profanisieren unsern Gott, weil wir das rein Menschliche in uns schon längst zur schmachvollsten Notzucht gemißbraucht haben. —

Verzeihen Sie mir diese bittere Analyse einer Welt, die, hat sie noch Tränen und ein Herz, das zu fühlen, sparsam damit umgehen muß, will sie ihr eigenes Elend beweinen. Sie haben gewiß recht, wenn Sie in vieler Hinsicht wünschen dürfen, ein Kind der Gegenwart zu sein, aber bedauern Sie nicht, daß es Ihnen nicht vergönnt ist, die Qual dieses neuen Werdens in sich durchzufühlen! Es ist keine heilige Freude in diesem Dasein, von Schmerz, Wahn und Fluch zerrissen. Wohl kann sich nur ein Halbtoter befinden! —

Dies berechtigt mich, Ihnen ein Wort zu sagen über eine Arbeit, die ich bald zu beginnen gedenke. Zwar ruht die Idee bis jetzt völlig unentweiht in meiner tiefsten Seele, und Sie mögen die Größe meines Vertrauens zu Ihnen darin ermessen, daß Sie das erste Wort von dem erfahren, was mich seit langem tief und oft schmerzlich bewegt. Meiner Ansicht nach kann das Europa der Gegenwart nicht mehr lange in dieser Apathie seines ganzen Daseins verharren, — es muß sich entweder aufraffen zur großen, meinethalb wilden, blutigen Tat, oder zusammenstürzen in sich selbst und als ein Totes dem Gericht der Weltgeschichte wenigstens auf Jahrhunderte anheimfallen. Wir beklagenswerten, elenden Kinder dieses faulenden Europa, die wir fühlen und erkennen, daß nur die große Tat, die Wiedergeburt des ganzen europäischen Lebens Land und Kind retten kann, sind der Verachtung vor uns selbst und der ewigen Schmach der Nachwelt anheimgefallen, wenn wir diesen Zustand des langsamen Dahinsterbens ertragen. Tat, gewaltsame Tat ist not zum neuen, mutigen Tugendleben! Diese kann nur eine zweifache sein, entweder Flucht aus dem modergrünen, zertrümmerten Europa in eine neue, ferne Welt, — lassen Sie es einstweilen Amerika sein, — oder Tod durch Selbstmord. Der Selbstmord ist tugendhaft in dieser Lage des Lebens, das Leben eine Gemeinheit, eine Unmoralität, eine Profanation! — Erschrecken Sie nicht vor dieser Skizze einer Doktrin, die weder christlich noch aesthetisch zu sein scheint. Es liegen Keime in unserem gegenwärtigen Leben, die nur des kleinsten Sauerstoffes bedürfen, um zu mächtigen Bäumen aufzusprossen. Leugnen will ich nicht, daß unsagbar Vieles auf ein Altwerden des Christlichen im Leben hindeutet. Ich selbst halte die

Idee fest aber zerschlage die Form, die in ihrer jetzigen Gestalt nur binden kann. Der Mensch steht mir höher, als dieser verflachte und filtrierte Christ, der, durch das Seihnetz der Demut gegossen, ein bloßer Schemen seiner ursprünglichen Göttlichkeit bleibt. Dieses will ich dem im Glauben schamlos gewordenen Geschlecht wieder vindicieren und dies in einem Roman tun, wovon das kurze Netz Ihnen in dem Gesagten vorliegt. Den Namen verschweige ich Ihnen noch und bitte zugleich inständigst reinen Mund über diese Mitteilungen zu halten. Es wird mich freuen, wenn Sie Interesse an dem finden, was hierin noch als ein verschlossenes Geheimnis ungestüm nach Mitteilung und Anerkennung strebt, tobt und blutet. Der Gedanke ist zensurwidrig aber nicht menschenfremd. Es kommt jetzt nur auf die Art der Fassung an, um ihn durch die Douanen-linie zu schmuggeln. Ist er erst ein Lebendiges geworden, dann mag die Welt damit tun, was ihr beliebt, es soll mich wenig kümmern! — Alle Wünsche, die Sie mir freundlich zugesendet, mögen auch Ihr Leben in diesem Jahre verschönen. Bitte schreiben Sie mir bald wieder, wenn mein Geschwätz Ihnen nicht zu große Abscheu vor dem Schwatzenden eingeflößt hat. Kommen sie recht bald und oft nach Leipzig und bewahren Sie mir ein gütiges Andenken.

Leipzig, 16. Februar 1837.

Sie könnten wohl Ursache haben, mit mir böse zu sein, verehrtes Fräulein, da ich Ihren inhaltreichen Brief erst jetzt beantworte. Mannigfache Arbeiten, notwendige Correspondenz, vorübergehend auch Mißmut und Grippe hielten mich bis heute davon ab.

Ueberlese ich jetzt Ihr Schreiben nochmals, so möchte ich auf die darin liegenden Anregungen fast ein Buch als Antwort schicken. — Haben Sie aber keine Sorge, ich will vorläufig nur bei dem Maße eines Briefes stehen bleiben. Das Buch soll als Dolmetscher meines tieferen Lebens, wills Gott, auch nicht ausbleiben.

Sie warfen mir Terrorismus vor in meinen Aeußerungen. So kahl hingestellt, wie dies meistens in Briefen geschieht, könnten Sie auch in der Tat dazu berechtigt sein. Doch gebe ich Ihnen zu bedenken, daß ich Blut nur nur als letztes Mittel, die Ohnmacht wieder tatkräftig zu machen, forderte. Fürchten Sie nicht, ich selbst huldige der Ansicht, man handele allein edel, lege man in der Gegenwart Hand an sich selbst. Dies ist weder meine Meinung noch weniger meine Doktrin. Soll aber der Zeit geholfen werden, so ist es nötig, daß man sie blutig ritze oder geißele, je nachdem sie in Starrkrampf oder Apathie versunken. Ich will nichts als Tat und zwar eine Tat, die uns herauszuheben vermag aus dem verschlammmten Leben. Können Sie leugnen, daß politisches wie religiöses wie soziales Leben in seiner Ueberfeinerung ungesund und brandig sei durch und durch? Und, ist diesem Uebelstande anders zu helfen als durch gewaltsame Aufregung? Man breche

hier nicht den Stab über angewandte Mittel. Außerordentliche Zustände haben mit der Gewöhnlichkeit auch dann nichts zu schaffen, wenn an ihre Heilung gedacht werden soll. Das Elend, was die Menschen der jüngsten Zeit drückt und zermalmt, liegt nicht in Irreligiosität, Unglauben und Immoralität, sondern in dem Indifferentismus, der erwachsen ist aus einer zu früh ausgebrochenen Bewegung. Die schwangere Freiheit ging über den Bastilleplatz in Paris spazieren, freute sich und gebar ein unzeitiges, schwaches Kind. Diesem Manne hat die Welt gehuldigt, ihre Hütte an sie gelehnt und sie zum neuen Weltheilande ausgerufen, während sie doch nur der neue Popanz ist, um den die Narren tanzen. Diese Julirevolution hat uns schlaff gemacht, wie wir es religiös längst schon sind durch die Verpackung des ewig Christlichen mittels willkürlicher Dogmen. Betrachten wir das, was uns als Religion vorgetragen wird, so müssen wir bekennen, daß es sich jetzt nicht mehr um Anbetung des Gekreuzigten, sondern des Holzes der Marterbank handelt. Dies kann mich empören, nicht gegen den Erlöser, sondern diejenigen, die sich frech genug seine Diener nennen. Die Konflikte, des religiösen und politischen Lebens, beide herabgesunken zum Näseln von Friedensmelodien, gebären das soziale Zerwürfnis, und dies in seiner allgemeinen Verbreitung den Jammer der Völker.

Man hat nur noch Fragen, keine Handlung. Die Völker sind zu Rechenmeistern geworden und das Kontor ist an die Stelle des geistigen Dichters getreten. Ist der Mensch nur Maschine, in Bewegung gesetzt vom Golde, so kann er nicht mehr groß und frei sein als Geschöpf. Nun kommt noch hinzu die sogenannte Zivilisation, die ich hoch achte als Produkt äußerer Kultur und Beförderer großer Weltzwecke, bricht sie aber das Herz entzwei, das ewige Leben des Menschlichen, so ist sie verabscheuungswürdig. Europa hat diese sublime Bildungsepoche erstiegen. Es steht als Gentleman oder galant'nomo auf dem Gipfel seines Entwicklungsganges, zupft sich die Vatermörder zurecht, staubt sich den gewichsten Schuh mit seidenem Taschentuche ab und schlürft das Aroma seines parfümierten Haares, während ihm zu Füßen das ewig junge Chaos der Geschichte liegt und im Fieberklopfen durch die versteinerten Pulse tobt. — Gott im Himmel, sind wir denn kindisch geworden, trotz unserer vieltausendjährigen Geschichte! Es ist Zeit, diesem seltsamen Picknick von weltumfassender Spekulation und hinsiechender Kleinbürgerlichkeit zuzusetzen bis es lebendig wird! —

Nehmen Sie dies als ein leidenschaftlich gefühltes Glaubensbekenntnis, so werden Sie im Umriß ungefähr begreifen, wohin ich ziele. Auch bin ich hoffentlich ruhig genug, um das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten. Ein Brief ist bei mir freilich immer ein unsicherer Thermometer. Er steht immer um zwanzig Grad höher als das Wort, was ich der Welt im Großen vorlegen will.

Sie können mir vertrauen und überzeugt sein, daß ich schwerlich etwas hinstelle, was sich nicht verantworten läßt vor dem Richterstuhl einer republikanischen Moral. Auch kann etwas an sich eine Unmoralität sein und doch in seiner Verbindung und seiner Stellung zum Ganzen als Moralität herausleuchten. So in meinem Buche.

Stellte ich nun Amerika hin als einen Zufluchtsort für denjenigen, der in Europa nicht mehr Befriedigung finden könne für die Sehnsucht, ein Kind eines in allen Phasen freigegebenen Lebens zu werden, so will ich damit nicht dem Geldstolz der auch dort Entarteten die Brücke treten. Mein Zweck ist, dem geschwächten Europäer eine gesunde Naturkraft zu zeigen und sei es in der Roheit des Halbbarbaren. Behalte sich Europa den Hellblick seiner hohen Intelligenz, den ewigen Fonds seines im Kampf geübten Geistes, aber schüttele es die Unnatur ab, in die es sich gekleidet, seit es aus mißverstandener Demut der inneren Kräftigkeit entsagt und unkriegerisch (ich meine das geistig) geworden aus Verehrung einer Zivilisation, die nicht Produkt des Verstandes, heiliger Begeisterung oder reiner Menschenwürde ist, sondern ein zweideutiges Parfüm, entstanden durch die leise Verwesung, die sich angesetzt hat an seinen entweihten Leib.

Hier haben Sie kurz aber auch nur skizzenhaft ein Netz dessen, was ich behandele in meinem Buche, das den Titel „Die Europamüden" führen wird. Schon habe ich mich seit einigen Tagen niedergetaucht in die Wollust dieses geistigen Liebesgenusses. Wie ein schimmernder Sternenhimmel hängt die ungeborene Schöpfung über mir und erleuchtet die dunkelsten Räume meiner Seele. Es wird hart hergehen beim Bilden dieser Stoffe, die mich lange gequält haben, ehe ich sie ordnen konnte, um den formenden Meißel daran zu legen. Können Sie mir auch nicht beistimmen in allem, Sie werden gewiß dem Ganzen Gerechtigkeit widerfahren lassen und sei's bloß deshalb, weil ich die ewige Unschuld der reinen, kindgebliebenen Weiblichkeit auch in der Umgestaltung weltlicher Formen als das Erlösende aufstelle und durchführe.

Der Plan zu meiner Bearbeitung Byrons ist dadurch jetzt etwas in den Hintergrund gedrängt worden, doch hoffe ich noch im Laufe dieses Jahres auf ihn zurückzukommen, wenn nicht etwa ein anderes größeres literarisches Unternehmen, das im Werke ist und mir viel Zeit durch die nötigen Vorarbeiten raubt, mich länger daran verhindert. Die erste Novelle aus Byrons Leben erscheint zu Ostern im zweiten Heft der Mundt'schen „Dioskuren". Außerdem wird bald nach der Messe ein Band Novellen in der Wunderschen Verlagshandlung herauskommen, von denen die eine freilich einer früheren Zeit angehört, die ich für meine Entwicklung als völlig antiquiert betrachten kann. Eine zweite dagegen liegt im Leben der Gegenwart und gibt einen Moment eigenen Fühlens und Denkens.

Mit herzlichem Bedauern hörte ich gestern von Kühne, daß auch Sie viel an der Grippe litten und noch jetzt leidend sind. Möchten Sie recht bald einer dauerhafteren Gesundheit genießen und uns in möglichst kurzer Zeit durch einen Besuch erfreuen. Bleiben Sie gar zu lange aus, so wäre es nicht unmöglich, daß ich mir einmal auf einen halben Tag die Lage von Weißenfels besähe, wobei Sie meinem Namen wohl freundlich ein „en“ anhängen würden.

Um Entschuldigung wegen der Lebhaftigkeit meiner Eröffnungen darf ich wohl nicht erst bitten. Macht es Ihnen Vergnügen, so würden Sie mich durch eine recht lebhafte Fortsetzung der Debatte wahrhaft erfreuen. Mit den besten Wünschen für Ihr Wohl und der Bitte um fernere Teilnahme

Ihr freundlichst ergebener
E. W.

Leipzig, 17. Juni 1837.

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank, teure Freundin, für Ihren liebevollen Brief. Es tut mir wahrhaft leid, daß ich im Augenblick Ihr freundliches Anerbieten nicht annehmen kann, doch gebe ich einen Besuch in Weißenfels nicht auf, wenn ich ihn auch noch einige Zeit verschieben muß. Recht gern möchte ich noch einmal ganz ungeniert mich mit Ihnen aussprechen, da ein Zurückhalten nicht gerade in meiner Natur liegt, wohl aber von den Umständen zuweilen geboten wird, deshalb gehe ich herzlich gern auf Ihren getanen Vorschlag ein, vorausgesetzt, daß Sie nicht im mindesten dadurch in Ihrer gewohnten Behaglichkeit gestört werden.

Das Urteil, welches Sie über meine jüngsten Produkte aussprachen, ist fast zu anerkennend, so sehr es mich gerade bei Ihnen erfreut, da ich Sie genug zu kennen glaube, um das Gesagte für Ihre wahrhaftige Meinung ansehen zu können. Am wenigsten bin ich eigentlich mit meiner Byronnovelle zufrieden. Das Produkt hat mich mehr geängstigt, als man glauben sollte, da ich es in einer Zeit schrieb, die ich nicht zu den glücklichen rechnen mag. Hoffentlich gelingt es mir, die nachfolgenden sieben, in denen sich das ganze innere und äußere Leben des gewaltigen Menschen abrollen soll, glücklicher zu behandeln und mit ergreifenderer Leidenschaftlichkeit einzufassen in den Rahmen künstlerisch bildender Besonnenheit. Ich möchte schon wissen, wie Byrons tief zerrissene Natur sich gestaltet hätte, wäre er ein Deutscher, geboren worden und unserer Zeit Bürger gewesen. — Die Grenzwanderungen setze ich gelegentlich fort, da mir diese Bilder, die mehr oder weniger früher Erlebtes besprechen, am Herzen liegen und sich auf eine artige Weise zu einem Ganzen verbinden lassen. Ich habe noch einen Vorrat von etwa 15 oder 16 ähnlicher Grenzgemälde, denen ich nur eine gleich günstige Aufnahme bei den Wohlwollenden und Mitfühlenden wünsche.

Da Sie einen so innigen Anteil nehmen an meinen Arbeiten, so darf ich auch wohl ein paar Worte über meine „Europamüden“ fallen lassen. Ich habe das Werk am vorigen Mittwoch beendigt und fühle mich jetzt um vieles leichter. Die Sorge, die jeden produktiven Menschen ängstigt, naht er sich dem Schlusse einer größeren Arbeit, hat etwas leidenschaftlich Aufreibendes, wie Sie wohl selbst es oft genug durchlebt haben werden. Hängt sich nun an das Geschaffene noch das Gewicht einer gärenden Zeit und Menschheit, so vermehrt sich diese Angst um ein großes Teil. Man will nicht zu schroff, zu gewaltsam sich der Stunde hingeben und doch auch nicht mattherzig schließen, nicht teilnahmslos und kalt sich aus der Affäre ziehen. So sitzt man wie galvanisiert am Pult und bemüht sich umsonst die Hast des Gedankens zu fesseln, dem bäumenden einen sanften Zügel anzulegen, am Ende geht er doch noch durch und wirft dies und jenes Behindernde unerbittlich zu Boden.

Ihr Wunsch, dies mein jetzt gewiß bedeutsamstes Buch kennen zu lernen in seiner ersten Gestalt, ist mir sehr wert, und ich möchte Ihnen diese peinigende Freude schon gönnen, wenn ich Ihnen zumuten könnte, ein Manuskript von mehr als 100 Bogen durchzulesen. Gewiß schrecken Sie selbst davor zurück, da Manuskripte lesen wahrhaftig keine amüsante Beschäftigung ist. Wären Sie hier, so ließe es sich wohl eher noch bewerkstelligen, ich wünschte sogar gerade über einzelne Partien meines Buches Ihr offenes Urteil zu hören, indem ich dem weiblichen Gemüt in seiner Unmittelbarkeit in vielen Dingen ein bei weitem richtigeres Urteil zutraue als dem Manne, der sich in der Regel schon mit der kritischen Brille auf der Nase zur Lektüre hinsetzt. Wir Männer machen gar zu gern ein Geschäft aus dem Tadeln und tadeln mit mehr Lust als wir leben. Bei den Frauen ist es gerade umgekehrt und deshalb eine Zurechtweisung von dieser Seite in ihrer milden Anmut viel ersprießlicher. Einen Vorschlag nun habe ich aber noch, den Sie überdenken mögen. Sobald der Druck meiner Novellen beendigt und mein dramatisches Journal nach kürzlich erhaltener Konzession geordnet frei wird, komme ich zu Ihnen nach W. Jedenfalls dürfte dies gegen Ende Juli möglich sein. Dann bringe ich Ihnen, erlauben Sie es, mein ganzes Manuskript mit in einer möglichst leserlichen Abschrift, und haben Sie noch Lust, sich durch dies Konvolut hindurchzuarbeiten, so solls Ihnen unverwehrt bleiben. Im Grunde aber wünsche ich es nicht. Bruchstücke, glaube ich, dürften Sie anfangs mehr befriedigen. Kennen Sie es ganz vor dem Drucke, so schreckt es Sie am Ende ab, nach dem Druck einen Blick hinein zu tun, und doch gewinnt ein Buch dadurch erst wahre Bedeutung. Uebrigens lasse ich diesen zwei Bänden später noch einen dritten folgen, in dem ich den Faden nochmals anknüpfen und die aus dem Strudel Geretteten zu einem Ziele geleiten werde, das allein in einer milden Freiheit sich glänzend verwirklichen kann.

Was Sie mir sonst noch liebevoll ans Herz legen, dafür sei Ihnen aufrichtig gedankt. Ich mag und kann Ihren Vermutungen nicht widersprechen, ob Sie sich auch in Einzelheiten irren mögen. Einem geschärften durch tausendfache Erfahrung erhellten, frommen Blick möchten wohl sehr schwer gewisse Herzensregungen verborgen sein. Allein, nicht jeder hat Glück. Es liebt die Vorsehung, an die Wiege mancher Menschen statt des Engels einen höhnisch lächelnden Satyrn zu stellen. Das Lächeln kann reizen, fesseln, hinreißen und doch ein Satyrlächeln bleiben. Wer nun die Kraft besitzt, sich dagegen mit Kaltblütigkeit zu wappnen, der mag weise sein, ein leidenschaftlich bewegter Mensch aber ist selten ein Schüler der Weisheit. Ihm eignet es mehr, Gott zu fragen, warum es ihn beliebt hat, der Erfinder der Unsterblichkeit zu sein? Das Recht zu einer solchen Frage gibt ihm freilich nur der eigene Stolz und Trotz, und dieser mag zuweilen die Flügeldecken der Schönheit tragen, aber doch nicht reizend und bezaubernd sein. Jedoch kann niemand streiten gegen sich selbst, darum bleibe sich ein jeder nur treu, solange nicht auch diese Treue ein Verbrechen heißt im Katechismus der Zukunft.

Ihren letzten Worten, „daß uns die Frömmigkeit fehle“, gebe ich recht, nur muß ich Sie bitten zu bedenken, daß dies Mangelnde nicht ein willkürlich von uns Verscheuchtes ist, sondern als ein Produkt der Zeit betrachtet werden muß, die unfromm sein darf, weil ihr eben nicht mehr erlaubt ist, fromm zu bleiben. Gerade dieser Abfall von der guten, alten Frömmigkeit scheint mir die Religiosität der Gegenwart zu sein. Auch Unglaube ist ein Glaube, wenn dieser verloren gegangen in sich selbst und seiner machtlosen Schwäche. Das ist es, was mich oft erbost und aufbringt gegen den kalten Mißmut der Stellvertreter Christi. In Ihnen finde ich die wahren Schergen des tief empfindenden Menschenherzens. Sie wissen nicht, was sie wollen mit ihrem Zeter und haben nie begriffen, daß eine wie Lästerung klingende Rede das Abendgebet einer Welt sein kann, die abgeschlossen hat mit ihrem Gott und ihrem Heil. Der Nichtglaube der jetzigen, jungen, strebenden Welt ist die erste, sichere Basis für den freien Tempel, der in vielleicht wenig Jahren den gereinigten Gott der jetzt so schandbar beschmutzten Religion triumphierend in sich aufnehmen wird. Ich selbst denke dies noch zu erleben und dafür zu arbeiten. Denn so wenig fromm ich zu sein glaube, so viel Anlage zu einer freien Religiosität fühle ich in mir. Helfen Sie, beste Freundin, das Talent zu späterem Glücke mit milder Hand in mir entwickeln. Sie pflegen keinen Undankbaren!

Auf Ihre „Chlorinde“ freue ich mich sehr und denke auch in ihr das wieder zu finden, was ich als Eigentümliches so gern an jedem einzelnen zu schätzen weiß. Wir können über gewisse Dinge die verschiedensten Ansichten haben, ohne uns deshalb im ganzen und großen voneinander zu entfernen. Dies läßt mich

auch hoffen, Sie werden dem, was ganz gewiß Ihrer innersten und geheimsten Natur in meinen „Europamüden“ widerstreben muß, doch als ein notwendiges Surrogat zur Entwicklung des rein Menschlichen in der Geschichte der Völker Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ueberhaupt fürchte ich nicht die Opposition, sondern die Ohnmacht derer, die nie begreifen können, daß nur im Kampf der ewige Friede des Lebens träumt. Dies sind die Heillosen und in einem gewissen Sinne sogar die unbewußten Unmoralischen. Denn weit weniger finde ich die freie, kecke Sünde unmoralisch als die ohnmächtige Schlafheit, die es anwidert, grob zu sein in Gedanken und scharf im Wort. Diese Sorte Menschen kriecht herum um das stürmende und deshalb auferbauende Menschengeschlecht wie der Efeu, dessen verschlafenes Laub auch aussieht als habe der Schöpfer das Zeug wachsen lassen aus dem letzten Ueberrest des Chaos, aus dem Urkehricht der Schöpfungselemente. Sie hindern und darum sind sie unmoralisch.

Bitte, bitte werden Sie nicht böse; Sie sollen in dem Gesagten keine fertige Doktrin, sondern nur einzelne Bausteine oder Gedankenkreise finden zu der neuen Weltbibel, die ich einmal zu schreiben gedenke, ohne die gute alte zu lästern.

Erlaubt es Ihnen die Zeit und macht es Ihnen Freude, zuweilen einen kleinen Streit mit mir einzugehen, so können Sie mich dadurch nur erfreuen.

Leben Sie glücklich und genießen Sie in Ihrer schönen Gegend die frischen, warmen Sommertage, die jetzt endlich vom Himmel herabfallen, um uns zu erquicken.

Leipzig, 15. Juli 1837.

Es scheint, der Himmel will mir die Freude, Sie, teure Freundin, in Ihrem Wohnorte zu sehen nicht gönnen. Seit Wochen schon stärkte ich mich an der Aussicht und gerade, als Ihre Zeilen in meine Hände kamen, glaubte ich, über zwei Tage nach Gefallen verfügen zu können. Doch ich habe mich umsonst gefreut und will nur wünschen, daß Sie nicht Mißtrauen in mein Wort und meinen guten Willen setzen mögen.

Hören Sie, was mich abhält, an den angegebenen Tagen nach Weißenfels zu kommen. Der Druck meiner Novellen geht zu Ende. Unangefochten war das Buch den Zensurstrichen entgangen, da, als hätten alle Dämonen sich verschworen, macht mir gestern der Zensor einen dicken Rötelstrich durch einen ganzen halben Druckbogen und heute in dem darauf folgenden vorletzten Bogen abermals durch ein paar Seiten. Sie können denken, daß solch ein Einhauen nicht ohne Gedankenmord hingeht. Ich muß mich also unverweilt hinsetzen und alle beiden Bogen umarbeiten und zwar augenblicklich. Eine sehr vergnügliche Beschäftigung! — Nun fürchte ich sehr, wird mir auch sogleich die Einleitung meines Journals nicht ohne Friedensbruch durchgehen. —

O, ich habe eine Wut, daß ich ein Tollmorden rennen könnte, wie's die Malayen nennen, und rate jedermann, mir nicht zu nahe zu kommen. Werden Sie mir dann verzeihen, beste Freundin! Wenn Sie nur nicht etwa für mich große Räumereien vorgenommen haben! Wohin reisen Sie doch? Ich hoffe in einigen Zeiten dies und Ihre unveränderliche Gesinnung gegen mich zu erfahren. Bitte zürnen Sie nicht! Die Schuld liegt wahrlich nicht an mir.

Leipzig, 8. August 1837.

Ein paar Zeilen zum Abschiede, die ich vor Ihrer Abreise noch an Sie abgehen ließ, teure Freundin, sind wahrscheinlich zu spät angekommen und in W. liegen geblieben. Damit Sie aber sehen, daß auch größere Entfernungen mich nicht gar zu saumselig machen, lasse ich Ihnen wenigstens einige Worte zugehen.

Mich drücken jetzt hundert Sorgen, die noch mit jedem Tage sich zu vermehren scheinen. Immer unverhüllter treibt die Willkür der Machthaber in den Vordergrund und wägt und probiert, schritzelt und feilt an jedem Gedanken herum, den man der Welt zu bedenken geben will. Schon letzthin schrieb ich Ihnen, daß die Zensur mir plötzlich tiefe Wunden geschlagen habe. Ich suchte noch mit guter Manier die Lücken wieder auszufüllen und schmuggelte glücklich meine Novellen vollends über den Grenzkordon. Gegenwärtig sind nun die „Europamüden“ in und unter der Presse, aber ich bin erschrocken über die Art und Weise wie man anfing, damit umzuspringen. Die ersten Bogen sahen aus wie ein Schlachtfeld. Kein Gedanke ward lebendig gelassen, — ich war ein geschlagener Mann. Da ich nun sehr wenig aufgelegt bin, mich willkürlich kreuzigen zu lassen, ergriff ich ebenfalls Maßregeln, stürmte der Zensurbehörde ins Bureau und drang auf ein anderes Verfahren. Zwar wunderte man sich, mußte mir aber doch zuletzt Gerechtigkeit widerfahren lassen, und restituierte das Gestrichene größenteils in integrum.

Seitdem habe ich jetzt Ruhe vor dem Streichen. Es bleibt aber immer ein Elend, und ich bin dadurch genötigt, ununterbrochen hier zu bleiben bis nach Beendigung des Druckes. Wahrlich, läßt sich die Gesamtheit der Deutschen dies unablässige Eingreifen der Willkür in ihr tiefstes Leben ruhig gefallen, so ist mein Bleiben in diesem Lande nicht mehr von Dauer. Ich ertrage es nicht, daß die Vernunft geknutet wird und lasse mir als Individuum eine solche Behandlung wenigstens nur einmal grollend gefallen. Lieber will ich Steine roden und mein Leben lang unter Wilden hausen, wo es wenigstens erlaubt ist, der Willkür Willkür entgegenzusetzen, als dieser entsittlichenden und alles Edle zerstörenden Zivilisation den gestickten Schuh zu küssen. Liebe Freundin, Sie werden mir noch recht geben, Amerika trotz seiner Geldaristokratie ist und bleibt demnach das Land der Zukunft. Geht nicht in die Städte, sondern

in die Wälder, traut Euch der Natur an, vergeßt, womit Ihr groß geworden seid unter Angst und Kummer, und es kommt doch endlich ein Frieden über Euch, der in Europa nur auf Momente — wenn man träumt — sich verhüllt erblicken läßt. Ich habs von Herzen satt und mein ganzes Wesen taugt nicht in dieses systematische Verhätscheln des Menschengeschlechts. Hätte ich den Spielraum, mich frei bewegen zu dürfen, so sollte sich das Publikum über den Willkomm wundern. Es würde ihn bald unwillkommen nennen. Vor der Hand will ich die Tugend der Heuchelei treiben, solange es sein muß und mein gefoltertes Herz nicht darunter bricht. Aber, aber — so ein gequetschtes Ding, das so gerne Nachtigallmelodien sänge, fängt an, Schakalsarien zu zwitschern, wenn es mit Gewalt zerstört werden soll. Solange ich kann, will ich den Kuckuck vorstellen. Das ist ein unschuldiger Vogel, der keine Variationen liebt.

Auch mein Journal martert mich und würde mich sogar ärgern, wenn ich es dazu kommen ließe. Den Gefallen aber erweise ich keinem Menschen; man weckt dadurch nur die Schadenfreude. Bei Ihrer Rückkehr werden Sie die ersten beiden Monatslieferungen mal zu Gesicht bekommen. Einzelheiten dürften Sie aussprechen, da ich auf möglichst viel Mannigfaltigkeit bedacht bin.

Wie geht es Ihnen in Freienwalde, bessert sich Ihre Gesundheit? Freuen will ich mich, wenn Sie ganz wohl und heiter wieder zurückkehren. Ich lebe hier sonst ganz vereinsamt. Es fliegt alles aus in die Nähe und in die Ferne. Seit vorigem Sonnabend ist nun auch unser Freund Kühne nach Hamburg abgereist, und ich habe indes die „Elegante“ elegant zu erhalten, wozu ich, weiß Gott, wenig tauge. Mich ziehts in die Welt, je weiter, desto besser! Am liebsten flüchtete ich mich ganz aus allen zivilisierten Staaten und würde Nomade oder sonst etwas, das meine innere Unruhe beschwichtigen könnte. In diesen Verhältnissen reibe ich mich entweder auf oder sauge mich so voll Gift und Galle, daß ich am Ende auch dem Besten Unrecht tue. Das wäre traurig. Können Sie es durch Tat, liebevolle Beschwichtigung, nur nicht aber durch Moral, so sollte michs freuen. Ich höre und nehme gerne ein gutgemeintes Wort hin und suche es zurecht zu legen für meine Empfindungen. Wäre nur mein leidenschaftliches Wesen weniger verschlossen! Manche halten mich für unendlich leidenschaftslos, diese aber bedaure ich wegen ihres Mangels an psychologischem Blick. Der kennt mich garnicht, der da glaubt ich sei leidenschaftslos.

Entschuldigen Sie dieses unzusammenhängende Gewäsch und schreiben Sie, wenn Sie Zeit und Lust haben ein paar freundliche Worte.

Leipzig, 28. August 1837.

Aus meiner baldigen Antwort, liebe Freundin, mögen Sie erkennen, wie angenehm mir Ihr Schreiben gewesen ist. Ich durfte

bei Ihnen wohl auf Teilnahme hoffen und konnte es deshalb um so eher wagen, mich ganz offen auszusprechen. Man hat mir diese Art und Weise, mich bereits bekannteren Individuen gegenüber zu geben, vielfach zum Verbrechen machen wollen, und gern gebe ich zu, daß Klugheit und Berechnung, Offenheit unter die Untugenden zählt. Soll man denn einer wenig löblichen Sitte zuliebe das etwaige Ursprüngliche in sich unter Schloß und Riegel legen, damit es den geringen Wert rechtzeitig verliere? Die Jesuiten der Zeit, deren es eine hinlängliche Anzahl aller Orten gibt, mögen die Offenheit eines Empfänglichkeit suchenden Herzens immerdar verlästern, Sie werden eher durch diese Fehler angezogen werden.

Was Sie mir in Ihrem lieben Brief zurufen, dem kann ich meinen innigsten Beifall nicht versagen. Ich müßte Ihnen recht geben, selbst wenn ich nicht Lust dazu hätte, und eine Art Starrheit, die mal jedem Manne anklebt, sich dagegen sträuben wollte. Nur gegen das Wort was sie aussprachen, es sei unser aller Los, besiegt zu werden von der Gewalt, muß ich mich auflehnen. Wahr mag dieser Ausspruch im allgemeinen auch leider sein, Geschichte, Erfahrung, tausend Beispiele sprechen dafür, aber dessen ungeachtet glaube ich nicht, daß es erlaubt ist, gleichsam in Form einer festgewurzelten Doktrin es für unbestreitbar richtig hinzustellen. Ist es Irrtum oder ein zu gewaltsames Aufbrausen des jugendlichen Mutes, was mich zwingt, ohne Rast und Ruhe gegen diese Verspottung der Gerechtigkeit im Lauf der Welt anzukämpfen; ich weiß es nicht; nur des Gefühles kann ich nicht Herr werden, daß hierin ein seltsamer Zwiespalt zwischen Gott und seiner Schöpfung zerstörend walte. Sie mögen mir darauf erwidern, daß der Fortschritt der Gesamtheit die Schmach, welche auf einzelnen lastet, wieder ausgleicht. Es ist dies wahr, es ist dies sogar die wunderbare Gerechtigkeitspflege der Geschichte selbst, die den ruhigen Beobachter versöhnen kann mit allen Greueltaten, an denen die Zeit in ihren barocken Launen sich oft wahrhaft erlustigt. Warum aber trifft denn gerade so oft die Tüchtigsten der vergiftende Pfeil und verhindert sie, an der Vollendung fortzuarbeiten, die ihres Lebens Ziel war? Der Philosoph hat darauf hundert schöne Antworten, der Mensch in der gerechten Lust seines Strebens, in dem Bewußtsein, einen Teil der göttlichen Kraft selbst zu besitzen, verwirft sie aber alle und kann nur festhalten an der Tatsache, die gegen den Himmel selbst zeugen möchte. Es gehört dies Beschwichtigen dieser vorwärts stürmenden Kraft freilich wieder zu jenem Aufgeben der Ichheit, das Sie verlangen und das, wie ich wohl weiß, auch das christliche Lebenselement zum Hebel der Seligkeit, der Zufriedenheit macht. Wer dahin kommt, sei's durch Naturanlage oder durch nachträgliche Ermüdung im Kampf, wird auch des Friedens teilhaftig werden, nach dem sich selbst der rüstigste Streiter zuletzt sehnen mag. Allein ich kann mir nicht helfen, diese negative Erfüllung des Lebenslaufes hat etwas Abstoßendes für mich, das wirklich nicht aus egoistischem Stolz hervorgeht, sondern

ein, wie mich dünkt, ganz natürliches Ergebnis männlicher Gesinnung ist. Etwas Erniedrigendes liegt in dieser Anforderung, den starken Menschen aufgehen zu lassen im Getümmel der Materie, oder, was doch auf das Gleiche hinausläuft, ein Märtyrer zu werden. Ich sehe nicht ein, weshalb das Märtyrtum besser sein soll als die siegende Kraft eines starken Individuums und kann im marmorstarren Beharren auf dieser Kraft kein antichristliches Handeln erblicken. Stärke und Ausdauer muß immer ehren, und, wird sie geübt für die Erreichung edler, großer Zwecke, so erhebt sie sich selbst unwillkürlich zur Tugend. Es scheint mir, als liege gerade in der Zweideutigkeit dieser sogenannten christlichen Anforderung etwas Unzartes, ein heimliches Verletzen der geistigen Würde, ohne es behaupten zu wollen. Irrtum ist hier sehr leicht möglich, weil doch am Ende jeder nur aus sich selbst heraus über das Objektive des Christentums ein Urteil fällen kann. Gewiß liegt in der Tiefe der Lehre selbst nicht die Absicht verborgen, die man von seiten des priesterlichen Begutachtens ihr untergeschoben hat. Das Priester- und Kirchentum hat unseliges Elend angerichtet im Leben und ist zu einem sehr großen Teil der Anstifter unserer gesamten Zerwürfnis in der Gegenwart. Wie unrecht und bedauernswert, um nicht zu sagen vernichtend ist nun aber der feige Terrorismus, nach dem es niemand gestattet ist auch nur im ruhigen Besprechen anerkannter Uebelstände dies Faule herauszuschneiden aus dem übrigen gesunden Körper des Christentums. Dies ist es, was mich drückt und oft aufbringt, auch mal gegen manches Gute. Dieser Willkür feiger Sektenherrschaft zu erliegen, kann nicht Wille sein der allgemeinen Gerechtigkeit; zu fühlen aber, daß man einen Titanenkampf eingeht, erzeugt höchstens die Leere einer Verzweiflung am Menschengeschlecht, die sich nur im lauten, herzbrechenden Gelächter Luft machen kann! —

Was Sie mir hinsichtlich meiner Uebersiedelung zurufen, hat auch sein tief Wahres. Wohl fühle ist selbst, daß der Schmerz um die verlorene Wiege, in der der gedrückte Gedanke hervorwuchs zum kämpfenden Helden, ohne Aufhören mit dem Jubel einer Freiheit ringen würde, die vielleicht nur im Glanze der Ferne schön erscheint. Finden würde ich gewiß vieles, was ich wünschte, nimmer aber das Glück, das ja des tiefsten Schmerzes Kind allein sein kann. Mir liegt das Glück nicht in jenem steten Rausche, worin die schwärmende Welt der Alltäglichkeit es erhaschen will, noch weniger in jener albernen Hauspostillenwirtschaft, in die Laube es jüngst eingefercht hat, — mein Glück, das ich suche, schimmert durch den lichten Frühlingsmorgen des Weltfriedens, an dem auch die Nebel des vergangenen Krieges hängen, während neue Wetter schon dunkel wieder am Horizonte lagern. Nicht die gehäbige Ruhe würde mich glücklich machen, nur die Aussicht möchte ich haben, die mir die Zukunft fernab in goldenen Sandalen die Welt beschreitend zeigt. Ich glaube nicht, daß dies zu viel Unerreichbares fördern

heißt. Auch ich kann mich bescheiden, wenn auch nicht immer stolz und gern. Es fällt im Wandel des Tages gar mancher Splitter ab, den die grollende Stunde losriß, und so schält sich aus der reifen Schale langsam ein wenigstens erträglicher Kern heraus. Uebrigens bin ich doch in mancher Hinsicht jetzt vergnügt. — Ein groß Teil schwüler Angst hat mich verlassen mit meinem Buche, jetzt drückt mich nur die Sorge um das Kind mancher traum- und schlaflosen Nacht und so tausendfach durchgefühlten Qualen. Friede ist zwar noch nicht, aber ein morgenroter Duft erquickt im Hinausblick in die Zukunft mein brennend durstiges Auge, und wohl darf ich hoffen, daß dem Sehnenden in irgend einer Weise Erquickung auch von längerer Dauer zuteil werden wird. Die Fortsetzung erst wird die letzten Trümmer begraben und ein freies Dach, ruhend auf schlanken Gedankensäulen, erbauen helfen. Dort hinein will ich dann die Wiege meiner Zukunft stellen und gern zufrieden sein, wenn sich statt des langen und unter Schmerzen gesuchten Kindes nicht ein häßlicher Wechselbalg darin vorfindet. Es müßte doch sehr hart hergehen im Drang des Welt- und Menschenlebens, wenn ich mich ganz unbedacht hinausdrängen lassen müßte aus der genügsamen Schar wenigstens edelmütig Strebender. — Ich mag und kann es nicht glauben, nicht denken! —

Beschleunigend, mildernd und sänftigend muß meiner Ansicht nach die Liebe auf jeden unruhig suchenden Geist einwirken. Es ist dies bei mir nicht bloß Meinung, sondern Gefühl; aber wie schwierig sind heutigen Tages die festknüpfenden Bande geworden! Die Zeit ist öde, darum sollte das Haus freundlich und einladend sein. Wo die Stürme sich um den Besitz der ganzen Erde zausen, mag es wohl erlaubt sein, ein stilles Glück, eine Beschwichtigung wenigstens im Arme der Liebe zu suchen. Es würde mir wohltun, käme ich dahin, und ich glaube wohl behaupten zu dürfen, daß meine Natur selbst bei ihrer stürmischen Erregbarkeit doch dies Glück zu beherbergen verstehen würde. Des Mannes Herz ist ebenso liebebedürftig als das des Weibes, und ein Leben ohne Liebe bei sonstiger Pracht doch trübselig. Auch dies mag ich mir nicht denken, es könnte mich für die Folgezeit entmutigen. Die Zeiten aber sind nicht darnach, Hütten zu bauen, und ich selbst bin am Ende gar zu wenig geschickt, zum Eintritt in eine etwaige Hütte ein anderes Wesen einzuladen. Dem Nicht-Liebenswürdigen möchten alle achtlos vorüberwandeln.

Dies möge genug sein für heute. Nach Freienwalde zu kommen hält mich nichts ab als des Zensors Feder, die wenigstens immer über mir hängt wie das Schwert des Damokles. Es ist darin auch kein Genuß für den Tag gegeben, obwohl man es ruhig ertragen muß, da eine Aenderung nicht in die Hand des Einzelnen gelegt werden kann. — Mein Journal ist nun bald in Ordnung gebracht. Sie werden bei Ihrer Rückkehr die erste Hälfte bald vorfinden. Erfreuen Sie sich einstweilen der lachenden Fluren in F.,

des heiteren Himmels und des wandelnden Glückes, das jeder neue Morgen spendet, jeder Abend verheißt. Stärken Sie Ihre Kräfte vollends für den Winter, dann werden wir uns auch einmal von Angesicht zu Angesicht sehen, wenn auch der Tag sich nicht bestimmen läßt. Sie kommen doch gewiß wieder einige Tage nach Leipzig.

Unsere Freundin Harkort ist jetzt in Kösen. Freund Kühn noch abwesend, wahrscheinlich mit Mundt auf der Reise von Hamburg nach Braunschweig. Er wollte eigentlich mit Fürst Schwarzenberg nach England gehen, wie er mir vor acht Tagen schrieb, hat seinen Entschluß aber plötzlich wieder geändert. Ich erwarte ihn im Laufe dieser Woche noch zurück. Haben Sie Zeit und Lust, so bitte ich um einige freundliche Zeilen.

Leipzig, 24. Oktober 1837.

Mein Versprechen zu lösen, verehrte Freundin, überschicke ich Ihnen ein Exemplar meiner „Europamüden". Den Wunsch, Sie mögen sich daran erfreuen, kann ich nicht laut werden lassen. Ich bin ein in seiner geistigen Entwicklung, in seiner Weltanschauung, in seiner ganzen politischen, religiösen und sozialen Ueberzeugung zu vereinsamter Mensch, als daß ich auf eine Teilnahme rechnen könnte, die aus Wahlverwandtschaften der Ansichten hervorginge. Da mir nun dieses nicht in den Sinn kommt, so bitte ich nur (und ich glaube, diese Bitte wird bei Ihnen nicht vergeblich angebracht sein), mit jener allgemeinen Teilnahme das Buch zu lesen, die, wenn nicht von Männern, doch ganz gewiß von allen Frauen zu erwarten ist. Die Absicht, erquickliche Süßigkeiten, schlecht verkramte Philosopheme, abgetragene Gedankenschnitzel anderer günstigen Orts an den Mann zu bringen, widerstrebt meiner Natur, die weit mehr Granitenes an sich hat als ihr selbst gut ist. Ich will entweder alles erreichen, oder gar nichts. Die Mittelstraßen aber sind mir ebenso widerlich als die zur Hälfte erreichten Ziele eingeschlagener Wege. Recht mag dies nicht sein, noch weniger klug, am wenigsten taktgemäß. Mir gilt aber dieser Takt, der jetzt leider in der Literatur einreißt und gar als das non plus ultra des Fortschritts gepredigt wird, sehr wenig, da ich in ihm nur den Perpendikelschlag einer unsteten, nach den Winden ausschauenden Gesinnung erblicke.

Sie sehen, liebe Freundin, daß ich es hier notwendig erachtet habe, mich selbst von der laufenden Literatur zu scheiden. Ich fühle, daß ich mit ihr nicht harmoniere, und achte die Wahrheit zu hoch und heilig, um zu heucheln. Ich habe meinen Zeitgenossen noch einiges zu sagen, — das sollen sie hören um jeden Preis. Dann trete ich aus, bin der schweigsame Beobachter und fliehe den Markt des Lebens, das mich abstößt. Ich kann nicht heucheln, ohne mich selbst zu verachten, bloßes Durchbringen seiner Ideen aber ist mir Heuchelei. Ich tauge dazu nicht und halte es deshalb für menschlicher, mich selbst zu überwinden. Billigen Sie diesen Entschluß

nicht, so hoffe ich wenigstens, daß Sie ihn achten werden, es tut ein jeder was er muß, vornehmlich aber diejenigen, die zu hart sind, um sich formen zu lassen von dem, was man Notwendigkeit nennt, mit dem Namen gemeine Schwachheit aber besser bezeichnen würde; hart, grob, wenn es sein muß, wahr immer, nie ausweichend, aber auch nie schwach will und werde ich sein und bleiben.

Verzeihen Sie mir diese Worte. Sie suchen ja immer zu sühnen und zu schlichten. Auch aus dieser harten Schale hülsen Sie vielleicht einen irgendwie genießbaren Kern heraus.

Meine herzlichsten Grüße unserer Freundin Harkort. Dürfte ich hoffen, Sie heute abend daheim zu treffen, würde ich auf ein Stündchen mich von Ihnen ins Gebet nehmen lassen.

Leipzig, 11. Januar 1838.

Meine Antwort auf Ihr freundliches Schreiben am Schluß des vergangenen Jahres, liebe Freundin, kommt etwas spät. Ich bin im brieflichen Verkehr womöglich noch saumseliger und unordentlicher als im persönlichen und muß dabei immer auf die Nachsicht der mir Befreundeten rechnen.

Vor allen Dingen lassen Sie mich nun meinen verspäteten Glückwunsch zum Neujahr noch nachholen. Möge Ihnen der Himmel alles, was Sie sich wünschen, doppelt gewähren! Es sieht dies zwar aus, wie ein Ueberfluß an Wünschen. Wenn man jedoch bedenkt, daß die liebe Zeit auch doppelte Bedürfnisse hat, so ist das scheinbare Zuviel schon unterzubringen.

Für die liebevoll teilnehmenden Worte, die Sie über meine „Europamüden" an mich richteten, danke ich Ihnen recht von Herzen. Ich glaube Ihnen als Beweis meiner Dankbarkeit, so wie ich Sie kenne, zum Neujahr nichts Angenehmeres von meiner Seite geben zu können als die Versicherung, daß mit dem genannten Buche für mich gewiß auf immer alle Zeitfragen erledigt sind. Es ist immer gut für den produktiven Menschen, selbst mit Aufopferung einzelner Vorteile auf einmal sich von den drückendsten Lasten zu befreien, die eine unbändig gärende Zeit über ihn deckt. Das rettet den schönen Kern und führt den rein poetischen Teil seiner Natur in den stillen keuschen Tempel der Kunst. Will er sich dort mit ihr trauen lassen, dann wohl ihm! Und vielleicht noch besser, wenn er es in der Realität auch bürgerlich zu diesem Akt bringen kann, der, dünkt mich, der jungen Literatur not tut zum schönen Gedeihen. Was meinen Sie wohl? Ich halte die Sache der Beobachtung und — Ausführung wert, wo es sich nämlich tun läßt.

Obwohl innerlich immer noch von einer sehr fluktuierenden Stimmung bewegt, bin ich doch im ganzen heiterer als vor einigen Monaten. Es regen sich in mir so viele Wünsche, abgerissene Akkorde aus dem Leben flattern auftönend um mein Herz, daß ich, bliebe mir sattsam Zeit dazu, immer produzieren möchte. Ob dies gut ist oder nachteilig, kann ich selbst nicht entscheiden; nur es zu ändern

steht nicht in meiner Gewalt. Darum gebe ich mich dieser Stimmung auch gerne hin, die ich für eine Notwendigkeit in der Lebensentwicklung anerkenne. Ich suche dabei aber das Gewaltsame, wozu meine noch immer zackige Natur hinneigt, langsam an der Besonnenheit stillerer Momente abzuschleifen und alles künstlerisch zu gestalten, ohne deshalb der Zeit und ihren Bestrebungen den Rücken zu wenden noch meine eigene republikanische Wesenheit zu töten. Bei diesem oft mit harten Kämpfen verbundenen Streben ist doch ein schöner Gewinn als Lohn zu hoffen. Man freut sich selbst des näher herangezogenen Sieges und kann mit Gewißheit auch auf die Erfreuung anderer hoffen, ohne der Belehrung Abbruch zu tun, In solcher Stimmung schrieb ich im verflossenen Dezember meine zweite Byron-Novelle, die ich zur Hälfte unserer Freundin Harkort vorgelesen, und wie ich meine, dieselbe damit wahrhaft erfreut habe. In den nächsten Tagen wird die zweite Hälfte die gleiche Revue passieren müssen. Es bleiben mir nun noch sechs solcher Produkte, die ich langsam in mir durcharbeite, obschon ich eigentlich zur Ostermesse das Manuskript in Druck geben sollte. Daraus kann nichts werden. Statt dessen setzt mir ein langgehegter Plan stark zu, tritt mehr und mehr in den Vordergrund meiner Seele, und ich fühle, daß ich die sich hier anhäufende Ideenmasse nicht gewaltsam zurückdrängen darf, ohne an mir selbst eine Art von Gedankenmord zu begehen. Ueberströmend voll davon, bedarf ich nur äußerer Ruhe, einer zweimonatlichen Abgeschlossenheit, um das Fertiggestaltete als Kunstprodukt dem Papiere anzuvertrauen. Den Stoff halte ich für sehr schön, unendlich reich und für das Publikum anziehend. Etwas Näheres vorläufig etwa darüber auszuplaudern verbietet mir eine Art Aberglauben, von dem sich ja niemand ganz frei machen kann. Sie mögen nur wissen, daß das deutsche Weib in seiner Gesamtstellung zur Sozietät moderner Gestaltung der Vorwurf dieses Romans ist. Ich brauche dabei fast nur Erlebtes zu erzählen, um zu ergreifen. Meinem Wollen zufolge soll dies Produkt in einer Beziehung mein Hauptwerk werden, also liebe Freundin, legen Sie im Voraus ihre segnende Frauenhand darauf. Es ist ein Buch für Frauen. Ob ich mal imstande sein sollte, mir unter Frauen ein Publikum zu erwerben? Sagen Sie es mir offen, ob Sie meinem Geiste so viel Elastizität zutrauen. Bevor ich nun aber dazu schreite, muß ich meine Kräfte zweiteilen. Der Lessing-Verein in Braunschweig hat mich aufgefordert, als Landsmann Lessings eine Novelle aus des großen Mannes Leben für den herauszugebenden Almanach zu schreiben und — nun ja, Willkomm war ein Narr — ich habe zugesagt. So macht man sich Not und Mühe, es ist aber doch auch Freude dabei. Mit Herz und Seele schwelge ich jetzt in Lessings Lebenskreisen und bilde und schaffe, um, wills Gott, was Erkleckliches zutage zu fördern.

Leipzig, 3. September 1839.

Man hört so wenig von Ihnen, werte Freundin, daß ich doch endlich einmal selbst wieder, wenn auch nur brieflich an Ihre Tür

klopfen muß. Es geschieht dies jedoch nicht ohne Begleitung. Ein toller, ungestümer, halb verrückter und wieder ein träumerischer, sinnender, melancholischer Schwärmer läuft wie ein Schatten neben mir her und schlüpft auch in Ihr Zimmer. Da aber bleibt er liegen, schrumpft zusammen und präsentiert sich Ihnen als ein dreibändiges Buch. Wenn Sie nun eine nähere Bekanntschaft mit diesem Buche eingehen, werte Freundin, so gedenken Sie des Verfassers in liebevoller Teilnahme. Sie werden diesmal einen ganz anderen Menschen in ihm finden, keinen unglücklichen Europamüden, keinen Weltzertrümmerer,, keinen ungestümen Revolutionär. Diese Lebensphase ist hinter ihm verschwunden, ohne ihm doch ganz entrückt zu sein. Was Gutes und Förderndes ihm daraus erwachsen konnte, das hat er wohlweislich sorgsam sich aufbewahrt, und den Widerhall davon werden Sie auch in diesem Buche, doch hier als wohltönendes, einladendes Fortklingen hören. — Ich lebe der festen Ueberzeugung, daß mein „Byron", wie er mich selbst mit hoher Freude im Schaffen, beglückte, so auch anderen heitere Stunden des Genusses und der Teilnahme bereiten wird. Von Ihnen, die Sie gewohnt sind, in jeder Produktion mit wohlwollendem Gemüte das Gute zu empfinden, zu genießen, darf ich dies vor allem erwarten; freuen aber sollte es mich, wenn Sie in meinem „Byron" die Keime zu einer gediegenen, glücklichen und im Blühen begriffenen Fortentwicklung meines Talentes erblickten und diesem die Möglichkeit einer redlichen Ausbildung zur Elastizität zugestehen könnten.

Vielleicht sehe ich Sie zur Messe wieder einmal in Leipzig, vielleicht trägt mich auch der Dampf einmal schnell nach Dresden. Ich würde dann nicht versäumen, Tharand zu besuchen, um Sie in Ihrer Behausung zu sehen. Geschieht beides nicht, so gibt mir wohl ein freundlicher Zettel von Ihrer Hand Nachricht von Ihrem Befinden, Ihrem Hoffen und Ihrem Urteil über mein Buch. —

Mit den besten Wünschen für Ihr Wohl stets Ihr Freund

Ernst Willkomm.

Am Neujahrstage 1837.

Zürnen Sie mir auch, daß ich Ihnen erst heute Ihren Aufsatz zurücksende? — Ich habe ihn mit so vielem Vergnügen und Belehrung gelesen, daß es mir doppelt leid tun würde, wenn Sie zürnten. Keiner hat vielleicht das Heranschreiten einer neuen Zeit tiefer empfunden als ich; meine Zeit ist hinter mir versunken und mit ihr vieles, was mir lieb und teuer war, an das sich meine Empfindungen, Ideen und Ansichten hinaufgerankt hatten; allein es fehlt mir auch nicht an Sympathie mit der neuen Zeit, bleibt es mir gleich immer fühlbar, daß ich nicht ihr Kind bin; sie hat mich so mächtig erfaßt, daß es mir durchaus unmöglich sein würde, von allen meinen Romanen jetzt auch einen einzigen schreiben zu

können, und Ihr Aufsatz hat mir das Warum um vieles klarer gemacht. Wir alle wollen jetzt durch das Schauen des Werdens das Gewordene begreifen. — Nur eine Gattung des modernen Romans hätte ich von Ihnen noch genauer bezeichnet gewünscht; ich habe keinen Namen für dieselbe — aber ich nenne Ihnen Kühnes „Quarantäne" und Mundts „Unterhaltungen mit der Madonna", um Ihnen meinen Gedanken deutlich zu machen. Sie gehören nicht zur Biographie der Geschichte, sondern zur Biographie des Individuums, denn der Dichter gibt uns in ihnen ein Bild seiner eigenen Entwickelung mit allen Schmerzen und aller Lust der Seelenzustände, durch die diese ihn führte. Diese unendliche Vielgestaltigkeit geistiger Entwickelung scheint mir mit das Hauptelement des Romans in unserer Zeit zu sein. Ehemals gingen diese Seelenzustände an den Dichtern vorüber, nun muß er selbst durch alle Lust und Qual derselben hindurchgehen, und die Dichter unserer Tage scheinen nicht die Fähigkeit zu besitzen, das Heterogene in sich aufnehmen zu können, um es zu Produktionen zu verarbeiten. — Alle Romane des jungen Deutschland sind Bekenntnisse. Goethe machte durch solche Bekenntnisse immer irgend einer, seinem eigenen Wesen fremdartigen Richtung Luft, die er dadurch von sich wies; wir werden sehen, wie es das junge Deutschland mit seinen Romanen halten wird. —

Sie nehmen es hoffentlich nicht für eine leere Redensart, wenn ich Ihnen sage, daß es mich recht erfreut hat, Sie kennen gelernt zu haben. Meine Teilnahme an Ihrer literarischen Wirksamkeit ist dadurch noch um vieles lebendiger geworden, und ich möchte gern, daß Sie mir auch ein freundliches Andenken bewahrten. Lassen Sie mich zuweilen erfahren, was Sie dichten und schaffen. Geißeln Sie auch in diesem neuen Jahre in Gottes Namen alle Dummheiten, Anmaßungen und Unverstand tüchtig durch, — bedenken Sie aber auch zuweilen, daß Sie es mit keiner abstrakten Idee, keinem toten Buche zu tun haben, sondern mit einem lebendigen, menschlich fühlenden und leidenden Wesen. Hart und streng darf die Kritik sein, sie soll es wohl gar sein, aber nicht barbarisch. — Bitte, bitte! —

Ich wünsche Ihnen zum neuen Jahre viel heitere Träume und schöne Hoffnungen — sie sind das Beste, was uns das Leben zu geben hat.

8. Juni 1837.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief, lieber W. Auch ohne zu schreiben, habe ich Ihrer oft gedacht und gewünscht, daß Sie meiner eingedenk sein möchten. Noch lieber plauderte ich mal recht ungestört und traulich mit Ihnen; an Stoff würde es uns nicht fehlen, und ich sollte meinen, daß Ihnen ein kleiner Ausflug nach Weißenfels ganz gut tun würde. . . .

Beschäftigt habe ich mich in der letzten Zeit viel mit Ihnen. In den „Dioskuren" las ich „des Knaben Mißgeschick und Liebe"

— in der „Eleganten“ die „Grenzwanderungen“. — Beides mit wahrer Freude erst an den Dichtungen selbst und dann auch an dem Dichter. Lieber Freund, mich rührt das tiefe, warme Herz, mit dem Sie die Krankheiten der Zeit und die schwere Schuld, die auf unsern bürgerlichen Einrichtungen lastet, so tief fühlen, — ich habe Ihnen oft während des Lesens die Hand gedrückt und mit Ihnen dies und jenes gesprochen. In Ihrem Herzen schlägt eine wahre Dichterader. — Sie kopieren nicht bloß Gestalten, Sie erschaffen sie, teilen Ihnen Leben, selbstempfundenes, selbsterlebtes Leben mit. Ich erwarte jetzt mit Zuversicht von Ihnen noch viel Schönes. Aus innerer Zerrissenheit, aus Mißmut und Aerger keimt aber keine Schönheit auf. Zorn und Schmerz sind heilige Elemente. Auch der Haß kann dies sein; wer aber als Dichter seiner Mitwelt wahrhaft lieb und verständlich werden und in der Nachwelt fortleben will, muß die Harmonie ahnen lassen, in der sich alle Dissonanzen lösen; sonst wird er nur durchblättert, besprochen, vergessen. —

Gewiß, Willkomm, der Unmut der in Ihnen gärt, gehört Ihrer innersten Natur nicht an, Sie werden ihn in den „Europamüden“ auszürnen und sich dann hoffentlich um vieles leichter fühlen. Ich bin sehr gespannt auf dies Werk und möchte es gern in seiner ersten Gestalt lesen, ehe sie daran glätten und feilen. Ist das nicht möglich zu machen? Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß man mit Blut und mit Tränen unnennbaren Schmerz aus tiefstem Herzen hervorschreiben kann, auf das Mitgefühl der Menge darf man da nicht rechnen, doch wird es Ihnen nicht an Lesern fehlen, die sich von der Kraft und der Wahrheit mächtig ergriffen fühlen werden. Von dieser Wahrheit verspreche ich mir auch einen ausgezeichneten Erfolg, weil sie es gerade ist, die allen Werken der neuen Schule — Kühnes „Quarantäne“ nehme ich aus — fehlt. Laube und Gutzkow z. B. reden immer und immer wieder von ihrem „Ich“. Aber Ichheit und Selbstheit sind himmelweit von einander verschiedene Dinge. Sie sind ein wirklicher, lebendiger Mensch mit Herz und Gemüt und reden nicht bloß von gemachten Schmerzen und Herzen. —

Eins möchte ich Sie fragen und würde es, wenn Sie hier neben mir auf dem Sofa säßen: ich habe ein Divinationsvermögen für Seelenzustände, das mir oft tiefverschlossene Gemüter auf eine ihnen selbst unbegreifliche Weise im Vertrauen zugewandt hat. Ihnen habe ich die Erschütterungen gewaltiger Leidenschaft nicht angefühlt. — Ich halte Sie derselben fähig, glaube aber, daß die Energie der Leidenschaft sich noch nie in der Wirklichkeit in Ihnen entfaltet hat. Es ist Gewitterschwüle in Ihnen. Sie lechzen — aber das Gewitter hat sich noch nicht zusammengezogen, noch nicht entladen. O, diese Sehnsucht nach Leidenschaft! nach Vollgenuß aller Kräfte! — Ixion und Prometheus in einer Person! — Gott behüte Sie davor! — Habe ich recht erraten? —

Ihr dritter Wunsch hängt gewiß mit Ihrem Herzen zusammen und ist darum der schönste und geheimste. Es gibt noch

viele kleine, hübsche Freudenhimmel in der Welt und mir können Sie glauben, wenn ich das sage, denn ich habe in furchtbare Tiefen der Verzweiflung geblickt und schaudervollen Jammer im Leben viele Jahre mit mir umhergetragen, aber ihr seid nicht mehr fromm und still genug, um sie euch zugute kommen zu lassen. Einen festen Halt muß der Mensch in seinem Jammer haben; hat er diesen an Gott, so gehört er zu den Glücklichsten, sonst muß er ihn in gewissenhaftem Pflichtgefühl finden, alles andere reicht nie aus und bricht wie Rohr, wenn man sich daran lehnt. Wer aber nur einen solchen Anhalt hat, dessen Leben klärt sich auch gewiß früher oder später auf. — . . . . .

Freienwalde, 26. August 1837.

Ich weiß es Ihnen aufrichtig Dank, lieber Willkomm, daß Sie sich meiner erinnert haben und habe seit dem Empfang Ihres Briefes mehr denn je gewünscht, einige Tage mit Ihnen zubringen zu können. Könnte ich Sie doch zu mir herzaubern! Diese idyllisch friedliche und blühende Gegend, diese Sommertage, die kein Land und kein Klima schöner aufzuweisen haben kann, und dann auch die Gewißheit meiner herzlichen; Sie verstehenden Teilnahme — gewiß, guter Willkomm, es sollte Ihnen hier gefallen und Sie manches von sich bannen, was sich als Kobold, als böser, tückischer Kobold an Ihre Fersen hängt. Mein lieber Freund, wer fühlte sich wohl nicht durch so manches beklemmt und beängstigt, was rund um uns her vorgeht; was Sie aber nicht ahnen ist, daß die Jugend in Ihnen brauset und schäumt! Sie Glücklicher! Mit welcher wehmutsvollen Sehnsucht werden Sie nach Jahrzehnten auf die Kraft zurückblicken, mit der Sie sich jetzt titanengleich gegen eine Macht aufbäumen, von der besiegt zu werden unser aller Los ist! — Der Mensch ist nicht bloß ein glückbedürfendes, sondern auch ein glückberechtigtes Wesen; die Menge empfindet bloß einen unklaren Trieb nach sinnlichem Wohlsein. — Sie aber, Willkomm und viele mit Ihnen sehnen sich nach innerer, größerer Regsamkeit und minderer Bedrängnis von außen sowohl in bürgerlicher und politischer als auch in geistiger Hinsicht. Wir sind alle dem Zustand entwachsen, in dem unsere Vorfahren glücklicher lebten als wir, weil sie ihren Sinn und ihre Kraft gutmütig und behaglich nur auf das Erreichbare richteten; diesem stillen, gemütlichen Leben haben wir entsagt, wir sind in ein geistigeres Gebiet eingetreten. Das Tor jenes Paradieses ist hinter uns geschlossen; aber es ist ein Irrtum, wenn Sie glauben, sich jenseits des Meeres ein neues bauen zu können. Von dem Fluch der Kultur macht sie nichts wieder frei, guter Willkomm. — Es geht uns mit unserem geistigen Verkehr wie den Branntweintrinkern mit dem Branntwein; er ist ihnen Bedürfnis geworden; sie können sich nicht wieder von ihm entwöhnen. Wie würden Sie sich, wenn Sie sich im Schweiße Ihres Angesichts Ihr kärgliches Brot mit rüstiger Arbeit verdienen

sollten, nach den verlassenen Fleischtöpfen der Literatur und der Journalistik zurücksehnen! — Wie intellektuell kräftig würde Ihnen Ihr jetziger Zorn und das Gefühl erlittener Schmach erscheinen! — Nein, lieber Willkomm, — dort drüben gibt es für Sie kein Eldorado mehr! — Sie müssen hier im Mittelpunkt, im Herzen Ihres Daseins kämpfen, leiden, leben, wüten und sich läutern. Glauben Sie mir, es duldete Sie nicht außer dem Vaterlande, Sie müßten zurück. — Durch welche Flammen und Fluten Sie Ihr Genius führen, ob Sie zum Frieden und zur Klarheit, zur versöhnenden Erkenntnis Ihrer selbst und Ihrer Zeit kommen werden, weiß ich nicht; wohl aber, daß ein solcher Kampf mehr wert ist als tote Ruhe und schlaffe Zufriedenheit mit dem Bestehenden. Ich weiß nur zwei Wege, auf denen Sie zu dieser Versöhnung kommen könnten; allein, ich glaube Sie nicht geeignet, einen von beiden oder vielmehr beide, denn sie vereinigen sich, zu betreten. — Ein, ich möchte sagen, liebliches Gefühl vom Dasein Gottes, das Bewußtsein seiner Persönlichkeit würde, wenn es in Ihnen aufginge, Sie haben es jetzt nicht, wohl aber eine stumme, verschleierte Sehnsucht nach demselben, Sie aus der Nacht zum Licht führen, und so könnte auch, wie ich glaube, die Liebe dies tun, wenn Sie mit der heiligen Zuversicht unverlierbaren Besitzes Sie beglückte. Noch einmal, ich ahne nicht, auf welchen Pfad Ihr Genius Sie führen wird, aber mein innigster Wunsch, lassen Sie es mich sagen, mein Gebet ist, daß in Ihnen die Liebe über die Selbstsucht siegen möge. Nur in der Liebe ist Heil, Rettung, Friede, Versöhnung, nur sie verklärt das Selbst, indem sie das Ich besiegt. Dies Vernichten des Ich ist das wahre christliche Mätyrertum, zu dem wir alle berufen sind. —

In der Mitte des September komme ich nach Weißenfels zurück. Richten Sie sich dann so ein, daß Sie noch vor der Messe auf ein paar Tage zu mir kommen können. Sehen Sie meine stille Klause wie eine amerikanische Waldhütte an, in der Sie von allem, was jenseits vorgeht, nichts gwahr werden sollen. Sie müssen die Wahrheit meiner Teilnahme fühlen, lieber Willkomm, und meine treue Herzlichkeit wird Ihnen dadurch gut tun, daß Sie mit mir ohne irgend eine Furcht vor Mißverständnis, unbedingt offen von allem reden können, was Sie bewegt und was Sie erleben. Ich kann schweigen wie ein Mann und bin zuverlässig, als ob ich ein Freund meines Freundes wäre, und dabei teilnehmend wie nur Frauen es zu sein vermögen.

. . . . ., 19. Dezember 1837.

Ich danke Ihnen herzlich, lieber Willkomm, daß Sie sich meiner und meines Geburtstages so freundlich erinnert haben; allein, ich würde nicht bis heute gezögert haben Ihnen zu schreiben, wenn nicht alle meine Anfragen, ob Sie schon wieder von Ihrer Reise zurückgekehrt seien, unbeantwortet geblieben wären. Unser

letztes Zusammensein in Leipzig hat mir einen betrübenden Eindruck hinterlassen. Sie waren so verstimmt, so freudenlos, mein guter Willkomm, daß es mir unaussprechlich leid tat, und wenn ich mir gleich sagte, daß auf Ihrer Gemütsstimmung der Widerschein körperlichen Unbehagens als so düsteres Grau lag, so schmerzte es mich doch, daß so gar nichts zu Ihrer Erheiterung geschehen konnte. In Ihrem Briefe sagen Sie mir nun kein Wort, wie es Ihnen geht, und doch interessiert mich dieses wahrhaft. Sie sind wieder heiterer, mutiger und freudvoller? Ich wollte Ihnen, als ich Ihre „Europamüden" gelesen hatte, einen langen Brief darüber schreiben, da fand ich im Mitternachtsblatt von Brinckmeier alles, was ich Ihnen schreiben wollte, schon gesagt und das so buchstäblich, daß ich es nur hätte wiederholen können. Ich freue mich aber, daß das Buch hinter Ihnen liegt und wünsche von ganzem Herzen, daß Ihnen nie, nie die Versuchung werden möge, ein zweites solcher Art zu schreiben, in dem sich der Einfluß des Zeitgeistes auf das Individuum in so gräßlichen, furchtbaren Blitzen entladet. Allein, W., ob ich gleich ein Weib bin, begrüße ich doch Sie und Ihr Buch und dies Begrüßen ist Anerkennung.

Ich war in dieser Zeit krank, beinahe drei Wochen bettlägerig und noch länger zu matt und angegriffen, um schreiben zu können. Da habe ich dann viel gelesen und es recht vermißt, daß ich niemand in meiner Umgebung habe, mit dem ich über das Gelesene sprechen kann. Gutzkows „Zeitgenossen", Mundts „Delphin", Laubes „Bürger" und „Krieger", Ihre „Europamüden" — wie anregend war das alles! — Sie sind wieder fleißig und arbeiten mit Lust und Liebe? Ich habe in dieser letzten Zeit der Dudevant „Mauprat" mit vielem Vergnügen übersetzt; ich möchte gern, daß Sie ihn nach seiner Erscheinung rezensierten; da ich bei dem Buche nicht weiter beteiligt bin, eine gute, lesbare Uebersetzung zu liefern, ist ja meine Pflicht, so kann ich diesen Wunsch ganz unbefangen äußern. George Sand ist eine zu merkwürdige Erscheinung, als daß sie nicht vielseitig besprochen zu werden verdiente. Der Name war bei den deutschen Frauen so verrufen, daß keine sich getraute, etwas von George Sand zu lesen. Ich hatte den Mut, die Dudevant in Deutschland gesellschaftsfähig zu machen, indem ich ihre „Indiana" übersetzte und sie dadurch in den Kreis edler, gebildeter deutscher Frauen einführte. Mein Name verbürgte, daß „Indiana" kein unsittliches Buch war. „Mauprat" ist nun vollendet, merkwürdig, weil sie ihr Ideal von Liebe und Ehe darin aufgestellt hat. —

Weißenfels, 27. Januar 1838.

Ihr Brief hat mir mit samt seiner Begleitung so viel Freude gemacht, daß ich ihn gleich in der Stunde seines Empfanges hätte beantworten mögen. Allein, ich leide bei der blendenden Schneedecke um mich her jetzt so an meinen Augen, daß ich mich am Schreibtisch auf die dringendsten Arbeiten beschränken muß. . . .

Was mich vorzüglich in Ihrem Brief interessiert hat, ist die Versicherung, daß Sie für sich mit den „Europamüden“ alle Zeitfragen für erledigt halten. Das glaube ich nun freilich nicht, lieber Willkomm, und möchte es auch nicht, denn wer kann bestimmen, von welchem gewaltigen Sturm wir alle noch erfaßt werden können; allein, für einige Zeit wird es Ihnen gewiß wohltun, den Geier von sich fern zu halten, der Ihnen Promotheusqualen bereitet hat. Ruhen Sie sich aus, mein Freund; wenden Sie sich der schönen, hoffnungsvollen Seite unserer Zustände zu. — Ihr Shelley ist mal wieder eine schöne Entfaltung Ihres Talentes zur Seelenauffassung; zur harmonischen Ausbildung unseres Wesens gehört Ruhe. Zerrissenheit ist immer Krankheit, und wir sollen gesund sein wollen. Arbeiten Sie sich nur in eine andere Auffassungs- und Darstellungsweise hinein. Es ist nicht meine Meinung, daß Sie Ihre Individualität aufgeben sollen; im Gegenteil, gerade diese wünsche ich sich immer freier entfalten zu sehen. Benutzen Sie diesen gewaltigen Trieb zum Produzieren; es kommen auch wieder dürre, öde Stunden, in denen man sich flügellahm fühlt und in denen man zu keinen Reizmitteln seine Zuflucht nehmen darf, ohne sich zu zerstören. Lieber Willkomm, ich habe mich herzlich an Ihrem Briefe erfreut und rufe Ihnen aus voller Seele: Glück auf, entgegen. Ihre zweite Byron-Novelle wird mir gewiß viel Freude machen. Auch können Sie sich gewiß denken, wie mich die Andeutungen interessiert haben, die Sie mir von Ihrem nächst zu schreibenden Werke gaben. Aber, Willkomm, es ist eine gewaltige Aufgabe, die Sie sich gestellt haben: das deutsche Weib in seiner Gesamtstellung zur Sozietät moderner Gestalten! Haben Sie denn Gelegenheit gehabt, die Frauen in den mannigfachen Abstufungen der bürgerlichen Verhältnisse genau kennen zu lernen? — Auf Frauen bürgerlichen Standes haben die sozialen Verhältnisse in den letzten 20 Jahren ganz anders eingewirkt als auf die Frauen höherer Stände. Auch die Frauenvereine haben einen Grund zur Emanzipation gelegt, der bei einer geschichtlichen Darstellung der Entwickelung unseres jetzigen sozialen Zustandes beachtet zu werden verdient. — Sie fragen mich, ob ich Sie fähig glaube, sich unter Frauen ein Publikum anwerben zu können? Ja, denn Sie achten und Sie lieben uns, aber Sie verstehen uns nicht. Die weiblichen Gestalten in den „Europamüden“ zeigen, daß wir Ihnen noch ungelöste Rätsel sind; freilich liegt in diesem ungelösten Rätsel auch wieder ein tieferer Reiz, — nun, wir werden ja sehen! —

Ich fange an zu glauben, daß Ihre Jahrbücher sich festen Fuß gewinnen werden. Sie wissen, daß ich anfänglich daran zweifelte, allein, Ihre Tüchtigkeit wird durchdringen. . . .

Was wird aus Ihrer Erstlingsnovelle werden? Es ist schön, sich in solcher Weise in einen so hohen Geist ganz hineinzuleben, und ich denke, es wird Sie nicht gereuen, dies Versprechen geleistet

zu haben. Quälen Sie sich nicht mit meiner „Clorinde", das Buch kann Ihnen nicht zusagen. Sie können nur polemisch dagegen zu Felde ziehen und werden das doch aus Rücksicht nicht so scharf tun wollen als Sie wohl möchten. Wollen Sie aber eine Anzeige davon liefern, lieber Willkomm, so fürchten Sie nicht, mir durch Tadel wehe zu tun. Ich kann diesen wirklich vertragen. —

Ueber Mundts Novelle sind wir beide gleicher Meinung. Es ist mir unbegreiflich, daß K. die tiefe, widerliche Unsittlichkeit derselben gar nicht beachtet. Die Flucht der Tochter mit G. ist durch und durch unsittlich und unwahr. Ein Mann, der unser Geschlecht wahrhaft achtete, hätte so etwas nicht erdichten können. Wie wenig Männer sind aber jetzt noch fähig, reine, edle Weiblichkeit darzustellen?

Dieser Winter ist seit 15 Jahren der erste, den ich nicht zum Teil in Leipzig verlebe, allein, mir ist ganz wohl in meiner Einsamkeit. Ich arbeite viel und lese viel. Die Zeitbegebenheiten erquicken mich. Es offenbart sich doch eine Opposition, es spricht sich doch eine würdige Gesinnung würdig aus, gelt! Ich war ganz krank und matt durch all die Erbärmlichkeit der Menschen geworden, die für die edelste Angelegenheit nichts als Worte, nur Worte hatten und die die Machthaber mit einem Stücke Brot hinlocken konnten wie sie wollten. Endlich sah ich aber mal wieder Männer auftreten, denen Recht und Gesetz mehr gelten als ihre bürgerliche Stellung. Auch die Kölner Angelegenheit ist gut, — es ist ein Hauch frischer Lebensluft darin.

Adieu lieber Freund! — Wenn Sie mir auch ferner die Jahrbücher und die westlichen Blätter durch Kollmann senden wollen, werde ich es Ihnen Dank wissen.

Ihre aufrichtige Freundin
Fanny.

Lebenslauf.

Am 2. Oktober 1889 wurde ich, Fritz Hinnah, evangelischen Bekenntnisses, geboren zu Mülheim a. d. Ruhr, Rheinprovinz, als Sohn des Rektors Friedrich Hinnah. Von 1895 bis 1900 besuchte ich die Volksschule, seitdem das Gymnasium meiner Vaterstadt, das ich nach bestandener Reifeprüfung Ostern 1909 verließ. Ich bezog darauf die Universität, um Deutsch, Geschichte, Philosophie und Religion zu studieren und brachte in Tübingen 3, in Berlin 1 und in Münster 6 Semester auf der Universität zu. Ich hörte Vorlesungen und nahm teil an Seminaren, Uebungen und Proseminaren bei den Herren Professoren und Privatdozenten: Adickes, Bohnenberger, Busch, v. Fischer, Goetz, Günter, Jacob, Voretzsch, Zinkernagel, Drescher, Hintze, Lenz, R. M. Meyer, E. Schmidt, Spranger, Ad. Wagner, Wilamowitz-Moellendorf, Becher, Cauer, Ehrenberg, Erler, Hielscher, Hoffmann, Jostes, Schwering, Seeck, Simon und Spannagel.

Meinen verehrten Lehrern, namentlich Herrn Professor Dr. Schwering, der mir zu dieser Arbeit die Anregung gegeben hat, bin ich zu Dank verpflichtet, ebenso wie ich an die freundliche Unterstützung zur Erlangung der notwendigen Literatur durch die Königl. Universitäts-Bibliothek in Münster mit Dankbarkeit zurückdenke. Besonderen Dank schulde ich auch den Verwandten Ernst Willkomms, zumal der Frau Elsa Rivas in Bordeaux, die mir in freundlicher Weise Teile des Nachlasses von Ernst Willkomm zur Benutzung überlassen hat.

